Josef Schreyvogels tagebücher, 1810-1823

Joseph Schreyvogel

Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte

Band 2

Josef Schreyvogels Tagebücher

1810–1823

Herausgegeben

von

Karl Glossy

I. Theil

Berlin

Verlag der Gesellschaft für Theatergeschichte

1903

Josef Schreyvogels Tagebücher
1810–1823

Mit Vorwort, Einleitung und Anmerkungen

herausgegeben von

Karl Glossy

I. Theil

Berlin
Verlag der Gesellschaft für Theatergeschichte
1903

Druck der k. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Professor Dr. August Sauer

in treuer Freundschaft

zugeeignet.

Vorwort.

Wer in Schreyvogels nachfolgenden Tagebuchblättern Aufzeichnungen erwartet, wie sie gewöhnlich von Bühnenleuten geboten werden, wird die beiden Bände unbefriedigt aus der Hand legen. Denn nichts von alledem ist darin zu finden, keine Kulissengeschichten, keine intimen Mitteilungen über Kunstgenossen und was sonst zu den Pikanterien dieser Literaturgattung zählt.

Schreyvogels Aufzeichnungen sind vielmehr eine Art Chronik der inneren Kämpfe eines Menschen, der nach Vollkommenheit strebte und zu diesem Zwecke ein Tagebuch führte. „Wie alle Religionen Stunden des Gebetes und der Betrachtung haben, so sei es mir Religion, mich in diesem Tagebuche mit meinem besseren Selbst zu beschäftigen“ — heißt es auf einem dieser Blätter, die sich in ihrer Gesamtheit als ein psychologisches Denkmal eines Mannes darstellen, der bis ins vorgerückte Alter bemüht war, seine moralischen Fehler zu bekämpfen.

„Wäre den Menschen ihr geistiger Zustand und ihre Sittlichkeit ebenso wichtig als ihr bürgerliches und physisches Wohl“ — bemerkt er einmal — „so würden und müßten alle ordentlichen Leute um so gewisser moralische Tagebücher führen.“ Zu dieser Erkenntnis ist Schreyvogel erst in voller Mannesreife gekommen, nachdem er lange zwischen Weisheit und Torheit geschwankt, reiche Erfahrungen gesammelt und durch ein tiefes philosophisches Studium die Geheimnisse

des geistigen Lebens ergründet hatte. Schon viele Jahre vor Beginn dieses Tagebuches wollte er Ordnung in sein Inneres bringen. Das erstemal im November 1796, kurz nach seiner Rückkehr aus Jena, wo ihm der Umgang mit den literarischen Größen der Zeit ein neues Leben erschlossen hatte. Nur drei Tage blieb er seinem Vorsatze getreu; das Wiener Leben mit seinen mannigfaltigen Anreizen ließ ihn nicht zur Sammlung kommen. Als er im November 1798 zum zweitenmale es unternahm, ein Tagebuch — diesmal in französischer Sprache — zu führen, hielten ihn schon nach kurzer Zeit drückende Sorgen und körperliche Erschöpfung von der Fortsetzung ab. Leider sind diese Blätter verloren gegangen.

Die Lektüre der großen Moralisten und das Studium der Kantischen Philosophie hatten inzwischen seine sittliche Kraft gestählt und ihn zur Einkehr veranlaßt. Zu seinem Tagebuch ist er aber vorzüglich durch die Bekanntschaft mit dem Leben Franklins und dessen Versuch, zur sittlichen Vollendung zu gelangen, angeregt worden. Ein Büchlein, das sich dieser angelegt, worin er die Tugenden verzeichnete, die er an sich zu erproben unternahm, enthält als Wahlspruch eine Stelle aus Addisons Cato, die sich in Schreyvogels Tagebuch ebenfalls findet. Auch Gibbon, Lavater und Montaigne waren ihm Vorbilder und in dem Leben hervorragender Männer suchte er das Große und Edle im Menschen auf, um seinen Charakter auszubilden.

Wie Franklin verzeichnet auch Schreyvogel die Tugenden, die er zu üben habe, um zur ethischen Vollendung zu gelangen.

Zorn, Mangel an Wirtschaftlichkeit, an Stärke und Überlegung, sowie Eitelkeit und Stolz gibt er als seine Fehler an, die ihn zu nützlichen Beschäftigungen untaug-

lich gemacht hätten. Außer diesen Schwachheiten des Charakters beklagt er auch, durch Verstandesfehler in seiner ethischen Entwicklung gehemmt worden zu sein; die Nachgiebigkeit gegen die Eindrücke des Augenblicks habe das Unglück seines Lebens gemacht. Grillparzers Bemerkung, Schreyvogel gehöre unter die vielbewegten Geister, die teils mit, teils ohne Schuld sich ewig aus der Bahn herausgerissen finden, auf die die Natur sie hingewiesen hat, findet in Schreyvogels Aufzeichnungen die vollste Bekräftigung. Daß er kein unwichtiger Mensch und seine Geistesbildung nicht gewöhnlich sei, diese Erkenntnis war es, die ihm seine moralische Besserung zur Pflicht machte. Er wollte in der Welt noch etwas leisten und dem öffentlichen Wohle dienen, er wollte der Allgemeinheit durch seine Talente nützlich sein; aber er fühlte, daß hiezu Gelehrsamkeit und Wissen nicht hinreichen. Ein Mann, der als Gelehrter, als Staatsdiener oder durch sonst eine öffentliche Stellung berufen sei, zur Besserung des Volkes beizutragen, müsse vorerst selbst fehlerfrei sein, nicht weniger auch der Schriftsteller, dem im Kulturleben eine große Aufgabe zufalle. Ein Moralist ohne Sittlichkeit sei das verächtlichste aller Wesen. Nicht ohne Einfluß auf diese Betrachtung mag auch der Zustand in Schreyvogels Vaterland gewesen sein; er kannte die vortrefflichen Eigenschaften des Volkes, dem in harten Zeiten schwere Prüfungen auferlegt wurden und mußte, wie so viele Erleuchtete seiner Zeit, bedauern, daß die geistige Kraft dieser Masse durch ein System geschwächt wurde, das dem sinnlichen Genuß die Pforten weit geöffnet, vor jedem geistigen Hauch aber sie ängstlich verschlossen hatte. Daß dieses Sichgehenlassen ein Volk entnerven und seine Moral schädigen müsse, mochte der Urheber des Systems wohl geahnt haben, aber politische Maximen wurzeln nicht immer im

Boden der Moral. Zur Zeit, als Schreyvogel sein Tagebuch begann, hatte es den Anschein, als sollte es in Österreich heller werden. Emphatisch verkündete ein neues Zensurgesetz, daß von nun an kein Lichtstrahl, woher er auch komme, verborgen bleiben solle. Aber diese Verheißung stellte sich gar bald als eine große Lüge dar, denn es blieb alles beim alten. Schreyvogel selbst hatte es erfahren müssen, wie wenig die geistigen Fähigkeiten in einem Lande beachtet wurden, wo alles auf Routine hinauslief. Er dachte in diesen Tagen über die sittliche Entwicklung der Menschheit wiederholt nach und er mußte sich sagen, daß im Moralischen die Menschen seit Sokrates und Plato nicht fortgeschritten seien und hätten die Griechen die Erfahrung der späteren Zeit gehabt, sie nichts zu erfinden übrig gelassen haben würden.

In Betracht seines eigenen Charakters hat Schreyvogel ein volles Bekenntnis seiner moralischen Schwächen in den Tagebüchern niedergelegt. Allen Fehlern stellt er den Jähzorn voran, den er zu bezähmen sich ernstlich bemühte. Montaigne war ihm hiefür ein Muster und Plutarchs Abhandlung über die Bezähmung des Zorns ein Leitfaden, sowie er sich auch in Senecas Abhandlung über diese Leidenschaft Rat erholte.

Man solle — sagt er sich — über den Zorn ebenso beschämt sein wie über Unzucht und Trunkenheit. In seinem Berufe als Leiter einer Bühne ist ihm der Kampf gegen diese Leidenschaft mitunter recht schwer geworden und daß er sie nicht zu beherrschen vermochte, ihr vielmehr unterlegen ist, beweist die Geschichte seines Abganges von dem Burgtheater.

Geschichte und Philosophie sollten ihm den Weg zur Vollkommenheit bahnen. In seiner Strenge gegen sich glaubte er das Größte anstreben zu müssen, um ein Kleines

zu erreichen. Er forschte dem Leben großer Männer nach, besonders jenen des Altertums, dessen bedeutendste Schriftsteller lange Zeit seine Lektüre bildeten; er las Baumgartners Sammlung merkwürdiger Lebensbeschreibungen und viele andere Biographien, vorzüglich solcher Männer, die wie er, erst im reifen Mannesalter zu wirken begannen. Athen, Sparta und Rom sollten in seinem bescheidenen Heim aufleben, dort wollte er nüchtern und mäßig sein wie Sokrates, standhaft wie Cato, entschlossen und rastlos wie Cäsar. In der neueren Geschichte fesselte ihn besonders Sully, dessen Memoiren er eifrigst studierte und der ihm ein geeigneter Stoff zur dramatischen Behandlung schien.

Auch die Gegenwart bot ihm Anlaß zu mancherlei Betrachtungen. Napoleons Tatkraft feuerte ihn an ein Held im bürgerlichen Leben zu werden. Mit Bewunderung sah er auf diesen starken Geist, als ein Vorbild des Starkmütigen, dem die Erde gehöre und aus dem Untergang dieser phantastischen Größe zog er die Lehre, wie alle Macht durch Übermut gestürzt werde. Mit gleich großem Eifer machte sich Schreyvogel mit den Schriften fast aller Moralisten des Altertums bekannt. Unter diesen erschienen ihm Sokrates und Epiktet als die vollkommensten Menschen, mit deren Lehren er bald innig vertraut wurde.

Vom stärksten Einfluß auf ihn aber war Kant, zu dem er schon in den Tagen einer regellosen Jugend Zuflucht genommen hatte und den er daher den ersten Freund und Wohltäter seines Geistes nannte. Zu Kant kehrte er nun wieder zurück, dessen tiefe Blicke in das menschliche Gemüt ihm auch diesmal zum Heile werden sollten; er zog Kant allen anderen Philosophen vor, weil er aufs Praktische ging, aber auch weil er sich der Natur des großen Denkers verwandt fühlte, in dem sich Gottes Wort für die Menschen geoffenbart hatte.

Darum ist auch Kants Religionslehre die seine. Was das Christentum durch das Gefühl gewirkt, das müsse — meint er — Kants Sittenlehre durch die Vernunft bewirken; er könne daher nur in Kants Sinne ein Christ sein. Seine Kirche ist die belebte Natur, deren Mannigfaltigkeit, Weisheit und Güte er wiederholt preist und deren Zweckmäßigkeit ihm der klarste Beweis von dem Dasein Gottes ist. Der Sternenhimmel überzeugt ihn, daß da oben immer Gleichheit und Ordnung herrsche. Wie oft blickte er auf den Polarstern, den er als Sinnbild der Festigkeit zum Symbol des eigenen Lebens machte. Aus dem Saulus der Jugendzeit ist ein Paulus im Mannesalter geworden, ein Überzeugter, aber kein Frömmler. Deshalb seine Abneigung gegen alle, die mit Gott offen demonstrierten, deshalb sein Haß gegen Schlegel und den mystischen Adam Müller.

Bekenntnisse und Vorsätze wechseln in diesem Tagebuch, das Schreyvogel oftmals durchblätterte, nicht ohne Gefühl der Freude über den Kampf, in den ihn die moralischen Grundsätze mit verwöhnten Neigungen und äußeren Umständen versetzt hatten. Was wir besonders bewundern müssen, ist die Ausdauer, womit er Jahre hindurch während der größten geschäftlichen Sorgen an seiner ethsichen Umwandlung gearbeitet hat. Man wird den ersten Band des Tagebuches, dieser wichtigen Quelle für den kommenden Biographen Schreyvogels, als ein historisches Dokument entgegennehmen, als ein Zeugnis der sittlichen Kraft jenes Mannes, den das Geschick in vorgerücktem Lebensalter zur Leitung der ersten deutschen Bühne berief. Von dieser Zeit an gestaltet sich das Tagebuch auch zu einer Chronik der dramaturgischen und literarischen Tätigkeit Schreyvogels; doch fehlt es auch jetzt nicht an moralischen Betrachtungen und an Aufzeichnungen über die Lektüre. Mitunter gewinnt

man den Eindruck als wäre dem Vielbeschäftigten die Fortsetzung dieses Tagebuches recht schwer geworden. Man merkt es manchen Zeilen an, daß sie von keinem Müßiggänger, daß sie in Hast, oft mit Aufopferung von Ruhe und Schlaf geschrieben wurden. Schreyvogel hatte dies schon 1814 vorausgesehen, als er in Betracht des neuen Berufes die Bemerkung machte, sein Tagebuch werde nach und nach unbedeutend werden. Das ist es trotz seiner Kürze doch nicht geworden. Ungeachtet vieler flüchtiger Aufzeichnungen ist dieser zweite Teil nicht nur von biographischem Interesse, er ist auch eine schätzenswerte Quelle für die Geschichte des Burgtheaters und der dramatischen Literatur. Urteile über Menschen und Verhältnisse zeigen die volle Reife des Mannes, der aber, wie aus den Charakteristiken mancher Personen zu ersehen ist, seiner Heftigkeit doch nicht vollends Herr werden konnte. Schreyvogel, der bis ins Greisenalter hinein hitzig und aufbrausend geblieben ist, bekennt dies an vielen Stellen seines Tagebuches selbst.

Ein Leben voll Mühe und Arbeit zieht in diesen Blättern an uns vorüber; wir sehen hier ein Talent im Kampfe gegen Unverstand und Anmaßung erlahmen und sich wieder aufrichten im Bewußtsein durch treue Pflichterfüllung einem großen Zwecke zu dienen.

Zu den schönsten Stellen zählen wohl die Notizen über Schreyvogels Verkehr mit Franz Grillparzer, der ihn mit Recht seinen väterlichen Freund nannte. Die warmen Herzenstöne eines sonst kühlen Verstandesmenschen lassen auf den tiefen Eindruck schließen, den der Genius des schüchternen jungen Dichters auf den erfahrenen Dramaturgen gemacht hatte. Es war ihm noch vergönnt, das Talent seines jungen Freundes sich zu jener Höhe entfalten zu sehen, die er ihm prophezeit hatte.

Will man das Wesen Schreyvogels, wie es sich in diesen Tagebüchern darstellt, kurz zusammenfassen, so kann dies nicht besser geschehen als mit seinen eigenen Worten: „Er war ein Mann im ganzen und besten Umfange des Wortes . . . . Die Tugenden seines reifen Alters machten die Verirrungen seiner Jugend vergessen; und obwohl sein Leben in dieser früheren Zeit tadelhaft war, so stellt es doch ein lehrreiches Beispiel auf von dem, was der Mensch auch in späteren Jahren noch durch Vernunft und Standhaftigkeit über Natur und Gewohnheit vermag.“

* *
*

Mehr als siebzig Jahre sind verflossen, seit Schreyvogels Leben im Cholerajahr 1832 ein Ziel gesetzt wurde. Sein schriftstellerischer Nachlaß ist damals in die Hände Grillparzers gekommen, vielleicht auch noch in andere; besaß doch daraus Ludwig Löwe viele Briefe, wovon jene Böttigers durch einen Wiener Buchhändler an die königliche Bibliothek in Dresden gelangten. Das Tagebuch aber ist als ein kostbares Andenken im Besitze seiner Tochter geblieben, deren Gatte zwei Tage nach Schreyvogels Hinscheiden derselben Krankheit erlag.

Als ein kostbares Vermächtnis hatte es auch Schreyvogels Enkelin gehütet, aus deren Händen ich es zur Abschrift empfing. Wie oft stand ich dieser edlen, feinsinnigen Dame gegenüber, wie viele Stunden sind im Gespräche über ihren Großvater dahingerauscht, wie erfreut hat sie mich durch das Vertrauen, den deutschen Memoirenschatz durch die Veröffentlichung dieser Blätter bereichern zu dürfen. Die freundlichen Zeilen, womit sie mich hiezu ermächtigte, bewahre ich als eine wertvolle Erinnerung an die mir unvergeßliche Frau. Leider kann ich ihr diese Bände nicht mehr vor-

legen, da sie längst ihrem berühmten Großvater in den Tod gefolgt ist.

Ihrem Andenken sei hiemit der Zoll der Dankbarkeit gebracht für die viele Mühe, die sie durch eine genaue Prüfung des Inhaltes aufgewendet hatte. Nur wenige, das intime Familienleben betreffende Stellen dieses Tagebuches sind von ihr der Veröffentlichung entzogen worden, alles übrige ist dem vollen Wortlaute nach zum Abdruck gelangt.

Zu großem Dank bin ich auch Herrn Dr. A. Daubrawa, Beamten der k. k. Hofbibliothek, verpflichtet, der mich nicht nur bei der Kollation der Abschrift und den Korrekturen, sondern auch durch höchst schätzenswerte Beiträge zur Biographie Schreyvogels tatkräftigst unterstützt hat.

Herrn L. Böck, Skriptor der Stadtbibliothek, habe ich für seine tätige, äußerst wertvolle Mithilfe bei den Anmerkungen und für die Anfertigung der Register zu danken.

Wien, im August 1903.

Dr. Karl Glossy.

Einleitung.

Am 31. Januar 1777 bekundete der Bürgermeister von Wien, Franz Gruber, „daß Gottfried Schreyvogel, bürgerlicher Tischlerholzhändler, mit Marie Anna, seiner Ehewirthin, dem christlich-katholischen Gebrauch nach durch des Priesters Hand in der Metropolitankirche zu St. Stephan ehelich kopulirt worden und in dem Stand der Ehe: Johann Georg, Gottfried und Joseph ehelich erzeugt, auch selbe in der sogenannten St. Ulrichs-Pfarrkirche christlich habe taufen lassen.“ Dem Ehepaare wurde weiters bezeugt, „daß es sich, wie es ehrliebenden Ehegenossen gebühre, jederzeit wohl verhalten habe.“

Zu welchem Zwecke diese Urkunde ausgestellt wurde, ist aus ihrem Inhalte nicht zu entnehmen; sie macht uns aber mit der Familie Gottfried Schreyvogels bekannt, der am 14. Februar 1756 Bürger von Wien wurde und am 28. desselben Monates Marie Anna Bayer zur Frau nahm. Aus dieser Ehe ist Joseph Schreyvogel hervorgegangen, der am 27. März 1768 geboren wurde. Von seinen Brüdern ist Gottfried Müller geworden und 1790 bereits gestorben; der andere, Georg, hatte nach des Vaters Tode dessen Geschäft übernommen und ist 1806 aus dem Leben geschieden.

Ob diese Wiener Bürgerfamilie zu jenem Gottfried Schreyvogel in verwandtschaftlicher Beziehung stand, der wegen seiner „dem Erzhause in unterschiedlichem Weg, sonder-

lich aber bey nahmhaften Anticipationen sehr nutzbahren und ersprießlichen Dienste" mit kaiserlicher Resolution vom 23. November 1708 in des heiligen römischen Reiches Ritterstand erhoben wurde, war bisher nicht festzustellen, wohl aber, daß den Bürger Gottfried Schreyvogel sein Handwerk nährte, denn er hatte in kurzer Zeit zwei Häuser erworben, auch ein für damals nicht geringes Barvermögen angesammelt, viele Fässer guten Weines in seinem Keller, und konnte, als er am 20. April 1784 starb, seinen Kindern ein beträchtliches Erbe hinterlassen. So eifrig Schreyvogels Vater als Geschäftsmann war, so wenig hatte er sich mit der Erziehung seiner Söhne befaßt, die von der Mutter, einer trefflichen, herzensguten, aber äußerst schwachen Frau, übernommen wurde. „Meine Jugend" — klagt Schreyvogel — „war unglücklich, ohne Rath und Leitung." Bezeichnend ist, daß er erst in seinem 8. Lebensjahre die deutsche Schule zu besuchen begann; vier Jahre später ist er Gymnasiast geworden, anfänglich mit schlechtem, in den nächsten Jahren aber mit bestem Erfolg.

Seine Lehrer: Reinhold Müller und der durch freie Gesinnung, sowie durch Liebe zur Wissenschaft ausgezeichnete Professor Zobel haben ihn zu den fähigsten Schülern gezählt. In sittlicher Beziehung waren ihm aber minderbegabte Mitschüler weit voraus, denn Schreyvogels Hang zur Ungebundenheit veranlaßte ihn zu allerlei Verletzungen der Schuldisziplin. Man sah ihn wiederholt mit seinem Kollegen Reilly in Bierstuben und ein Fluchtversuch läßt uns annehmen, daß ihm die Fesseln des Schulzwanges unerträglich wurden. Dagegen zeigte er schon frühzeitig ein lebhaftes Interesse für die Literatur und versuchte er sich eifrig in der Dichtkunst. In diesem Bestreben hatte er an seinem Freund Reilly einen Genossen, mit dem er gemeinsam Verse

schmiedete und allerlei dramatische Projekte, sowie den Plan zu einer Zeitung entwarf.

Im Hause eines andern Kollegen, Josef Sonnleithner, wurden Versuche auf der Liebhaberbühne unternommen, wobei sich Schreyvogel in eine der Schwestern dieses Freundes, der später Grillparzers Oheim wurde, herzhaft verliebte. So verging die erste Zeit der Jugend in träumerischem Müßiggang und ohne ein festes Ziel für die Zukunft.

Nach des Vaters Tode auch finanziell unabhängig, begann ein Hin- und Herschwanken zwischen Muse und Berufsstudium, eine Zersplitterung der geistigen Kraft, die im Verlaufe der Zeit in dem Jüngling, dem es an gründlichen Begriffen von Recht und Pflicht nicht fehlte, das Gefühl völliger Unbrauchbarkeit erzeugte, das sich nach und nach bis zum Lebensüberdruß steigerte. Sein Hang zur Hypochondrie hatte 1788 den äußersten Grad erreicht und den Jüngling zu jeder geistigen Beschäftigung unvermögend gemacht. Von allem Verkehr zurückgezogen, suchte Schreyvogel Erholung in Baden, wo er viel mit dem um 23 Jahre älteren Amand Berghofer verkehrte, dem österreichischen Rousseau, wie ihn Wieland zu nennen pflegte, einem Sonderling, der in seinem im Helenental gelegenen Häuschen die Fenster gegen die Straße hatte vermauern lassen, um nicht gestört zu werden. Dort lernte er auch Karl Julius Fridrich, den Verfasser der Situationen, kennen, der ihm in der Zukunft ein treuer Freund geblieben ist. Nach diesen trüben Tagen, die mit der Wiedergenesung von einer schweren Gemütskrankheit endigten, begann für Schreyvogel eine neue Epoche des Lebens, die mit dem Studium Kants eingeleitet wurde, dem er — wie er selbst sagte — seine geistige Wiedergeburt verdankte. Die völlige Heilung von aller

Schwärmerei erhoffte er aber durch die Lektüre der großen Satiriker, um die Welt in ihrem wahren Lichte zu sehen.

Schreyvogel zählt das Jahr nach dieser Krankheit zu den lichtesten Stellen in seinem zweiten Alter. Mit allem Fleiße ergriff er wieder das Berufsstudium, um sich für ein bürgerliches Amt vorzubereiten, da er fest entschlossen war, Sonnleithners Schwester zu ehelichen und ein geregeltes häusliches Leben zu führen. Dieser Vorsatz aber währte nicht lange, denn die Neigung zum Schriftstellern war bald wieder zurückgekehrt und der Plan, in Zukunft das Leben eines unabhängigen Gelehrten zu führen, für ihn verlockender, als Theresens schöne Augen.

Für Schriftstellerei wie für das Geistesleben überhaupt war aber damals eine harte Zeit angebrochen.

Der Unterschied zwischen der Denk- und Schreibfreiheit unter Josefs Regierung und der unmittelbar nach seinem Tode folgenden Unterdrückung der Aufklärung machte sich besonders jenen fühlbar, die im Geiste des gekrönten Menschenfreundes weiter wirken wollten. Aufklärer und Jakobiner galt der Reaktion einerlei und, was früher als Mittel angesehen wurde, den Staat in seinen Aufgaben zu fördern, schien nun mit einemmale Werkzeug, ihn zu zerstören. Die Jakobinerfurcht zeitigte aber nicht nur die Angst vor der Gelehrsamkeit, der Philosophie insbesonders, sie förderte auch ein üppig wucherndes Denunziantentum, wodurch das gesellschaftliche Leben empfindlich beeinflußt wurde. Die publizistischen Vertreter dieser Illuminaten- und Jakobinerriecher waren in Wien die Professoren Hoffmann und Hofstätter; jener unter Kaiser Josef zu den Aufklärern zählend und Sekretär der Freimaurerloge „zu Wohlthätigkeit“, gab im Jahre 1792 die „Wiener Zeitschrift“ heraus, dieser, ein Exjesuit, das „Magazin für Kunst und Literatur“.

Hoffmanns Zeitschrift hatte den Zweck, „die geheimschleichende Bosheit verrätherischer Volksverführer zu entlarven“, Hofstätters Magazin die Aufgabe, „die im finstern herumschleichende Rotte aufzudecken“.

Beiden sind mit scharfen Geisteswaffen Alxinger und Schreyvogel publizistisch entgegengetreten, dieser gegen Hofstätter, jener gegen Hoffmann, den Alxinger den verächtlichsten aller deutschen Schriftsteller nannte, einen „Niemand, einen gar Niemand im Reiche der Wissenschaften, einen Marktschreier, der jeden, der seine Quacksalbereien wider das politische Zahnweh verschmähe, zu einem Jakobiner brandmarke“. In der Zeitschrift dieses Literaten ist Josef Schreyvogel als Schriftsteller zum erstenmale öffentlich aufgetreten, nicht als Schöngeist, sondern als Publizist. Der erste Aufsatz: „Ein Vorschlag, den Streit über das Recht der Constitution betreffend, mit einer kurzen Prüfung der neuesten Äußerungen des Herrn Justus Möser über das benannte Recht“, ist eine staatsrechtliche Studie, eine Polemik gegen Justus Möser, der 1791 in der Berlinischen Monatsschrift die Frage erörtert hatte: „Wann und wie mag eine Nation ihre Constitution verändern?“ Schreyvogel bemerkt in dieser Abhandlung, daß der Streit über das Recht der Konstitution der wichtigste Rechtshandel sei, den die Menschen gegeneinander führen können und meint, daß die Handlungen einer Nation, die das Recht der Konstitution ausübt, nach den Prinzipien des reinen Vernunftsrechtes beurteilt werden müssen. Er ist mit Möser überzeugt, daß es eine Nation nicht wagen dürfe, die alten Formen durch einen Machtspruch auf einmal umzustürzen; es sei Obliegenheit des fähigen Mannes, die bestehende Ordnung und die Gesetze des Landes zu beschützen, anstatt das Volk durch unbedachte Vorspiegelungen seiner Rechte und der Mängel und Gebrechen der alten Ein-

richtungen zu Ungehorsam und Aufruhr zu reizen. Die Regierungen, deren Pflicht es ist, für das Glück ihrer Bürger zu wachen, müssen auch das Recht und die Macht haben, mit allem Nachdrucke den unüberlegten schwärmerischen Unternehmungen vorzubeugen, welche die bürgerliche Sicherheit und Wohlfahrt in Gefahr bringen könnten.

Diese gelehrte Untersuchung hatte Hoffmann mit allerlei hämischen Ausfällen begleitet und sich in einigen Anmerkungen mit Schreyvogels Ansichten in Widerspruch gestellt.

In dem zweiten Aufsatze: „Hat vor dem französischen Hochgerichte der französischen Nation eine rechtliche Klage gegen die ausgewanderten Franzosen statt?“ verneint Schreyvogel diese Frage, weil die Emigranten hinlänglich zu verstehen gegeben hätten, daß sie nicht als Bürger eines umgeformten Reiches angesehen sein wollen.

In diesen Beiträgen hatte Schreyvogel tüchtige Proben seines publizistischen Talentes bekundet und mit Ruhe und Gemessenheit seinen Ansichten Ausdruck gegeben. Dem Herausgeber der Wiener Zeitschrift freilich erschien er gleichwohl als Jakobiner, auf den die Regierung ein sorgsames Auge haben müsse, und Hoffmann hatte es auch nicht unterlassen, im geheimen auf die gefährlichen Eigenschaften dieses Schriftstellers aufmerksam zu machen. Angeekelt durch das verwerfliche Handwerk dieses Sykophanten, gaben Schreyvogel und Alxinger jede Gemeinschaft mit Hoffmann auf, der auch bald genötigt war, sein publizistisches Organ einzustellen und sich in eine Provinzstadt zurückzuziehen.

Wie Hoffmann in Alxinger, fand Hofstätter in Josef Schreyvogel den heftigsten Gegner, der gegen ihn mit den schärfsten Waffen aus seiner geistigen Rüstkammer in einer Zeitschrift kämpfte, die Alxinger 1793 unter dem Titel: „Oesterreichische Monatsschrift“ 10 Jahre nach der Gründung der Berliner

Monatsschrift hatte erscheinen lassen. Man kann diese von Gedike und Biester begründete Berliner Monatsschrift mit Recht das Zentralorgan der Aufklärung in Deutschland nennen, neben der die Gothasche und Erfurtsche Zeitung, der deutsche Zuschauer, die Jenaer Literaturzeitung, der Genius der Zeit, die allgemeine deutsche Bibliothek und noch viele andere Zeitschriften im Geiste des Fortschrittes wirkten. Zu ihren Mitarbeitern zählten hervorragende Geister der Zeit; allen voran Immanuel Kant, dessen sämtliche kleine Abhandlungen zuerst in dieser Zeitschrift erschienen sind. Hier trat der große Philosoph mit allem Nachdrucke für die Aufklärung ein, die er den Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit nennt. Die Aufklärung sollte nach und nach bis zu den Thronen heraufgehen und auf die Regierungsgrundsätze Einfluß haben. Als wichtigstes Mittel empfahl er die Schreib- und Druckfreiheit; sei die einmal garantiert, so werde der Fortschritt schon von selbst nachkommen.

Man muß den Mut Alxingers bewundern, der ein publizistisches Unternehmen in einer Zeit wagte, wo der öffentlichen Meinung durch eine scharfe Zensur drückende Fesseln angelegt wurden. Mit der Begründung, daß dem Staate nicht nur die Obsorge über die physische, sondern auch über die geistige Wohlfahrt des Volkes zustehe, wurden gegen die Presse, die man als ein Übel betrachtete, allerlei Präventiv- und Prohibitivmaßregeln angewendet. Unter solchen Verhältnissen als Apostel der Aufklärung aufzutreten, war immerhin gefährlich und setzte vor allem die größte Unabhängigkeit voraus, noch mehr aber Klugheit und Vorsicht. Von den letzteren Eigenschaften gibt die Monatsschrift vielfache Beweise. Hielt man es doch für angezeigt, in einem historischen Aufsatze, worin das Wort Revolution vorkommt, in einer

Note zu bemerken: „Man erlaube mir, dieses verrufene Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung zu nehmen, die mit der jetzigen, da man Aufruhr und Verwüstung darunter versteht, wenig oder nichts gemein hat.“

In dieser Zeitschrift ist Schreyvogel als Publizist, Historiker, Kritiker und auch als dramatischer Dichter aufgetreten, indem er daselbst ein Trauerspiel: „Die eiserne Maske“ veröffentlichte. Nicht alle Aufsätze, die er für diese Zeitschrift geschrieben hatte, sind auch von ihm gezeichnet worden, doch fällt es nicht schwer, seine Autorschaft einiger anonymer Artikel durch Stilproben festzustellen. Seit 1794 war er übrigens auch an der Redaktion der Monatsschrift beteiligt, die außer ihm und Alxinger noch Johann Adalbert v. Ehrenberg, seinem Berufe nach ein Privatgelehrter, die Dichter Leon, Ratschky und Schwandner zu führen sich verpflichtet hatten. Jeder von ihnen sollte innerhalb eines Jahres zwei Stücke unter seinem Namen und seiner Verantwortung herausgeben. Schreyvogel hatte das erste und sechste Heft besorgt, womit diese Zeitschrift ihren Abschluß fand. Die meisten Aufsätze von ihm sind eine scharfe Polemik gegen Hofstätter. Wiederholt sah er sich genötigt, in eigener Sache aufzutreten, um die Anschuldigungen seines Gegners zu widerlegen. Den Vorwurf der Geheimbündelei wehrte er mit den Worten ab: „Ich habe keine persönliche Ursache, gegen die geheimen Gesellschaften Gelindigkeit und Schonung zu empfehlen. Sie gehen mich nichts an. Ich stehe mit keiner derselben in Verbindung und habe auch nie mit irgendeiner in Verbindung gestanden. Mein Grundsatz war allezeit: sind die Absichten einer Gesellschaft uneigennützig und löblich, so ist das Geheimnis überflüssig, sind sie es nicht, so ist es verdammungswürdig.“ Ein anderesmal fordert er die Klugen und Rechtschaffenen auf, sich gegen die Toren

und Bösewichte zu vereinigen, aber nicht auf dem Wege einer mehr oder weniger geheimen Gesellschaft, sondern bloß durch die Natur der Sache und auf dem Wege einer ungehinderten Publizität." Auch in dem Schlußworte wendete sich Schreyvogel gegen Hoffstätter, dessen Abwehr er in dem Aufsatze: „Meine Rechtfertigung gegen die Verleumdungen, die der Herr Hofstätter wider mich vorbringt," widerlegte. Mit Emphase wies Hoffstätter noch in späteren Jahren darauf hin, wie er sich dem Faunenspott der Nikolai, der Biester, der jenaischen Zeitungsschreiber, der Rebmann, der Knigge und anderer Aufklärungsrenommisten preisgegeben und sich die Ungnade des Kantischen Schreyvogels und aller wienerischen Vernunftmonopolisten zugezogen habe.

Es war vorauszusehen, daß einer Zeitschrift, die gegen die Feinde der Aufklärung so heftig kämpfte, keine lange Dauer beschieden sein werde. Nicht der Mangel an Lesern hat das Ende der österreichischen Monatsschrift herbeigeführt, wohl aber die Besorgnis der Redakteure, als Umstürzler behandelt zu werden. Der nachfolgende Bericht des Ministers Pergen ist wohl die verläßlichste Schilderung, wie damals die Regierung über diese Zeitschrift dachte. „Gleich der erste in dieser Monatsschrift erscheinende Aufsatz — bemerkt Graf Pergen — „Verschwörung eines Erzbischofs der Inquisition und der Juden gegen das Königreich Portugal" ist in jeder Rücksicht auffallend und dessen Bekanntmachung bey der damaligen kritischen Lage sehr zur Unzeit; während daß die Staats-Polizey sichs zu ihrem angelegensten Geschäfte macht, so viel nur möglich alle auf die gegenwärtige Revoluzion in Frankreich Bezug habende Gegenstände außer Umlauf zu setzen, bemühen sich Schriftsteller mit Erlaubniß der Zensur sogar Revoluzionsgeschichten aus den vergangenen Jahrhunderten heraus-

zuheben, und sie in einem Lichte darzustellen, das nicht etwa abschreckend, sondern vielmehr anziehend ist; wodurch das Publikum mit der Idee von Staatsumwälzungen familiarisiret und demselben einleuchtend gemacht werden soll, daß Revoluzionen von jeher entstanden sind und daß sie nicht das Werk von Aufklärern, und geheimen Orden waren, sondern von Menschen aller Klassen, und selbst von der Geistlichkeit vorbereitet und zu Stande gebracht worden sind. — In eben dieser Absicht ist auch der in diesem Hefte weiter vorkommende Aufsatz unter dem Titel: „Jakobiner und ihre Kappen in Frankreich fünfthalbhundert Jahr vor der Revoluzion“ geschrieben, und wird daher unter obigem Gesichtspunkte für die dermalige Zeit, gleichfalls sehr bedenklich. Der Aufsatz pag. 54: „Klägliches Sendschreiben eines Illuminaten an seinen Ordensprovinzial“ ist eine offenbare persiflage auf das bekannte Buch die neuesten Arbeiten des Spartacus und Thilo.

Es giebt bekanntermaßen kein ausgiebigeres Mittel, die Menschen von einem ernsthaften Gegenstande abzuziehen und die Aufmerksamkeit zu vernichten, als dem Ernsthaften geschwinde eine bürleske Idee an die Seite zu stellen, und hiedurch die Lacher und Spaßmacher für sich zu gewinnen. Ich getraue mich hier nicht zu bestimmen, welcher Werth dem Buche, die neuesten Arbeiten des Spartacus und Thilo beyzulegen seyn dürfte, aber wenn der Verfaßer des gegenwärtigen Sendschreibens zur Absicht hatte, das Werk durch diese komische Wendung herabzusetzen, und die Aufmerksamkeit, welche es vielleicht erregen könnte, abzulenken, so ist es sicher, daß er seinen Zweck wenigstens bey den Lesern von dem gewöhnlichen Schlage nicht leicht verfehlen werde.

Die Aufsätze pag. 73 und 84 (Über eine Seiner

Heiligkeit Pius VI. zugeschriebene Rede die Ermordung Ludwig XVI. betreffend und „Wie man sich vertheidigt") nebst den angehängten Noten sind gegen den Herausgeber des Magazins der Kunst und Litteratur, den Abbé Hofstätter und seinen Mitarbeiter Haschka gerichtet, und man siehet hieraus deutlich, daß es hier nicht darum zu thun ist, durch bescheidene Kritik die Ideen eines Dritten zu berichtigen, sondern es ist angelegter Plan den Abbé Hofstätter so wie alle, welche für die gute Sache schreiben, beym Publikum in ein so gehäßiges Licht zu stellen, daß man über Persönlichkeiten und hämische Witzeleien die Sache selbst vergessen soll, und man dergleichen gutdenkende Schriftsteller durch wiederholte Anfälle dieser Art zuletzt dahin zu bringen hofft, daß sie müde des Streites den Kampfplatz verlaßen, und sich wie Hoffmann zurückziehen werden. Ob ein Schriftsteller, der für Aufrechterhaltung der Religion, Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung schreibt, und das Glück eines monarchischen Staates gegen die Greuel der Anarchie abstehend darstellet, eine solche Behandlung verdiene, ob die Zensur in den jetzigen Zeitumständen nicht blos wegen des gutdenkenden Schriftstellers, welcher durch boßhafte Satyre außer Stand gesetzt wird Gutes zu wirken, sondern wegen des Staates selbst dergleichen Schriften, wodurch nur der Parthеygeist genährt wird, nicht unterdrücken sollte, ob der Fehler, daß solches nicht geschieht, in dem Mangel an den für gegenwärtige Epoche anpassenden Zensurvorschriften oder an den Zensoren, welche vielleicht mit dem Geiste der Zeit nicht hinlänglich bekannt sind, liege, ob patriotisch gesinnte und für die echte Aufklärung eifernde Männer, wenn sie gegen die verabredeten Angriffe gewisser zweydeutiger Schriftsteller, und Afteraufklärer nicht geschützt werden, künftig den Muth nicht sinken laßen, und die gute Sache als verlassen

ansehen werden, das alles getraue ich mir nicht hier näher zu entwickeln.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß Brochurenaufklärung bisher sicher mehr geschadet, als genützt habe, weil durch solche einer Klasse von Menschen, die von allen Kenntnißen entblößt ist, die vorausgehen müssen, um die Dinge im Zusammenhange zu sehen, eine Menge unverdaute Begriffe über Religion, Menschenrechte und Menschenglück beygebracht worden sind, die nun in den Köpfen derselben eine gräßliche Verwirrung anrichten und diese Klasse in die peinliche Lage setzen, daß sie gar nicht mehr weiß, was sie glauben, oder an was sie sich eigentlich halten soll. Von dieser Verwirrung der Begriffe rühren alle die religiösen und politischen Schwärmereyen her, welche die unglücklichen Bewohner Frankreichs zu so abentheuerlichen und gewaltthätigen Schritten verleiteten, und welche früher oder später überall Platz greifen werden, (weil gleiche Ursachen immer auch gleiche Wirkungen hervorbringen) wenn nicht bey Zeiten dem um sich greifenden Übel durch zweckmäßige Mittel Einhalt gethan wird. Die Bildung der unteren Klassen muß verhältnißmäßig mit ihrem Stande, und ihrer Bestimmung seyn. Wenn der gemeine Mann einen einfachen, auf das Herz wirkenden Religionsunterricht erhält, wenn ihm von den wissenschaftlichen Kenntnissen nur dasjenige beygebracht wird, was ihm in seinem Geschäftstriebe zur Beförderung seines bürgerlichen Glücks brauchbar und nützlich ist, so ist er für seine Sphäre aufgeklärt, und diese Aufklärung ist heilsam für ihn, vortheilhaft für den Staat; wird hingegen der gemeine Mann mit Dingen beschäftiget, welche in das Spekulative der Religion und Philosophie einschlagen, so verwirren sich seine Begriffe, er giebt sich mit unnützen Grübeleyen ab, wünscht sich in eine höhere Klasse aufzuschwingen, wird für sich selbst unglücklich und für den

Staat gefährlich. Höhere Kenntnisse sollen also nur für jene seyn, welche vermöge ihres Standes bestimmt sind, andere zu leiten, diese können und sollen ohne Beschränkung aufgeklärt werden, und je mehr sie aufgeklärt werden, desto vollkommenere brauchbarere Menschen werden sie seyn und desto besser wird sich die Staatsverwaltung hiebey befinden.

Meiner geringen Meinung nach beruhet auf dieser verhältnismäßigen Aufklärung der verschiedenen Klassen die ganze öffentliche Erziehungskunst, und es ist Pflicht der Staatsverwaltung von den untersten Schulen angefangen durch alle Zweige des öffentlichen Unterrichts auf diesen Zweck zu arbeiten."

Pergens Bericht erklärt zur Genüge die Furcht der Regierung vor Wissenschaft und Aufklärung und ihre Abneigung gegen die Schriftstellerei, die durch Hoffmanns und Hofstätters Denunziationen zu verkümmern drohte, da sich die wenigen Berufenen scheuten in die Öffentlichkeit zu treten. Die Leichtfertigkeit, womit jeder hell Denkende sofort als Jakobiner erklärt wurde, hatte so manchen Österreicher veranlaßt, dem Vaterlande den Rücken zu kehren. Zu diesem Entschlusse ist auch Schreyvogel gekommen, dessen Entfernung aus Wien damals mit der Entdeckung einer Jakobiner Verschwörung in Verbindung gebracht wurde. Es zeigte sich aber bald, daß an diesem Gerüchte kein wahres Wort sei.

* * *

Um den Verdächtigungen auszuweichen, aber auch um wieder den Wissenschaften zu leben, ist Schreyvogel im Herbst 1794 nach Jena gezogen. Ein Brief Alxingers führte ihn bei Wieland mit den Worten ein: „Wenn man irgend einen jungen Mann mit Zuversicht empfehlen könnte, so ist es dieser. Mit einem redlichen Charakter verbindet er einen

trefflichen Kopf und nicht gemeine Kenntnisse. Dennoch ist er mit den letzteren noch bei weitem nicht zufrieden. Desto zufriedener sind wir mit dieser Unzufriedenheit. Er ziehet nun nach Jena ein paar Jahre zu studiren und dieß wird er gewiß im eigentlichen nicht im gewöhnlichen Verstand dieses Wortes. Natürlicher Weise wünscht er den großen Mann kennen zu lernen, dessen Geist noch in den letzten Jahren dieses Weltsystems die Bewunderung aller Edlen und Weisen einärndten wird."

Damals waren es gerade 10 Jahre, seit der Wiener Karl Leonhard Reinhold, der Apostel des großen Philosophen in Königsberg, mit Empfehlungen Blumauers bei Wieland angeklopft hatte, dessen Schwiegersohn er wurde.

Auch Schreyvogel ist in Wielands Hause ein gern gesehener Gast gewesen. „Die sächsischen Gelehrten" — schrieb er bereits im Oktober 1794 aus Jena an seinen Bruder Georg — „haben mich überall freundlich aufgenommen und erweisen mir alle Freundschaft. Besonders bin ich hier und in Weimar schon völlig eingewohnt, als ob ich mein ganzes Leben da gewesen wäre." Er meldet von Besuchen bei Schulz, Schiller, Bertuch, Schütz, Hufeland und Goethe, und um dem schlichten Holzhändler die Bedeutung Goethes recht nahe zu führen, unterläßt er nicht zu bemerken, daß dieser auch Geheimrat sei.

Über Schreyvogels Verkehr mit Goethe ist leider kein schriftliches Zeugnis vorhanden. Goethe nennt ihn nur einmal in einem Briefe an Voigt in wegwerfendem Tone.

Daß er den jungen Mann freundlich aufgenommen, ihn sogar zum Schaffen ermuntert hat, wissen wir aus Grillparzers Selbstbiographie, aber ebenso gewiß ist es, daß er ihm in der Folge nicht gewogen war. Schreibt doch Böttiger an Schulz im Oktober 1796, daß Goethe Schrey=

vogel „zuletzt in Jena überall anfletschte“. In seinen Tagebüchern kommt Schreyvogel mehrmals auf Goethe zu sprechen und noch in späteren Lebenstagen bemerkt er, daß dieser im Guten und im Schlimmen viel Einfluß auf seine Geistesrichtung, selbst auf sein Leben gehabt habe. Was mag der Grund von Goethes Antipathie gewesen sein? Etwa Schreyvogels Beziehungen zur „Literatur“, worunter man in Weimar allgemein das Haus des Hofrates Schütz, des Herausgebers der „Literatur-Zeitung“ verstand, dessen Gattin Schiller in einem Briefe an Gottfried Körner als ein triviales, sonst sehr lebhaftes Weib schilderte, das unaussprechlich gern gefallen wolle und sich durch die auffallendsten, übel angebrachten Kleidertrachten lächerlich mache. Der junge, intelligente Wiener scheint einen mehr als oberflächlichen Eindruck auf diese Frau gemacht zu haben, deren Freundschaft er auch in einem Briefe an seinen Bruder gedenkt.

Im allgemeinen dürfte Schreyvogel, wie alle Österreicher, die nach Jena kamen, in guter Beziehung zu Professoren und Studenten gestanden sein. Mit Hufeland bahnte sich nach Schreyvogels Abgang von Jena ein brieflicher Verkehr an, und Böttiger, den er damals kennen lernte, blieb ihm ein getreuer Korrespondent. Schulz, mit dem er schon in Wien verkehrt hatte, bewies ihm viel Aufmerksamkeit und Schiller scheint ihn ebenfalls zur literarischen Produktion aufgemuntert zu haben.

Zu Wieland muß sein Verhältnis ein wahrhaft freundschaftliches gewesen sein, da ihn dieser im Juni 1803 an die unvergeßlichen Stunden erinnerte, „worin ihm das interessante Vergnügen seiner Bekanntschaft zu teil wurde“.

Wie groß dessen Vertrauen zu Schreyvogel war, beweist, daß er ihm damals „den Gegenstand seiner angelegensten Hoffnungen“ seinen Sohn Ludwig empfahl, der

in diesen Tagen nach Wien kam, um sich in der großen Kaiserstadt auszubilden und — nach Wielands Worten — seine Kenntnisse in dem, was nach Pope „the proper study of Mankind“ ist, zu erweitern.

Welche Studien in Jena unternommen wurden, womit Schreyvogel sich im besondern beschäftigte, wie weit er fortgeschritten, von alledem ist nur wenig bekannt. Er ging nach Jena, um — wie er an Bruder Georg schrieb — seine Talente ganz zu benützen und durch seine Fähigkeiten sich selbst, dem Vaterlande und den Freunden Ehre zu machen.

Aus seinen Briefen atmet die vollste Zufriedenheit, er lobt das Weimarsche Land, wo die größte Freiheit im Denken, Reden und Schreiben herrsche, er spricht vom Fleiße, der hier gleichsam zu Hause sei, und von der Gelegenheit und Aufmunterung, die man hier zum Studieren habe.

Seine Vaterlandsliebe zu betätigen, hatte Schreyvogel besonders in der ersten Zeit des Jenaer Aufenthaltes wiederholt Gelegenheit. Trotz aller bitteren Erfahrungen, die ihm den Aufenthalt in Wien verleidet hatten, ist er doch ein eifriger Anwalt seiner Heimat gewesen. „Ich habe“ — schrieb er einmal — „viel zu thun, um die Leute zu überreden, daß es in Österreich so arg nicht ist, als man sich vorstellt. Besonders hält man die Wiener noch immer für ganz erstaunliche Esser; und ich finde doch, daß die Leute, die etwas haben, um nichts weniger und um nichts schlechter essen als die Leute in Wien.“

Auch späterhin hat er in Briefen an Böttiger und Hufeland über die kleinstädtischen Begriffe gespöttelt, die man sich in Weimar und Jena von der „engherzigen Stimmung“ des Wiener Publikums machte. Den Weimarern scheint Schreyvogel ein „Ausnahms-Wiener“ gewesen zu sein, denn man sah ihn — wie er berichtete — für ein

„ordentliches Wunder“ an. Sein Wissen, seine gesellschaftlichen Talente und nicht zuletzt seine schriftstellerischen Fähigkeiten mochten viel dazu beigetragen haben, eine bessere Meinung über die geistige Kultur in Österreich zu erzeugen. Wie kurz vorher in der thüringischen Universitätsstadt der Kärntner Herbert wegen seines Wissensdranges angestaunt worden war, so sah man nun auf den Wiener Schreyvogel, den, schon nach kurzem Aufenthalte, der Herausgeber der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ zu seinem Gehilfen erkor. Die Partei der „Ängstlichen“ in Wien mag die Nachricht hievon mit Kopfschütteln aufgenommen haben, zumal die „Literatur-Zeitung“ in Österreich verboten war, „weil sie Grundsätze enthalte, welche durch boshafte Anwendung übelgesinnter Menschen sehr leicht der öffentlichen Ruhe nachtheilig werden könnten.“ Schreyvogels Wirken an dieser Zeitschrift scheint nicht ohne Bedeutung gewesen zu sein, da Böttiger nach dessen Abgang von Jena sein Bedauern ausdrückte, daß die „Literatur-Zeitung“ leider keinen Schreyvogel mehr habe, eine Klage, der Goethes geringschätzige Bemerkung entgegensteht, daß die Lücke von der Art sei, daß sie leicht durch mindere Subjekte ausgefüllt werden könne.

Zwischen der Brotarbeit, wie Schreyvogel seine Tätigkeit an der „Literatur-Zeitung“ nannte, und den Studien, die er betrieb, ist er aber auch als Dichter tätig gewesen. In Jena entstand das Lustspiel „Die Witwe“, das von Schiller in die „Neue Thalia“ aufgenommen wurde. „Dieß kleine Stück“ — schrieb am 2. November 1794 Schulz an Schiller — „scheint mir eine sehr ausgezeichnete Stelle unter den Produkten dieser Art, deren wir noch so wenige in unserer Literatur haben, und gleich hinter Goethens Geschwister einen Platz zu verdienen.“ „Sie werden“ — setzt Schulz mit Bezug auf Schreyvogel fort — „an ihm einen guten Mitarbeiter

haben, der alle Hoffnung gibt, mit jeder neuen Ausarbeitung eine bessere zu liefern, besonders da er nicht nötig hat, ums Brot zu schreiben und da er überhaupt in seiner schriftstellerischen Laufbahn Grundsätze äußert, die nothwendig weiter helfen müssen. Sehen Sie hierüber den Brief ein wenig an, mit welchem er mir „Die Witwe“ zuschickte.“

In diesem Briefe an Schulz bemerkt Schreyvogel unter anderem: „Ich möchte, daß — nachdem ich selbst schon so manches verwarf, was ich schrieb — endlich auch etwas von einem einsichtsvolleren Freunde verworfen würde. Dieß ist die reine Wahrheit und ich rechne auf Ihre ganze Aufrichtigkeit, mein verehrter Freund. Ich leugne nicht, daß ich den Ehrgeiz habe, ein guter Schriftsteller werden zu wollen: aber ich hoffe, daß ich lange noch nicht die Eitelkeit haben werde, zu glauben, daß ich es sey. Nach diesen Grundsätzen wünsche ich beurtheilt zu werden.“

Goethe, der das Manuskript dieses Stückes von Schiller entlehnt hatte, stellte es ohne alle Kritik zurück; es mag ihm für seine Bühne nicht getaugt haben. Dagegen lobte der alte Körner den Dialog, meinte aber, Plan und Charaktere könnten besser sein.

Eine zweite Arbeit Schreyvogels in Jena war „Der neue Lovelace“, wovon Proben in Wielands Merkur erschienen sind. Lovelace, ein Familienroman in Briefen, ist in der Form eine Nachahmung Richardsons, den Schreyvogel schon als Student in Wien fleißig gelesen hatte, wo er durch mancherlei Übersetzungen in den besseren Gesellschaftsschichten stark verbreitet war, indes die unteren Klassen sich noch lange Zeit hindurch an Ritter- und Geisterromanen ergötzten. Die im Merkur abgedruckten Briefe erschienen ungefähr um dieselbe Zeit, als Tiecks „William Lovell“ zur Ausgabe kam, der in Österreich verboten wurde.

Nach zwanzig und etlichen Jahren beantragte Schreyvogel in seiner amtlichen Eigenschaft als Zensor ebenfalls das Verbot dieses Romans „weil dieses unreife Jugendwerk, worin Tugend und Laster, Vernunft und Unsinn einerlei Gestalt und Farbe tragen, durchaus keinen Nutzen, wohl aber Schaden stiften könne.“

Schreyvogels Lovelace, der seinem Inhalte nach mehr in das Gebiet der Don Juan-Romane gehört, die nach Mozarts Oper in Schwang kamen, ist ein Torso geblieben, wiewohl es an Aufmunterung zur Vollendung nicht fehlte. „Was macht Lovelace?“ — schrieb Böttiger 1796 aus Weimar — „schon die Bruchstücke im Merkur haben große Sensation gemacht. Wieland hat sogar Briefe und Anfragen darüber bekommen. Noch neulich hat unsere Sappho, die Frau von Berlepsch, die sich jetzt hier aufhält, sehr angelegentlich darüber inquiriert.“

In Schreyvogels Schriftstellerei bedeutet der Aufenthalt in Jena einen entschiedenen Fortschritt. Die Anerkennung seines Talentes im Mittelpunkte der deutschen Literatur wäre für jeden anderen Schriftsteller ein Ansporn zu weiterem Schaffen gewesen, für Schreyvogel aber war sie nicht fruchtbringend.

Wie in späteren Jahren, beschäftigte er sich auch in dieser Zeit mit einer Menge von Plänen, von welchen jedoch keiner ausgeführt wurde. Wohl mögen ihm die Arbeiten bei der Literaturzeitung und das Studium der Geschichte, dem er in Jena mit Fleiß oblag, nicht viel Muße zum eigenen Schaffen erübrigt haben, weit mehr aber war es der böse Dämon Hypochondrie, der ihm von Zeit zu Zeit die Lust am Schaffen raubte. In seinem Tagebuche verzeichnet er, wie in Jena Trübsinn und Stolz und Selbstverachtung sich lange sogar auf seinem Gesichte ausgedrückt haben.

Schreyvogels Sorge um die Zukunft, die Krankheit seiner Mutter und gewiß nicht zuletzt der Vorsatz, sich der Fesseln im Schützschen Hause zu entledigen, reiften im Herbst 1796 den Entschluß, Jena zu verlassen und nach der Heimat zu ziehen. Er mag sich damals der Worte in seinem Lovelace erinnert haben: „Wir sind doch nirgends so gesund als in unserer Heimath. Ich bin des Herumstreifens für jetzt müde, und wenn ich meinen ersten Einfällen und Neigungen trauen dürfte, so möchte ich mich wohl einnisten und ein vernünftig Leben anfangen.“

Eine Reise durch Deutschland sollte vordem noch seine Erfahrungen mehren. Wie weit sich jene erstreckte und mit welchen Personen er damals verkehrte, wissen wir nicht. Daß er in Berlin bei Biester gewesen erfährt man aus einem Briefe Böttigers, der am 8. Dezember 1796 schrieb: „Sie haben auf Ihrer Reise die Menschen oft in ihrer Schlafrockattitüde belauscht. Aber Sie sind auch nicht durchgerutscht. Aus Berlin schreibt man mir, daß Biester Sie geradezu für eine abgefeimte Jesuiterseele erklärt hatte. Also, lieber Freund, nur nicht so stolz gethan auf diese Lämmleinsgestalt. Man hat die Wolfsohren doch durchzucken gesehen.“

* *
*

Den Zeitraum nach seiner Rückkehr aus Jena zählte Schreyvogel ebenfalls „zu den lichtesten Stellen in seinem zweiten Alter“, jenen von 1797 bis Ende 1799 zu den dunkelsten. Über keinen von beiden ist uns in seinem Tagebuche Aufschluß gegeben. Die Jenaer Eindrücke mochten anfänglich eine starke Nachwirkung geübt, der Tod der Mutter im Jahre 1797 und getäuschte Hoffnungen sein Gemüt heftig erschüttert haben. Ein öffentliches Amt zu erlangen, widerstrebte ihm und schien auch mit Rücksicht

auf seine Vergangenheit ausgeschlossen. Es blieb also nur die Schriftstellerei.

Noch in das Jahr 1796 fällt der Plan zu einer moralischen Wochenschrift nach englischem Muster. Je mehr er sich mit dem Zeitungswesen beschäftigte, desto lebhafter wurde der Wunsch, Journalist zu werden und auf diesem Wege seine Fähigkeiten in den öffentlichen Dienst zu stellen. Eine Zeitung zu gründen, wäre unter den drückenden Zensurverhältnissen vergebliche Mühe gewesen, ein politisches Blatt schien wegen des Privilegiums der „Wiener Zeitung“ geradezu ausgeschlossen. Da fügte es sich, daß gerade in dieser Zeit die Pachtung der „Wiener Zeitung“ zu Ende ging, des einzigen Organs, das damals in Österreich berechtigt war, auch politische Nachrichten zu bringen. Wie diese beschaffen waren, läßt sich bei der strengen Abhängigkeit von der Regierung leicht ermessen. Im großen und ganzen war diese Zeitung trotz ihres vorgerückten Alters über die Kinderjahre des Journalismus nicht hinausgekommen und ist deshalb in den Zeitungen der josefinischen Periode wiederholt verspottet worden. Eine Reform dieses Blattes und mittelbar dadurch der österreichischen Journalistik zu unternehmen, schien also eine lohnenswerte Aufgabe, die Schreyvogel im Vereine mit dem Professor der Geschichte an der Wiener Universität, Mumelter v. Seberntthal, lösen wollte. In einem ausführlichen Plan zur Umwandlung der „Wiener Zeitung“ in eine „Wiener Hof- und Staats-Zeitung“ legte Schreyvogel dar, wie „die bisherige Einrichtung der „Wiener Zeitung“ den Zweck eines öffentlichen, im Dienste der Monarchie stehenden Blattes nur auf eine sehr unvollkommene Weise erfülle.“ Dieser Plan enthält bereits die Grundzüge der modernen Zeitung. Schon die Auffassung von der kulturellen Bedeutung der Zeitung, dieses kräftigen Mittels, „ein ganzes Volk für große

Maßregeln zu vereinigen und schnell in Bewegung zu setzen," zeigt den modernen Geist Schreyvogels, in dessen Projekt fast alle Rubriken der heutigen Journale vertreten sind. Sein Blatt sollte eine Art Weltchronik bilden, vorzüglich aber die Geschichte des Landes und der Nation enthalten, und zwar in physischer, ökonomischer und sittlicher Beziehung; es sollte „ein Denkmal des österreichischen Gemeingeistes und der Nationalehre sein".

Weniger enthusiastisch dachten die verschiedenen Behörden, die hierüber ihr Gutachten abzugeben hatten. Man nannte die Idee neu, kühn, groß, Vortrag und Darstellung einnehmend und verführerisch, bezweifelte aber die Ausführung wegen des „gigantesken" Umfanges. Der Referent im Staatsrate, der obersten Behörde, meinte, eine Zeitung nach diesem Plane würde ein gelehrtes Journal und für das Publikum, das nur über die politischen Ereignisse unterrichtet werden wolle, von keinem Interesse sein. Die Folge wäre ein Aufblühen der auswärtigen Blätter in Österreich, über die man aber nicht so viele Macht habe wie über die inländischen, in welchen den Lesern das Zuträgliche aufgetischt, das andere aber durch eine strenge Zensur beseitigt werden könne.

Schreyvogels Vorschlag, damals abgelehnt, wurde nach ungefähr einem Jahrzehnt von dem offiziösen Publizisten Armbruster in den „Vaterländischen Blättern" zum großen Teile verwertet.

Durch das Scheitern dieses Zeitungsprojektes war auch Schreyvogels Lebensplan zerstört worden. Vergebens bemühte er sich der niederdrückenden Stimmung Herr zu werden, worein ihn die Sorge um sein künftiges Schicksal versetzt hatte. Von seinen Renten allein zu leben, dazu langte das väterliche Erbe nicht hin, dessen größter Teil übrigens schon auf-

gezehrt war. Mit dem Rest mußte also hausgehalten und auf die Möglichkeit eines Einkommens gedacht werden. Da erschien eines Tages ein Jugendfreund, Hohler genannt, mit dem Vorschlag einer Unternehmung nach dem Muster des Weimarer Kunst- und Industriekomptoirs.

Nach langen Verhandlungen wurde man endlich handelseins; Schreyvogel steuerte den Rest seines Vermögens bei und wurde — Kaufmann, zuerst stiller, seit 1802 aber öffentlicher Gesellschafter des Wiener Kunst- und Industriekomptoirs.

Es war ein Unternehmen im großen Stile, dessen Wirkungskreis nicht nur die bildende Kunst, sondern auch Literatur und Musik umfaßte, denn schon im ersten Jahre erschienen nahezu 60 musikalische Werke, darunter ein Melodram aus dem Nachlasse Georg Bendas. Die ersten künstlerischen Kräfte wurden gewonnen: Kininger, der Meister in der Schabkunst, desgleichen Agricola, Pichler und der berühmte Kupferstecher Bartsch, Senn, Stubenrauch und Pfeiffer. Die Maler Molitor und Gauermann wurden nach Tirol geschickt, um dort Aufnahmen zu machen, ein tüchtiger Drucker der chalkographischen Gesellschaft aus Dessau berufen, die erste vollkommene Presse aufgestellt, eine von Unterberger erfundene Maschine zum Grundieren der Kupferplatten angekauft und deren Verbesserung dem Mechaniker Girardoni übertragen.

Außer den Kunstblättern, von welchen besonders Kiningers Arbeiten Aufsehen erregten, der unter anderem Fügers Virginie, Sokrates und Coriolan und das Porträt des alten Jacquin; von Angelika Kaufmann, Alceste, und Guerins Bildnis der Freiin von Arnstein stach, erschienen auch noch Landkarten, darunter die große Lipskysche Karte von Ungarn.

So glänzend dieses Unternehmen begonnen hatte, das

in gleichzeitigen Reisebeschreibungen eine Wiener Sehenswürdigkeit genannt wird, für Schreyvogel, der in seinem neuen Berufe mehr Kunstfreund als Handelsmann war, ist es nicht segenbringend gewesen. Mit seinem Kompagnon Hohler, dem undankbaren Jugendfreund, der sich monatelang um das Geschäft nicht gekümmert hatte, in langwierige Prozesse verwickelt, die endlich dessen Entfernung und den Eintritt eines anderen Gesellschafters zur Folge hatten, der schlechte Geschäftsgang und die dadurch hervorgerufenen finanziellen Wirren drückten ihn mit schweren Sorgen. Der grenzenlosen Ehrliebe wurden die letzten Reste des Vermögens geopfert. Trotz alledem war der Ruin des Geschäftes nicht aufzuhalten, die Kriegszeiten und der schlechte Geldkurs beschleunigten den Verfall dieses so glückverheißenden Unternehmens.

Wie tief dies auf Schreyvogels Gemüt wirkte, ist aus vielen Stellen seines Tagebuches zu ersehen. Schon 1811 notierte er mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse: „Es können und werden wahrscheinlich noch schlimmere Zeiten kommen.“ Und die schlimmste kam für ihn im August des Jahres 1813.

Lassen wir hierüber einer amtlichen Quelle das Wort: „In den letzten Tagen des August 1813“ — heißt es daselbst — „verfiel der Kunsthändler Schreyvogel, durch vieljährige Anstrengung und Sorge erschöpft und durch die mit ausbrechendem Krieg zunehmende Verschlimmerung seiner Handlungsangelegenheiten außer Fassung gesetzt, in Geistesverwirrung und endlich an der Rettung seines Vermögens, seiner Ehre und seines Lebens zugleich verzweifelnd in Wahnsinn.“ Am 4. September wurde — wie aus der Wiener Zeitung zu ersehen ist — die Kuratel über ihn verhängt und zum Kurator Dr.

Nestroy, der Vater Johann Nestroys, bestellt. Die Nachricht von Schreyvogels Erkrankung hatte in den Kreisen seiner zahlreichen Freunde große Bestürzung hervorgerufen. Um so größer war die Freude, als schon nach wenigen Wochen die Ärzte Dr. Guldener und Primarius Eisl bestätigen konnten, „daß Schreyvogel von seiner Geistes- und Gemüthskrankheit gänzlich genesen, nun wieder vollkommen fähig sei, seine Geschäfte zu führen und sein Vermögen zu verwalten."

Was nun in der folgenden Zeit Schreyvogel an Vermögen und Gesundheit geopfert, um seine kaufmännische Ehre aufrecht zu erhalten, zeigt uns den edlen Charakter dieses Mannes im hellsten Lichte.

„Daß meine Bücher, meine wenige Kleidung und Hauseinrichtung" — bemerkt er Ende 1813 — „das Einzige sind, was mir eigen bleibt, macht mich mehr vergnügt als traurig, denn mit Freuden scheide ich von dem erborgten Besitz und der erlogenen Vermögenheit. Das tägliche Brod wird Gott bescheeren und auch ein Übriges für die alten Tage und die Meinigen, wenn ich nicht mehr bin."

Wer sollte meinen, daß mitten in dem geschäftlichen Jammer Schreyvogel sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen die Kraft besaß! Und doch ist gerade in diesen Zeiten sein bestes Werk entstanden, das seinen Ruf als Schriftsteller und Kritiker begründete: das Sonntagsblatt. „Wer es kannte" — schreibt Schreyvogels Zeitgenosse Franz Gräffer — „diese Fundgrube von Studium, Belesenheit und Philosophie, Lebens- und Kunstansichten, wird sagen müssen, daß es ein würdiges Seitenstück zu Addisons und Steeles Zuschauer war. Das Erscheinen der Lieferungen konnte man nicht erwarten, die vornehmsten Geister bestürmten das Verlagslokal . . ."

Die Idee zur Gründung einer moralischen Wochenschrift war längst gereift, der Plan hiezu bereits im Jahre 1796 vollendet. Warum er nicht ausgeführt wurde, ist nicht aufgeklärt. Schreyvogel hatte sich damals viel mit dem englischen Journalwesen befaßt; er blätterte mit besonderem Interesse in den moralischen Wochenschriften, im Mercure scandale von Defoe (1661—1701), im Tatler des Richard Steele, der 1711 auch den Spectator erscheinen ließ, dessen fleißiger Mitarbeiter Addison ihn von 1713 bis Ende 1714 fortsetzte. Aus dieser Lektüre entsprang das Projekt einer Wochenschrift nach englischem Muster. Wie der Spectator fingierte auch die neue Wochenschrift eine Sozietät, deren Mitglieder verpflichtet sind, Beiträge zu leisten. Im Spectator erscheinen als Mitglieder außer dem Spectator, einem vielgereisten Manne: Roger de Coverly, ein Edelmann voll Heiterkeit und Menschenfreundlichkeit; ein Jurist, der sich mehr mit Aristoteles als mit der Rechtswissenschaft beschäftigt; der Handelsmann Sir Andrew Freeport; der Soldat Capitain Sentry und William Honneycomb, ein Mann der strengsten Etikette, und als Gast ein Geistlicher von gründlicher Bildung. In Schreyvogels Projekt sind als Mitglieder der Gesellschaft verzeichnet:

Der Rechtsgelehrte, im Alter von 60 Jahren, mit einem komischen Hang zur Zerstreuung. Der Reisende, 53 Jahre, der schon in seinem 16. Lebensalter Wien heimlich verlassen hatte, um Griechenland zu sehen. Nach 14 Monaten zurückgekehrt, betreibt er orientalische Sprachen und studiert Medizin, wird aber wieder von dem Reisefieber ergriffen, durchwandert Hindostan, Persien und Arabien und kehrt nach 6 Jahren in sein Vaterland zurück, wo er sich mit Naturkunde beschäftigt. Ein Streit über den von La Condamine berechneten Meridian reift in ihm den Entschluß nach Ame-

rika zu gehen, wo er Franklin kennen lernt und Cook auf seiner letzten Seereise begleitet. Zurückgekehrt entschließt er sich, das Innere von Afrika zu besuchen, womit seine Reisen abschließen. Der schöne Geist, 42 Jahre, ein Mann von großen Anlagen und sehr gebildetem Geschmack, aber von einer Unentschiedenheit, die ihn abhält, seine Arbeiten der Öffentlichkeit zu übermitteln. Er ist voll Enthusiasmus und haßt die Stümper. Der Geistliche, eigentlich ein Philosoph, der die moralische Besserung des Menschen anstrebt; er ist für eine allgemeine Kirche im Kantschen Sinne. Der Offizier, 56 Jahre, dem es nicht an persönlichem Mut fehlt, der aber außer Fassung gerät, so oft er eine Disposition treffen sollte. Der Stumme, ein Hypochondrist und metaphysischer Geisterseher.

Für den Titel der Zeitschrift hatte Schreyvogel mehrere Bezeichnungen vorgemerkt: „Der Stammler," der Spitzname des Reisenden, der als Redakteur gedacht ist; „Die Müßigen," weil kein Mitglied der Gesellschaft eine bestimmte Beschäftigung hat; „Die Untauglichen" wegen des körperlichen oder Gemütsfehlers, den jeder besitzt und der ihm in seinem Berufe hinderlich ist. Der Zweck der Zeitschrift sollte belehrend, der Inhalt aufs Allgemeine und zwar auf die Sitten berechnet sein.

„Sie sind Österreicher" — heißt es in diesem Projekt — „ihre Wochenschrift soll in Wien und von Österreichern gelesen werden. Das bürgerliche und häusliche Leben und alles, was die Angelegenheiten eines Privatmannes, seine Pflichten und Obliegenheiten im Staate, in der Kirche, in seinem Stande, in der Gesellschaft, in seinem Hause sein kann, ist der Gegenstand derselben." Wie reichhaltig diese Schrift geworden wäre, kann man aus den 149 Titeln von Aufsätzen ersehen, die Schreyvogel für die erste Zeit auf-

gezeichnet hatte. Aus diesem Projekte ist das „Sonntagsblatt“ hervorgegangen, das am 15. Februar 1807 zum erstenmale erschien, zu einer Zeit, da Schreyvogels geschäftliche Sorgen sein Gemüt schwer belasteten. Die literarische Beschäftigung sollte ihm ein Mittel zur Aufheiterung und Erholung sein. Als Arbeitsgenossen gesellten sich ihm einige Freunde zu: Der junge, etwas linkische, aber witzige Wieland, damals Bibliothekar des Fürsten Esterhazy, der Schriftsteller Dr. Lindner, ein Livländer, den Schreyvogel in Jena hatte kennen lernen, derselbe Lindner, der nachmals Kotzebues Bericht an den russischen Kaiser über Deutschlands politische Literatur auffing und ihn veröffentlichen ließ, Karl Julius Fridrich und der Zensor Röderl, ein ästhetisch-philosophisch gebildeter und sprachkundiger Literat. Auch das Sonntagsblatt ist das Organ einer stillen Gesellschaft, als deren Aktuar Thomas West fungiert, indes Karl August West der Mantelname für den Literaten Schreyvogel ist.

Als Mitglieder dieser Gesellschaft erscheinen: Samuel Brink, der, von seinem Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt, sich lieber mit Politik und Geschichte beschäftigte, Solm, ein Soldat, dem es an Geistesgegenwart fehlte, Palmer (der Name kommt bereits bei Franklin vor), dessen Beruf als Geistlicher zwar charakterisiert, aber aus Zensurrücksichten nicht genannt wird, Friedrich Ernst, ein alter Mann, der wenig in deutscher Sprache geschrieben und nie etwas unter seinem Namen hatte drucken lassen, und Morfeldt, der Reisende.

Wie das ältere Projekt wird auch das Sonntagsblatt als eine österreichische Wochenschrift gedacht, mit der Aufgabe, unter den Landsleuten das Gefühl eigener Kraft und Unabhängigkeit zu erwirken. Es sollte der gründliche Gelehrte sich daran vergnügen, der flüchtige Weltmann sich

belustigen können. Dieser Aufgabe ist das Sonntagsblatt im Wechsel von Ernst und Ironie gerecht geworden. Den Torheiten der Zeit ist Schreyvogels Feder mutig begegnet, anfänglich mit leichter Ironie und Laune, Waffen, die sich im Streite mit plumpen Gegnern in schwere Äxte und Streitkolben verwandelten, mit welchen er wuchtige Hiebe auf die Anhänger der modernen Literaturrichtung niedersausen ließ. In dem Kampfe gegen die romantische Schule schoß er freilich manchmal übers Ziel, dafür aber stellte er Fr. Schlegels und Adam Müllers Frömmelei ins richtige Licht. Auch Heinrich von Collins Sprache und dessen ästhetische Ansichten sind von dem feinsinnigen, aber nicht immer objektiven Kritiker kräftig ironisiert worden, der freilich einige Jahre später gestehen mußte, daß er nicht unbefangen gegen diesen Dichter gewesen sei, weil die Leidenschaft seine Kritik verbittert habe. Aus dem Haß gegen die Romantiker ist auch seine feindliche Stellung gegen das Volkslied hervorgegangen, wohl mehr aus politischen als aus literarischen Rücksichten.

„Derselbe Geist der Träumerei und Unbestimmtheit — schrieb er im Sonntagsblatt — den unsere neuere Literatur zu einem lächerlich traurigen Schauspiele macht, ist auch in den wichtigen, ja in den ernsten und eigensten Angelegenheiten unsrer Nation nur allzu sichtbar. Für jeden fremden Einfluß empfänglich, gleich unfähig, Original und entschiedener Nachahmer zu sein, mehr grübelnd als auf Grundsätze haltend, nie einig und stets über Zwietracht und Mißverständnisse klagend, große Zwecke mit kleinlichen Mitteln, kindische Absichten mit feierlichem Ernste verfolgend: so haben wir uns, als Nation betrachtet, in neuerer Zeit im großen wie im kleinen gezeigt. Die Schule haben wir mit dem Leben, das Leben mit der Schule verwechselt. Noch jetzt soll

der erborgte Enthusiasmus der Poesie die Stelle des Nationalgeistes vertreten, dessen Mangel die eigentliche Ursache des politischen Verfalls von Deutschland ist.

Statt auf die Gegenwart zu merken und den Verstand mit praktischen Regeln, die Seele mit starken Entschlüssen zu füllen, vertiefen wir uns in die fabelhafte Vergangenheit und in das phantastische Reich der Ideale.

In dem Liede der Nibelungen, in den alten Volksbüchern und Mysterien meinen die Wiederhersteller Deutschlands dasjenige zu finden, was uns zu einer Nation machen soll . . . . Aber in diesen Torheiten gehen die letzten Reste deutscher Kraft und Selbständigkeit unter; und während unsere Jünglinge von dem starken Friedrich und mannhaften Carel faseln, zieht die hellsehende Gewalt ihr ehernes Netz über unsere Häupter zusammen."

Den Nibelungen ist Schreyvogel später allerdings gerecht geworden, denn er war es, der Raupachs Nibelungenhort auf die Bühne des Burgtheaters brachte.

Wie er sich nach Jahren zu den dramatischen Gedichten der Spanier verhielt, die er im Sonntagsblatte mehr abenteuerlich als romantisch nannte, zeigt die Bearbeitung Calderons und seine intensive Beschäftigung mit der spanischen Literatur, deren eifrigster Anwalt er geworden ist. Je mehr man sich in Schreyvogels Sonntagsblatt vertieft, desto größer wächst die Bewunderung über die außerordentlichen Geistesproben dieses Schriftstellers, dessen Leistungen zu den besten zählen, die damals in Österreich geboten wurden. Daß an diesen Früchten Wespen nagten, darf uns nicht wundern. „Man ist nicht immer unserer Meinung" — schrieb er am 5. Juni 1808 — „aber wir werden gelesen. Selbst die Unzufriedenheit, die wir hier und da erregen,

sogar die Schmähungen, die man sich gegen uns erlaubt, beweisen, daß wir unsern Zweck nicht verfehlt haben."

Damit spielt Schreyvogel auf die Ausfälle der norddeutschen Journale an, gegen die er sich in eine scharfe Polemik eingelassen hatte, sowie er nicht minder heftig auch gegen die erbärmliche Journalistik des Inlandes auftrat und gegen „die ganze Hecke litterarischer Gelbschnäbel, die piepend und krähend eine neue Morgenröthe der österreichischen Litteratur verkündete". Nicht blind gegen die Fehler seiner Landsleute, ist er stets ein warmer Anwalt der Wiener gewesen, ohne dabei in eitle Lobrednerei zu verfallen. Bei aller Anerkennung ihres Witzes und Humors wollte er doch nicht deren Maxime „Heiter auch in ernster Zeit" gelten lassen und bekämpfte diese mit feiner Ironie, indem er sie als einen Ausfluß erhabener Denkungsart, sich über die gemeinen Bedürfnisse des Lebens hinwegzusetzen, und als einen Beweis spartanischer Großherzigkeit bezeichnete.

So ist das Sonntagsblatt auch eine Quelle lokaler Kulturgeschichte und durch Schreyvogels Kritiken auch der Wiener Theatergeschichte.

Hier ist der Ausgangspunkt seines dramatischen Wirkens. In der Kritik lag seine Stärke. Das fühlte er auch. „Wenn eine entschiedene Neigung" — sagt er — „viele Empfänglichkeit und ein ganzes der Kunst gewidmetes Leben ein Recht erteilen, seine Meinung über Werke des Genies zu äußern, so darf ich hoffen, nicht zu den unberufenen Beurtheilern der Schaubühne gezählt zu werden."

Daß dieser kritische Geist im Sonntagsblatte nicht ohne Einfluß auf den jungen Grillparzer gewesen ist, hat Emil Reich in einer Studie hierüber ausführlich dargelegt. Wiederholt gedenkt Schreyvogel in den Tagebüchern des

Sonntagsblattes und seiner journalistischen Tätigkeit, zu der er sich stets hingezogen fühlte.

Wie seine Zeitgenossen, bedauern auch wir, daß die Last der Geschäfte ihn genötigt hatte, sein Wirken im Sonntagsblatte einzustellen, das nach Schreyvogels Rücktritte unter Wielands Leitung nur mehr ein kurzes Scheinleben führte.

* * *

Aus dem Kritiker des Sonntagsblattes, Karl August West, ist der geistige Führer des Burgtheaters Josef Schreyvogel erstanden, der 18 Jahre hindurch unter dem bescheidenen Titel eines Hoftheatersekretärs diese Bühne geleitet hat. Man sagt, er habe den Ruf des Burgtheaters begründet, aber dieser war längst in die deutschen Lande gedrungen, schon zu Kaiser Josefs Zeiten, der die Schaubühne in der Burg zu Wien zum Nationaltheater erhoben hatte.

Schreyvogels Verdienst um dieses Kunstinstitut ist deshalb nicht minder hoch anzuschlagen, als das des kaiserlichen Gönners; denn er hat nicht nur den Ruf des Burgtheaters gefestigt und gemehrt, er hat ihn, nach einer schweren Krise dieser Bühne, sozusagen zum zweitenmale begründet. Unter ihm zogen die Klassiker in das Haus am Michaelerplatz, nicht mehr verballhornt und verstümmelt, unter ihm entwickelte sich das Repertoire zu einem wahren Schmuckkästchen deutscher und fremdländischer Literatur, unter ihm erwuchsen dem Burgtheater heimische Dichter, die den Stolz der deutschen Bühne bildeten, im Drama wie im Lustspiele, und ihm hatte das Wiener Publikum ein Ensemble von Künstlern zu danken, deren Namen noch heute fortleben. Mit Schreyvogel begann eine neue Epoche des Burgtheaters, das die nachjosefinische

Reaktion, wie so viele andere Zweige der geistigen Kultur in seiner Entwickelung ebenfalls gehemmt hatte.

Schon wenige Jahre nach Josefs Tode hörte es auf ein Hoftheater im eigentlichen Sinne zu sein; es wurde bereits 1794 an einen kunstsinnigen Handelsmann, Peter Freiherrn von Braun, verpachtet, der 1804 auch das Theater an der Wien erwarb. Beide Unternehmungen brachten keinen finanziellen Erfolg, weshalb sich Braun 1806 genötigt sah, seine Rechte einem Konsortium von Kavalieren abzutreten, dem die Fürsten: Lobkowitz, Nikolaus Esterházy, Josef Schwarzenberg; die Grafen: Ferdinand Pálffy, Stefan Zichy, Franz und Nikolaus Esterházy, Hieronymus Lodron angehörten und an dessen Spitze Fürst Esterházy stand.

Auch diese Gesellschaft kunstfreundlicher Adeliger mußte sich nach großen Geldopfern auflösen und würde sich 1814 Graf Ferdinand Pálffy, der auch Eigentümer des Theaters an der Wien war, nicht bereit erklärt haben, die Hoftheater zu übernehmen, die vielen Fremden zur Zeit des Wiener Kongresses hätten sich mit Staberls Späßen im Theater in der Leopoldstadt und mit den Produkten der Gleichschen Muse in der Josefstadt begnügen müssen. Graf Ferdinand Pálffy, der letzte Pächter des Burgtheaters, opferte seiner Vorliebe für die dramatische Kunst ein bedeutendes Vermögen und mußte 1817 von der Leitung des Burgtheaters zurücktreten. In eine schwere Schuldenlast verwickelt, sah er sich 1825 genötigt, auch das Theater an der Wien zu schließen, wo er, um die Schaulust der Wiener zu befriedigen, große Summen aufgewendet hatte. „In Betreibung seines Theater-Geschäftes" — meldet ein amtlicher Bericht aus dieser Zeit — „ist ihm nichts zu kostbar, nichts zu ausgezeichnet; er weiß zu wählen und anzuordnen; in dem Übermaße des Schönen und Blendenden ruht aber

die Quelle der baldigen Erschöpfung. Einen Calcul zu ziehen, wird ihm immer fremd bleiben, mit Millionen wird er das Herrlichste und Glänzendste herstellen, aber auch mit Millionen am Ende nicht ausreichen."

Unter diesem prachtliebenden, gutmütigen, aber zur Eitelkeit geneigten Aristokraten begann Schreyvogels Theaterlaufbahn, nachdem er schon unter Freiherrn v. Braun einige Zeit dramaturgischer Beirat gewesen war. Der neue deutsche Merkur brachte 1802 die Nachricht, daß „der wackere, für alles Gute rastlos thätige Schreyvogel bei dem Hoftheater eine Stelle erworben habe." „Es wäre seine Schuld nicht" — heißt es weiter — „wenn er dabei seine mannigfachen Erfahrungen und Einsichten ins Schweißtuch vergraben müßte." Das ist leider bald geschehen, da ihn der Beruf als Kunsthändler nötigte, dem Theater zu entsagen und seine Stelle Josef Sonnleithner zu überlassen, dessen Mittelmaß an geistiger Kraft der Bühne keinen Aufschwung zu geben vermochte. Seit Schreyvogel die kritische Tätigkeit im Sonntagsblatte aufgegeben, brachte er dem Theater wenig Interesse entgegen, nicht nur wegen vermehrter Geschäftssorgen, sondern auch wegen des schlechten Zustandes, in den das Schauspiel allmählich verfallen war. Noch seltener besuchte er die Vorstadtbühnen, die übrigens schon im Sonntagsblatte mit Geringschätzung behandelt wurden. In eine allerdings nur lose Beziehung zum Theater kam er wieder 1812, als Fürst Lobkowitz einen Preis ausgeschrieben hatte, „um bessere dramatische Dichtertalente zu vermögen, thätig mitzuwirken, die deutsche Oper zu dem, was sie sein kann und soll, zum vollendetsten Werke der darstellenden Kunst, zu erheben."

Aufgefordert, das Amt eines Preisrichters zu übernehmen, unterzog sich Schreyvogel dieser Tätigkeit, worüber sich einige Bemerkungen in dem Tagebuche finden. Im

übrigen dachte er nach seiner Genesung nicht an das Theater, am wenigsten an eine Anstellung bei demselben; er hoffte vielmehr durch seine Freunde eine Bibliothekarstelle zu erlangen, um wieder den Wissenschaften leben zu können. Noch am 13. Dezember spricht er davon in seinem Tagebuche, aber schon am 14. Dezember schreibt er: „Also zwei Theater! Mein Herz ist ganz entgegen.“ Durch wen dieser Antrag kam, hat Schreyvogel nicht verzeichnet, aber alles deutet auf seinen Gönner, den Bankier Eskeles, hin, mit dem er als Kaufmann wiederholt verkehrte und in dessen Hause er ein gern gesehener Gast war. Der Bankier Norberg und dessen Gattin Elise in den „Bildern aus dem Leben“ sind ein Denkmal, das Schreyvogel seinen Freunden errichtet hatte.

Man würde irren, wollte man Schreyvogels Berufung einzig und allein seinem kritischen Talente zuschreiben. Mehr als der Ästhetiker kam damals der Kaufmann und dessen Redlichkeit in Betracht, denn Schreyvogels erstes Geschäft sollte sich nicht auf die Kunst, sondern darauf beziehen, die Geldmittel für Pálffy durch ein Anlehen aufzubringen und die durch das Gesellschaftsverhältnis der Kavaliere verworrenen Finanzen zu ordnen. Das war das Hauptmotiv, das Pálffy veranlaßte, den Rat des Bankiers Eskeles zu befolgen und Schreyvogel im März 1814 zu berufen.

Es nimmt sich ziemlich wunderlich aus, in dessen Tagebüchern mit einemmale zwischen philosophischen Betrachtungen auch Aufzeichnungen über allerlei Finanzpläne zu finden, über Verhandlungen mit Aristokraten und Geldmännern, über Pálffys schlechte Finanzlage und über die Schwierigkeiten einer Anleihe infolge des hohen Geldkurses. Als Schreyvogel in die Verhältnisse tiefer einblickte, bot sich ihm kein

erfreuliches Bild der Zukunft. Schon daß Pálffy die Herrschaft über das Theater mit einem zur Wahrung der Rechte vom Hofe bestellten Kommissär teilen mußte, noch dazu mit einem Beamten, der wie Hofrat Fuljod bar jedes Kunstsinns und Bureaukrat vom Scheitel bis zur Sohle war, ließ nichts Gutes für die Folge erwarten. In den Eigenschaften eines Präsidialsekretärs und Kanzleidirektors der Zentralkommission, der Oberbehörde für alle ökonomischen und artistischen Angelegenheiten, und eines Vizedirektors des Theaters an der Wien, wirkte Schreyvogel mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft, um die mit der Leitung von drei Theatern verbundenen Lasten zu bewältigen. Er tröstete sich wiederholt, daß seine Karriere, wenn auch schwierig, doch gemeinnützig und ehrenvoll werden könne. Tagsüber mit Verhandlungen, Proben und Berichten, des Nachts mit der Lektüre von Stücken beschäftigt, blieben ihm nur wenige Stunden der Ruhe. Die vielen Theaterfeste zur Zeit des Kongresses und nicht zuletzt die Verbitterung über mancherlei Kränkungen, alles zusammen war für seine Gesundheit schon im ersten Jahre von ungünstigstem Einfluß. „Mein Aussehen ist furchtbar, ich bin in Gefahr, in neue Sinnenzerrüttung zu verfallen,“ vertraut er am 16. Dezember 1814 seinem Tagebuch an.

Für alle diese Mühe ist ihm wenig Dank geworden, vielmehr gestaltete sich das anfänglich freundliche Verhältnis zu Pálffy und Fuljod nach und nach zu einem recht unerquicklichen. Schreyvogels Einfluß auf die Theaterleitung wurde enger begrenzt und zuletzt nur auf das literarische Fach beschränkt. „Die Kabalen,“ — schrieb er am 23. Dezember 1815 an Müllner — „mit denen ich seit anderthalb Jahren kämpfe, fangen an, mir Ekel zu machen. Das ist ein entnervendes Gefühl und unstreitig

das gefährlichste, wenn es darauf ankommt, Widerstand zu leisten. Doch ich müßte Ihnen zu viel sagen, um Ihnen verständlich zu seyn. Nur so viel: Der Mann, den Sie so partheyisch sind, für einen ganz leidlichen Theatersekretär zu halten, sehnt sich sehr darnach, einen Nachfolger zu erhalten. Nicht als ob ich mich dieses Geschäftes nicht freute, oder als ob ich mich zu gut oder zu schwach dafür fühlte; nein -- ich liebe mein Geschäft und habe selbst die Unannehmlichkeiten meines Postens zu ertragen gelernt. Aber es gibt persönliche Widerwärtigkeiten in meinen Verhältnissen, die nachgerade unleidlich werden..." Ähnliche Klagen lauten auch in einem Briefe an Hofrat Winkler, den Intendanten des königlichen Theaters in Dresden. „Mein eigener Wirkungskreis" — berichtet Schreyvogel — „ist in der letzten Zeit sehr beschränkt worden und ich sehe täglich Unschicklichkeiten und wahre Skandale in literarischer Hinsicht begehen, von denen ich zum voraus nichts wußte und die ich nicht hindern kann. Das ist die Folge einer kleinlichen Rivalität, die zwischen den eigentlichen Mitgliedern der Direktion entstand, und des Kanzley-Schlendrians, der allmählig die Oberhand erhielt."

Man kann wohl sagen, an dem finanziell schlechten Erfolge der Pálffyschen Ära ist das bureaukratische Regiment nicht die letzte Ursache gewesen; künstlerisch aber zeigt Pálffys Direktion einen großen Fortschritt, der trotz aller Beschränkungen Schreyvogels doch nur diesem allein zu danken war.

Wäre Pálffy weniger schwankend und umsichtiger, weniger unternehmend und scharfsinniger gewesen, sein Schicksal würde sich nicht so kläglich gestaltet haben. Mit seinem Rücktritte endete das für eine Hofbühne keineswegs angemessene Pachtsystem, an dessen Stelle die sogenannte

„Ärarialregie“ trat, was, in die Muttersprache übertragen, so viel heißt, als das Hoftheater wurde von nun an auf Rechnung des Staates betrieben. Der Finanzminister war also nebenbei auch Theaterdirektor. Dieser Finanzminister war aber kein Geringerer als Graf Stadion, der Gönner Grillparzers, ein Mann von vornehmstem Charakter und feinstem Geiste, der sich dem sparsamen Kaiser Franz gegenüber nicht scheute zu sagen, daß, wenn man die Bauten in der Burg und die Anpflanzungen vor derselben, die Verschönerungen der kaiserlichen Gärten und Lustschlösser und auch die des Marstalls aus öffentlichen Geldern bestreite, es mindestens ebenso, ja weit mehr gerechtfertigt sei, die Auslagen für die Hoftheater aus Staatsmitteln zu decken. Wie Graf Stadion in den Tagen des bedrängten Vaterlandes die Presse als das geeignetste Mittel bezeichnete, den Patriotismus des Volkes zu beleben und zu stärken, so trat er in der nachfolgenden Friedenszeit für die Bildung des Geschmackes durch die Schaubühne ein. In diesem Sinne griff er auf die Grundsätze Kaiser Josefs zurück, nur ging er noch einen Schritt weiter, indem er die Ansicht vertrat, daß es Aufgabe der Staatsverwaltung sei, für die Erhaltung einer guten Schaubühne zu sorgen. Auf die Leitung der Hoftheater hatte Graf Stadion nur mittelbar Einfluß genommen; der eigentliche Geschäftsführer war auch in dieser Periode Hofrat Fuljod, dessen Heimtücke Schreyvogel viele unangenehme Stunden verursachte. Graf Stadion aber brachte diesem das vollste Vertrauen entgegen und bezeichnete ihn in einem Vortrage an den Kaiser als einen „im literarischen und im Kunstfache sehr bewanderten Mann“. Der Minister hatte übrigens Gelegenheit, dessen vielseitiges Talent aus einer Studie über das Finanzwesen kennen zu lernen, und dürfte

auch durch Eskeles von Schreyvogels praktischen Geschäftskenntnissen unterrichtet worden sein. Im Gegensatz zu der Anerkennung des Ministers ist in einem polizeilichen Stimmungsbericht über den Zustand des Hoftheaters Schreyvogels Wirken einer gehässigen Kritik unterzogen. Dieser Bericht, der sich auch über die verschwenderische Gebarung der Theaterverwaltung ausläßt und allzudeutlich das Bestreben zeigt, grau in grau zu malen, scheint von dem berüchtigten Journalisten Hebenstreit verfaßt worden zu sein, dem erbittertsten Gegner Schreyvogels und Grillparzers.

Während der „Ärarialregie“ war Schreyvogel auf einer Reise, die er 1817 unternahm, um frische Kräfte für die Hofbühne zu gewinnen, auch Gelegenheit geboten, sich mit den Verhältnissen der deutschen Bühnen vertraut zu machen. Den Vorsatz, diese Reise zu beschreiben, hat er leider nicht ausgeführt, was im Interesse der deutschen Theatergeschichte zu bedauern ist; wir erfahren aber aus einem Berichte Fuljods an den Grafen Stadion, daß mit Devrient und dem Ehepaar Stich in Berlin Unterhandlungen stattgefunden hatten, die aber die Berliner Direktion zu vereiteln wußte. Auch der Versuch, Eßlair zu gewinnen, scheiterte an den übertriebenen Ansprüchen dieses Künstlers. In Leipzig wurde der Böhler in Hamburg mehreren Künstlern Anträge gemacht, darunter auch L. Costenoble, der bald darauf in den Verband des Burgtheaters trat.

Die ungünstigen finanziellen Verhältnisse der Hoftheater und die dadurch erfolgte Belastung des Staatsvermögens veranlaßten Kaiser Franz schon im Mai 1820 zu dem Entschlusse, das Burgtheater wieder in eigene Regie zu übernehmen, das Kärntnertortheater aber zu verpachten. Nach mehr als einem Vierteljahrhundert ist also das Burgtheater wieder ein Hoftheater geworden, dessen Leitung

der Kaiser dem Erzieher des Herzogs von Reichstadt, dem Grafen Moritz Dietrichstein, anvertraute. Auch ein Vizedirektor wurde ernannt, aber nicht der Berufenste hiezu — Josef Schreyvogel — sondern auf Vorschlag des Grafen der Hofsekretär des Obersthofmeisteramtes Ignaz v. Mosel, ein Mann übrigens nicht ohne Verdienste, als Komponist und Musikschriftsteller sogar von bestem Rufe. Unter dieser Direktion erhielt Schreyvogel den größten Einfluß auf die Theaterleitung, auch bahnte sich zwischen ihm und seinen Vorgesetzten ein gutes Verhältnis an.

Dietrichstein, eine sanfte Natur, ein Freund der Kunst, Künstler und — Künstlerinnen, behandelte den Dramaturgen äußerst wohlwollend; Mosel, sich in angemessenen Schranken haltend, überließ ihm ganz die artistischen Geschäfte. Auch die Macht der Regie, die bis dahin Schreyvogels Pläne wiederholt durchkreuzt hatte, wurde eingeengt und dadurch das Ansehen des bisher in Stille und Verborgenheit wirkenden Hoftheatersekretärs gehoben. Mit inniger Befriedigung konnte Schreyvogel, auf eine zweijährige Tätigkeit zurückblickend, 1823 in seinem Tagebuch verzeichnen: „Man ist mit dem guten Gang des Theaters allgemein zufrieden. Unterrichtete Fremde und Einheimische gestehen, daß es in Deutschland nicht seinesgleichen hat. Daran habe ich auch viel theil, was man auch zugibt.“

Dieser Glanzperiode Schreyvogels folgten aber weniger freundliche Jahre, als 1826 das Burgtheater unter die unmittelbare Leitung des Oberstkämmerers gestellt wurde, der damals Graf Czernin war, ein hochbetagter, eigenwilliger Kavalier. In den 6 Jahren seines Wirkens unter diesem Vorgesetzten mußte Schreyvogel viele Bitterkeiten erfahren, die durch den schroffen Gegensatz zwischen ihm und seinem Vorgesetzten verursacht wurden.

Solange der milde Mosel den Mittler machte, war trotz diesem Gegensatze ein Zusammenwirken möglich; als dieser aber 1829 zurücktrat und Czernin die unmittelbare Leitung des Hoftheaters übernahm, gewann jeder Kundige die Überzeugung, daß einer von beiden weichen müsse. Wen dieses Los treffen würde, war ebenfalls jedermann klar, nur nicht Schreyvogel, der noch am 10. März 1832 an Direktor Lebrun nach Hamburg schrieb, es gehe in der höheren Region der Bühnenverwaltung manches vor. „Indessen“ — setzte er fort — „werden alle diese Wechselfälle der Willkühr und der Laune hoffentlich vorübergehen, ohne andere, als temporäre Nachtheile für das Burgtheater nach sich zu ziehen.“

Zwei Monate hernach berichtete Czernin an den Kaiser, „daß die Kränklichkeit und Individualität Schreyvogels ihn zur Versehung seines dermaligen Dienstpostens durchaus nicht mehr geeignet machen.“ Schreyvogel wurde in den dauernden Ruhestand versetzt und der geschmeidige, stets seinen Vorteil berechnende Deinhardstein zum Vizedirektor des Burgtheaters ernannt. „Willkür und Laune“ brachten damals einen der verdienstvollsten Männer um sein Amt, das er 18 Jahre zum Nutzen und zum Ruhme des Burgtheaters gewissenhaft verwaltet hatte.

* *
*

Ein flüchtiger Überblick der Leistungen Schreyvogels zeigt uns, was er dem Burgtheater gewesen und wie richtig Müllner urteilte, als er ihm 1815 zurief: „Solch einen Theatersekretär, wie Sie, habe ich in Israel noch nicht gefunden, Sie sind geboren zum Vermittler des Bundes zwischen der Bühne, dem Publikum und dem Dichter.“ In allen Fächern einer weitverzweigten Theaterleitung, vor allem im Repertoire und in der glücklichen Auswahl tüchtiger

Schauspielkräfte gab Schreyvogel Proben seines eminenten Talentes, und daß ihm bei allem Kunstsinn auch ein praktisches Verständnis für administrative Geschäfte nicht fehlte, zeigt uns sein Wirken unter Pálffys Direktion. Als sein größtes Verdienst aber muß die Bildung des Repertoirs angesehen werden, dem er während seiner langjährigen Tätigkeit die vollste Aufmerksamkeit widmete. Als er zum erstenmale unter Baron Braun mit dem Hoftheater in Verbindung kam, standen als dramatische Dichter Iffland und Kotzebue obenan. Jünger, Soden, Babo, Spieß, Hutt und der offiziell patriotische Dichter Ziegler, der vom Polizeiminister wiederholt aufgefordert wurde, sein lenkbares Talent zur „Erweckung, Erhaltung und Erhöhung vaterländischer Gesinnungen“ anzuwenden, sorgten für den Rest.

Ein Versuch des Freiherrn v. Hormayr, die österreichische Geschichte auf die Bühne zu verpflanzen, scheiterte an der Langweiligkeit seiner beiden Stücke. Dafür ist aber in dieser Zeit ein österreichischer Dichter erstanden, Heinrich v. Collin, der Verfasser des „Regulus“, „Coriolan“ und anderer Dramen, die heute längst vergessen sind. Der Mangel an guten Schauspielen nötigte bereits 1794 zu einem Aufrufe an die dramatischen Dichter, für das Burgtheater Stücke zu liefern, aber ja nicht solche mit anstößigen politischen Grundsätzen oder die den guten Sitten zuwider wären. Literatur und Polizei waren also in innige Verbindung gebracht. Daß daraus für die dramatische Dichtung kein Heil erwachsen konnte, zeigte sich gar bald in den zahlreichen Zensurverboten. Der Zensor selbst erschrak davor und wagte sogar seinem Vorgesetzten darzulegen, wohin das führen müsse, wenn man in jedes Stück eine Gefahr für den Staat hineindeute. „Es bleibt alsdann“ — folgert er — „nichts als Arlequino, Colombine und Pantalon übrig, mit einem

Worte, das geistliche und profane Gregorispiel und: quod bene notandum, wie stehen wir hernach neben unsern Nachbarn?"

Dieser Appell hatte nur geringen Erfolg, denn auch die Kavaliers-Direktion und Graf Pálffy sahen sich wiederholt veranlaßt, um eine Milderung der Zensur zu bitten. Zwar kamen nach und nach die bis dahin verpönten Klassiker zur Darstellung, aber in Bearbeitungen, die nahezu an Frevel grenzten, indes Ifflands Stücke zumeist ohne Zensurstriche aufgeführt werden konnten, da sie — nach dem Ausspruche des Zensors — „das Gepräge der Legalität ohnehin für sich hatten." Nicht so wohlwollend verhielt sich die Zensur gegen Zacharias Werner und Theodor Körner; nicht einmal die sanfte Karoline Pichler konnte es ihr recht machen.

Schon in den ersten Tagen seines Amtes stellte sich Schreyvogel zur wichtigsten Aufgabe, für das Herbeischaffen guter Stücke zu sorgen. „Ich will" — schrieb er am 10. März 1814 — „die alten Theater aller Nationen selbst durchsuchen, wählen und Vorschläge zum Bearbeiten machen."

Noch während seiner kritischen Tätigkeit im „Sonntagsblatte" mahnte er gelegentlich einer Aufführung des „Clavigo" die Bühnen sich nichts entgehen zu lassen, was sie sich von den dramatischen Werken der großen Talente fremder Nationen zueignen können. Nun mit der Verbesserung des Repertoires betraut, munterte er Kotzebue und andere Dichter auf, Gozzi, Farquhar, Congreve, Wicherley zu bearbeiten; er wies auch darauf hin, wie reich das französische Theater an älteren und neueren Lustspielen sei, die es verdienten, durch eine vorzügliche Bearbeitung auf die deutsche Bühne gebracht zu werden. Dabei hielt er die Produktion seiner Zeit

scharf im Auge und ermüdete nicht im Briefwechsel mit dramatischen Schriftstellern; „denn nur durch einen so thätigen Verkehr der Literatoren“ — meinte er — „könne das Repertoire des deutschen Theaters nach und nach Vollständigkeit erhalten und manche, bisher nur einzelnen Bühnen nützliche Talente in das Theaterpublikum eingeführt werden.“ Und welchen Blick hatte er für jedes aufkeimende Talent! Man braucht nur Grillparzer zu nennen und erschöpft damit ein ganzes Lobesregister für Schreyvogel, dessen Tagebuch uns mit dem Werden des großen Tragikers bekannt macht. Er ist diesem nicht nur ein kundiger Führer, er ist ihm auch ein treuer Freund und ein tüchtiger Anwalt gewesen, der den literarischen Gegnern Grillparzers tüchtig auf die Schreibfinger zu klopfen wußte. Wie hat sich der sonst so kühle Verstandesmensch an dem poetischen Feuer des ebenfalls hypochondrisch veranlagten Grillparzer erwärmt, und welche Anregung hatte dieser in dem Verkehr mit dem an Jahren vorgerückten Dramaturgen gefunden! Klagt doch Grillparzer, daß er nach Schreyvogels Tode mit niemandem mehr über Kunst habe sprechen können. Zu den wärmsten Verehrern Schreyvogels zählte auch der Sprudelkopf Bauernfeld, dessen Erstlingen der damals bereits alternde Dramaturg Pate gewesen, sowie er, wie die Tagebücher bezeugen, auch einem andern österreichischen Dichter, dem Freiherrn v. Zedlitz, „mit der kritischen Geburtszange“ beigestanden ist. Ein gleiches Entgegenkommen fand auch Öhlenschläger während seines Wiener Aufenthaltes. Selbst der Theatergötze Adolf Müllner, der auch das kritische Richtschwert schwang, beugte sich vor der Einsicht Schreyvogels, den er zum Dank für manchen guten Rat schließlich begeiferte. In den letzten Jahren war es der produktive Raupach, dessen bühnenfähige Werke Schrey-

vogel dem Repertoire des Burgtheaters einreihte. Dem Allerseelendrama „Der Müller und sein Kind" schickte er sogar einen Prolog voraus, der mit den Worten beginnt: „Dem unbefangnen Sinn muß es gefallen."

Wollte man Schreyvogels Verdienste um die dramatische Produktion seiner Zeit darstellen, müßte man fast alle dramatischen Schriftsteller im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts aufzählen. Wie viele Dramen sind erst durch seine ordnende Hand bühnenfähig geworden und wie viele Stücke hat er durch geschickte Striche und Abänderungen dem Veto des Zensors entzogen!

Aber Schreyvogel hatte sich eine noch höhere Aufgabe gestellt: auf der ersten deutschen Bühne sollten nun auch die klassischen Dichter der Deutschen und anderer Nationen zum Worte kommen, sie sollten das Bleibende im Wechsel des Repertoirs sein. Erinnerte er sich doch, mit welchem Enthusiasmus das Wiener Publikum die arg verstümmelten Dramen Schillers, Goethes und Shakespeares schon zur Zeit des „Sonntagsblattes" aufgenommen hatte und wie selbst auf den Wiener Volksbühnen ein und das andere Werk dieser Dichterheroen in jämmerlicher Bearbeitung ebenso jämmerlich dargestellt worden war. Schon 1807 wagte das Josefstädter Theater — diese letzte der Wiener Bühnen — eine Aufführung des „Clavigo", und „Götz von Berlichingen" und ganz neulich die „Räuber" — ist 1808 im „Sonntagsblatt" zu lesen — haben den „Hausherrn in der Narrengasse" von dem Leopoldstädter Theater zu verdrängen gesucht" Wir erfahren weiters aus dem „Sonntagsblatte", daß die Pferdestücke im Theater a. d. Wien „Lear" und „Hamlet" Platz machen mußten.

Schillers „Räuber", in Österreich zum erstenmale in Wiener-Neustadt unter der Direktion Weiße aufgeführt,

haben erst nach langer, langer Zeit, nachdem sie auf den Vorstadtbühnen als Spektakelstück Genüge getan, den Weg ins Burgtheater gefunden. Von den übrigen Werken Schillers ist „Fiesco“ schon unter Kaiser Josef auf dem Burgtheater erschienen, aber später verboten worden, als man sich vor Verschwörungen, selbst aus der grauesten Vorzeit, zu fürchten begann. Dasselbe Los mußte „Maria Stuart“ 1802 erfahren, deren Darstellung nicht zugelassen wurde, „weil eine Königin zum Blutgerüst geführt wird.“ Erst nach zwölf Jahren gelang es dem Grafen Pálffy, richtiger Schreyvogel, die Aufführung dieses Dramas zu erwirken, die unter der Bedingung zugestanden wurde, „daß vorläufig alle in diesem dramatischen Werke vorkommenden Anstößigkeiten sorgfältig gehoben und durchaus gestrichen werden.“

Weit ärger als der schottischen Königin, erging es 1802 der „Jungfrau von Orleans“, die zwar nicht verboten, aber in einer Bearbeitung zugelassen wurde, die selbst den Zensor Hägelin empörte. Laube, der in dieses Machwerk Einblick genommen, forschte vergebens dem „Verfasser“ nach. „Wer löst dieses Räthsel?“ fragt er. Die Antwort hätte er in Hägelins Zensurbericht finden können, wo als „geübter Verhunzer aller beinschrötigen Theatral-Produkte“ und auch als Autor dieser Bearbeitung der Theatersekretär Escherich genannt wird, der später Vorstand des Bücherrevisionsamtes wurde. Hägelin erzählt, daß Escherich ganze Blätter ausgestrichen, Lücken ausgefüllt, mit einem Worte alles getan habe, um ein anderes Stück herzustellen, das Schiller nie für das seinige hätte halten können. „Aus der Mutter des Königs Karl VII.“ — berichtet Hägelin — „machte er eine Schwester derselben, aus der Maitresse Agnes Sorel machte er eine Königin

unter dem Namen Marie, den Erzbischof strich er weg, legte aber einige seiner Reden in den Mund anderer Personen, aus dem Bastarden Dunois machte er einen Prinzen Louis, Vetter des Königs.“ In dieser „Bearbeitung“ ist Schillers Stück gegeben worden, bis Schreyvogel im Jahre 1820 die Striche aufließ und die Korrekturen beseitigte.

Von zwei anderen Werken Schillers: „Wallenstein“ und „Tell“, wissen wir, daß sie 1827 nach einer Bearbeitung Schreyvogels im Burgtheater aufgeführt wurden. Wallenstein, anfänglich in Wien verboten, kam dann doch zur Darstellung und zwar nach einer Einrichtung, die 1804 in Prag entstanden ist. Ihre Unzulänglichkeit veranlaßte Schreyvogel zu dem Versuche einer neuen Bearbeitung. Sie beginnt mit der Bankettscene aus den Piccolomini, da das Lager aus Zensurrücksichten wegfallen mußte. Daran reiht sich die Szene zwischen Oktavio und Max Piccolomini, womit der erste Akt schließt. Die nächsten vier sind aus „Wallensteins Tod“ gebildet, wovon nur die Szene zwischen Buttler, Deveroux und Macdonald fehlt.

Mit Schreyvogels Einrichtung des „Tell“, der, von Grüner bearbeitet, 1810 im Theater an der Wien aufgeführt wurde, macht uns ein Gutachten des Vizedirektors Mosel näher bekannt. „Der Bearbeitung von der bewährten Hand Schreyvogels“ — berichtet jener an den Grafen Czernin — „ist das Soufflenrbuch des Theaters an der Wien zugrunde gelegt und alle in politischer und historischer Beziehung anstößigen Stellen sorgfältig vermieden. Dagegen sind die aus bloßer Ungeschicklichkeit und ohne Rücksicht auf die Forderungen der Censur gemachten Verstümmelungen der dichterischen Composition beseitigt und einige des Zusammenhanges wegen durchaus notwendigen Stellen und Scenen wieder hergestellt worden. Besonders mußte der Schluß,

der in der Bearbeitung des Theaters an der Wien auf das Unanständigste übereilt ist, mehr ausgeführt und die in politischer Hinsicht ganz unbedenkliche Episode des Melchthal und der Bertha zugleich mit der Haupthandlung gehörig entwickelt werden. Wie das Stück jetzt eingerichtet ist, macht Geßlers Sturz und die Vertreibung der übrigen tyrannischen Vögte den ganzen Inhalt desselben aus. Österreich und dessen ehemalige Verhältnisse zur Schweiz werden gar nicht erwähnt und die demokratische Tendenz, die man dem Originale allenfalls zuschreiben könnte, verschwindet vor dem bloß häuslichen und allgemein menschlichen Interesse, welches die Handelnden und die Begebenheiten einflößen." Wir sehen aus diesem Berichte, welche Rücksichten Schreyvogel bei seiner Arbeit zu beachten hatte.

Drei Jahre nach Schillers „Wallenstein" und „Tell" ist im Burgtheater Goethes „Götz" zur Aufführung gekommen, der bereits 1808 im Leopoldstädter Theater als historisches Schauspiel mit Gesang in 4 Akten erschienen war. Das Manuskript dieser Bearbeitung, worin der Schneider Siedelfinger eine Hauptrolle gespielt haben dürfte, ist wie so viele andere Handschriften dieses Theaters verloren gegangen. Auch auf einer anderen Vorstadtbühne, dem Theater an der Wien, ist Goethes „Götz" aufgeführt worden, von Grüner eingerichtet, der sich die Aufgabe stellte, „die Eigenthümlichkeiten Goethes zu behalten, aber alles aus dem Wege zu räumen, was einer hohen Censurstelle anstößig sein könnte." Die Aufführung des „Götz" im Burgtheater erfolgte erst im März 1830 nach der Bearbeitung Schreyvogels, worüber Eugen Kilian eine ausführliche Studie veröffentlicht hat.

Fünfzehn Jahre vorher hatte sich Schreyvogel mit der Einrichtung von Goethes „Mitschuldigen" beschäftigt, deren

Aufführung aber die Zensurbehörde untersagte. Aus dem Tagebuche erfahren wir weiters, daß er „Tasso“ kürzte und Goethes Bearbeitung von „Romeo und Julie“ ihn veranlaßte, Shakespeares Dichtung nach dem Original zur Darstellung zu bringen.

„Romeo und Julie“ ist das erste für das Burgtheater eingerichtete Stück Schreyvogels, der im großen und ganzen dem Original mit Benützung der Schlegelschen Übersetzung gefolgt ist. Goethe, meinte er, habe viel verdorben, denn „so vortrefflich er in eigenen Charakterzeichnungen war, so wenig schien es ihm gegeben, den Umrissen einer fremden Meisterhand völlig treu zu bleiben.“ Die vorzüglichsten Werke Shakespeares für das deutsche Theater zu bearbeiten, hatte Schreyvogel wiederholt geplant. Im ganzen brachte er sechs Dramen des großen Briten in einer Bearbeitung auf die Bühne, die dem Dichter völlig gerecht wurde. Er hatte sich hiezu längst würdig vorbereitet, nicht nur durch eine intensive Lektüre, sondern auch durch kritische Betrachtungen, wovon das Sonntagsblatt Zeugnis gibt. Die Ruhe und Überlegenheit der Vernunft über die Affekte, das war es, was er an Shakespeare pries, dem er schon in der Jugendzeit die größte Verehrung zollte. „Welche Tiefe, welcher Reichthum, welches Feuer!“ rief er aus, als er im Jahre 1816 den Dichter im Original gelesen hatte. Damals schon keimte die Idee, König Lear für die Bühne zu bearbeiten, der den Wienern zuerst in Schröders nüchterner Prosa geboten und in einer Bearbeitung vorgeführt wurde, der jene von Schröder, aber auch die des Theaterdichters Bock zugrunde lag, der nicht nur Cordelia, sondern auch Lear selbst weiter leben ließ. Schreyvogel nannte diese Bearbeitung schon im Sonntagsblatte ungeschickt und tadelte

die Veränderungen, die man sich mit der Eingangsszene erlaubt habe. Denn das ganze Stück ruhe auf dem ersten Auftritte, in welchem Lear sich seines königlichen Ansehens begibt und das Reich unter seine Töchter verteilt. Diese Szene dürfe nicht fehlen. Shakespeares tiefer und unendlich feuriger Geist habe in der Anlage seiner Hauptwerke immer sehr richtig gesehen; in seinen ersten Szenen zeige sich in der Regel ebensoviel Weisheit der Anordnung als Wärme der Ausführung. Auch die Änderung des Schlusses focht Schreyvogel an. Lear könne nicht leben, ohne das Stück zu einer blutigen Komödie und die Geschichte bloß zu einem scheußlichen Traum zu machen. Wer soviel Entsetzen und Unheil über sich ergehen sah, habe genug gelebt. Dagegen sei Cordeliens Tod nicht so in der ganzen Anlage gegründet, aber die tragische Wirkung der Katastrophe werde dadurch unendlich erhöht.

Nun, da wir Schreyvogels Ansicht über diesen Schluß kennen, muß es uns wundernehmen, ihn auch in seiner Bearbeitung zu finden, die nach der Übersetzung von Voß erfolgte. Wir brauchen aber nicht lange nach der Ursache dieses Widerspruches zu suchen, sie lag, wie Anschütz und Costenoble berichten, außer dem Willen Schreyvogels, da die Zensur das Verlangen stellte, den Britenkönig nicht sterben zu lassen. Man wird aber trotz dieses Schlusses Eugen Kilian beistimmen müssen, daß Schreyvogels wohlgelungene Arbeit als ein bedeutsamer Fortschritt angesehen werden könne gegenüber der Schröderischen Bearbeitung und den Formen, in denen das Stück bisher auf den deutschen Bühnen erschienen war.

Auf „Lear“ folgte 1823 die Bearbeitung des „Othello“ nach der Voßschen Übersetzung, 1825 jene des „Hamlet“ und 1827 die des „Kaufmannes von Venedig“, den Schrey-

vogel schon 1818 aufführen lassen wollte, was aber die Zensur nicht erlaubte, weil die Wiener Judengemeinde dagegen Vorstellungen erhoben hatte. Auch seine Bearbeitung wurde von der Zensur nur unter der Bedingung freigegeben, „daß die Anstössigkeiten in religiöser und moralischer Hinsicht beseitigt werden.“ Dadurch erklären sich die Versetzungen und Auslassungen im zweiten und vierten und die Entfernung einiger Derbheiten im fünften Akt dieser Bearbeitung.

Als Schluß der Bearbeitungen Shakespearescher Werke und als einziges von den historischen Dramen ist 1828 „Heinrich IV.“ gefolgt, „Shakespeares höchste Reife seines Geistes“. Auch über diese Dichtung finden sich bereits im Sonntagsblatte vortreffliche Bemerkungen. Schreyvogels Einrichtung beruht auf den Übersetzungen von Schlegel und Voß, es mußte aber, wie die Theaterzeitung berichtet, vieles „in sachlicher, wie in persönlicher Beziehung den konventionellen Bühnenverhältnissen geopfert werden“, worauf auch der Epilog anspielt. Nach der günstigen Aufnahme des ersten Teiles ließ Schreyvogel den zweiten folgen, der aber nur geringen Erfolg hatte, weshalb er sich entschloß, beide zusammenzuziehen, wie dies einst Schröder getan. Der Versuch mißlang aber und das Stück wurde in langen Pausen nur dreimal aufgeführt.

Mehr als über die Bearbeitung Shakespearischer Stücke berichtet uns das Tagebuch Schreyvogels über dessen Bestreben, auch die Werke der großen spanischen Dichter der deutschen Bühne nutzbar zu machen. In Betracht dieser Umdichtungen kann man wohl mit dem talentvollen österreichischen Kritiker Halirsch sagen, Schreyvogel sei damals der einzige Mann in ganz Deutschland gewesen, der Calderon und Shakespeare auch für die Menge genießbar zu machen und, ohne ihnen von ihrer eigentümlichen Größe etwas zu

nehmen, sie für die Bühne zu bearbeiten verstand. Eben darin lag das große Verdienst Schreyvogels, sich nicht sklavisch an das Original gehalten, vielmehr dieses dem Verständnisse des deutschen Theaterpublikums angepaßt zu haben.

In einem äußerst lehrreichen Aufsatze hat er über die Methode der Bearbeitung spanischer Originale Rechenschaft gegeben und darin das Ergebnis seines Studiums über das spanische Drama niedergelegt, womit er bereits im Jahre 1813 begann. Sismondis „Litterature du Midi de l'Europe“ hatte ihn hiezu angeregt, doch scheinen ihn die schwierigen Arbeiten seines Berufes von der Fortsetzung abgehalten zu haben. Erst im Herbst 1815, als er in der Griesschen Übersetzung Calderons „Leben ein Traum“ gelesen hatte, veranlaßte ihn dieser „große und tiefe Geist“ sich mit der spanischen Sprache vertraut zu machen. Mit Hilfe einer italienisch-spanischen Grammatik gelang es ihm schon nach kurzer Zeit, seine bis dahin geringe Kenntnis dieser Sprache zu erweitern. Fast gleichzeitig -- am 2. Dezember 1815 — begann er mit Benützung der Griesschen Übersetzung, die Bearbeitung von Calderons „La vida e sueño“, die nach mancherlei Unterbrechungen am 21. April 1816 beendet und im Juni desselben Jahres zum erstenmale im Theater an der Wien aufgeführt wurde.

Wie gerade durch dieses Stück Grillparzers freundschaftliches Verhältnis zu Schreyvogel angebahnt wurde, hat uns jener in seiner Selbstbiographie ausführlich erzählt. Der gute Erfolg dieser Arbeit ermunterte Schreyvogel zu dem Versuche, das Werk eines anderen Dichters, das er im Dezember 1815 gelesen, für die Hofbühne zu bearbeiten. Es war Moretos „El desden con el desden“, ein Stück,

das in Schreyvogels Bearbeitung, wozu Gozzis „La principessa filosofa“ die Grundlage gab, als „Donna Diana“ auf allen deutschen Bühnen Eingang fand und eine neue Epoche des deutschen Lustspieles begründete. Von Moreto ist Schreyvogel wieder zu Calderon zurückgekehrt. „Was sind die Literatoren für Menschen“ — rief er im Oktober 1816 nach der Lektüre des „Medico de su honra“ aus — „daß dieses Stück 150 Jahre unbemerkt blieb!“ Unter dem Titel „Don Gutierre“ ist es mit einem vom Original abweichenden Schlusse zum erstenmale am 18. Jänner 1818 am Burgtheater mit großem Erfolge dargestellt worden. Das Tagebuch Schreyvogels verzeichnet noch eine Reihe anderer Stücke Calderons, von welchen aber, mit Ausnahme eines Fragmentes von „La hija del aire“, keines ausgeführt wurde.

Von den Werken englischer Dichter ist nur eines, Wicherleys „Country wife“, von ihm bearbeitet worden. Otways „Venice preserved“, das erste in der Liste der englischen Stücke, ist zwar begonnen, aber wegen der düsteren Gemütsstimmung, die es in Schreyvogel erregte, nicht fortgesetzt worden. An Wicherleys Lustspiel, das am 6. April 1820 unter dem Titel „Das Landmädchen“ dargestellt wurde, hatte Schreyvogel in szenischer Hinsicht nichts verändert, als den Ort der Handlung, die er von London nach Wien verlegte. Trotzdem er den Dialog verfeinerte, fand das Publikum noch immer zu viel Derbheiten und erst, nachdem — wie die Theaterzeitung berichtet — „die krankhafte Scheu eines hypersittlichen Theils der Zuschauer, oder eigentlich der Zuschauerinnen, vor einem selbstgeschaffenen Blendwerk überwunden war,“ drängten sich die Wiener zu den folgenden Vorstellungen.

Wenn der Vollständigkeit halber noch zu bemerken ist,

daß Schreyvogel sich auch mit vielen französischen Schriftstellern — Marivaux obenan — und außerdem mit den Werken älterer deutscher Dramatiker, wie Bretzner und Jünger, beschäftigte, so wird schon aus diesem Umriß seiner dramaturgischen Tätigkeit die Überzeugung gewonnen werden können, daß das Repertoire der von ihm geleiteten Bühne wesentlich bereichert wurde.

Nicht minder glücklich ist Schreyvogel in der Auswahl und Führung der darstellenden Kräfte gewesen.

Er besaß alle Eigenschaften zu einem tüchtigen Feldherrn auf den Brettern, die die Welt bedeuten; er wußte vor allem jedem, auch dem geringsten Talente, den richtigen Posten anzuweisen und dadurch ein Ensemble zu schaffen, das noch lange nach seinem Scheiden das Burgtheater auf jener künstlerischen Höhe erhielt, die es unter ihm erreicht hatte. Als Tieck 1825 Wien besuchte, konnte er nicht genug das seltene Zusammenwirken im Burgtheater rühmen und er mußte gestehen, daß man ein solches auf keiner anderen deutschen Bühne finden könne. Dieser Sieg ist aber erst nach langem Kampfe gegen die Schauspieler erzielt worden. Wir erfahren aus Schreyvogels Tagebüchern, wie feindlich ihm anfänglich das Regiekollegium entgegengetreten und wie sehr ihm durch Kabalen aller Art sein Amt erschwert worden ist. „Die Regiegeschäfte bei dem Hoftheater, sowie bei dem Theater an der Wien“ — schrieb er 1815 an Winkler — „sind nach und nach ganz in die Hände der Schauspieler gekommen, deren Eifersucht keinen Gelehrten von Gewicht neben sich dulden will.“ Auch in einem Briefe an Kotzebue klagt er über den Einfluß der Schauspieler auf Wahl und Besetzung der Stücke.

Es ist also Schreyvogel nicht besser ergangen, als ehedem Schröder und Kotzebue, die gleichfalls durch die

Herrschsucht der Schauspieler in ihrem Wirken gehemmt wurden und endlich, müde dieses unerquicklichen Verhältnisses, Wien den Rücken kehrten.

Wohl mag Schreyvogels Jähzorn ein gut Teil an dieser Spannung gehabt haben, aber sein eminentes Wissen, sein Scharfsinn, sein geradezu peinliches Rechtsgefühl und nicht zuletzt seine Unparteilichkeit hatten ihm bald die vollste Achtung der Schauspieler errungen und diese zu begeisterten Anhängern gemacht. Er war, wie Costenoble berichtet, nur durch eines zu bestechen: „durch Hingebung und Vertrauen auf ein schönes Wollen.“

Als Schreyvogel 1814 die Theatergeschäfte übernahm, fand er unter den Schauspielern bereits manche tüchtige Kraft: den alten Helden Lange, trotz seiner 45 Dienstjahre noch immer voll jugendlichen Eifers, den Heldenvater und „rührenden Alten“ Koch, den feinen Liebhaber und Weltmann Korn, den Naturburschen Roose, den vielseitigen Krüger, den Intriganten Ochsenheimer, dessen Spiel auf den jungen Ferdinand Raimund von tiefem Eindruck war, die liebliche Korn und den Abgott der Wiener, die sanfte Toni Adamberger. Diesem Künstlerverein hatte Schreyvogel ebenbürtige zum Teil ihn überragende Kräfte zugesellt, in erster Linie Sophie Schröder, die, nachdem sie unter Kotzebue kurze Zeit am Burgtheater gewirkt hatte, 1815 wieder Mitglied desselben geworden ist. Als sie am 10. April 1815 als Merope auftrat, rief Schreyvogel, überwältigt von dem Eindrucke ihrer Kunst, aus: „Das ist Genie, nicht bloß Talent!“ er bezeichnete es als ein Verdienst um Wien und die Kunst, sie festzuhalten, und seinem warmen Fürworte gelang es, daß bei den Engagementsunterhandlungen die künstlerischen Rücksichten die finanziellen überwogen.

Julie Löwe, diese vorzügliche Darstellerin im Konversationsstücke, und deren Nachfolgerin Karoline Müller für das Burgtheater gewonnen zu haben, ist ebenfalls ein Verdienst Schreyvogels, dem auch der Eintritt der tragischen Liebhaberin Sophie Müller zu danken ist, dieses Lieblings der Wiener feinen Gesellschaft, den leider allzufrüh eine tückische Krankheit dahinraffte. Auch ihre berufenste Nachfolgerin, Julie Gley, die nachmals als Frau Rettich große Triumphe feierte, ist durch Schreyvogel in das Burgtheater eingeführt worden.

Einen gleichen Erfolg erzielte er durch die Werbung männlicher Mitglieder. Man braucht bloß die Namen: Anschütz, Löwe, Wilhelmi und Fichtner zu nennen, um Schreyvogels Verdienst ins hellste Licht zu stellen. An Anschütz und Wilhelmi hat sich auch sein Scharfblick bewährt; bei jenem, für jugendliche Heldenrollen engagiert, erkannte er das Talent zum Heldenvater; bei diesem, an Stelle Ochsenheimers berufen, die Eignung zu humoristischen Rollen.

So hat Schreyvogel allmählich eine Säule um die andere in den Kunsttempel eingefügt, dessen eifrigster Priester er 18 Jahre gewesen ist.

* * *

Im Gegensatze zu dem flüchtigen Ruhm in der Welt des Scheins sind Schreyvogels Verdienste um die dramatische Kunst erst in späteren Zeiten gewürdigt worden, wie denn sein Name weiteren Kreisen erst durch Franz Grillparzers Nachruhm geläufig geworden ist.

Dagegen ist Karl August West, der Schriftsteller, fast ganz vergessen worden, trotzdem ihn schon die Zeitgenossen zu den ersten und vorzüglichsten Meistern zählten, „welche nach Lessing eine eigentliche wissenschaftliche und Kunstkritik im

Vaterlande begründen und aufbauen halfen.“ Nur eine kleine Gemeinde ist es, die Schreyvogels Werke kennt, die er als Karl August West geschaffen hat. Im Buchhandel zählt man heute seine gesammelten Schriften, die 1829 bei Friedrich Vieweg in Braunschweig erschienen sind, zu den größten Seltenheiten und von dem „Sonntagsblatte“ hat sich nur eine geringe Anzahl, zumeist unvollständiger Exemplare erhalten. Der Name West aber verdient in der Geschichte der deutschen Literatur den gleichen Ehrenplatz wie jener Josef Schreyvogels in der deutschen Theatergeschichte. „Wenige haben es“ — schrieb 1833 Grillparzer — „in der Gabe der Darstellung, in der Entwicklung von Seelenzuständen und Charakteren, in der Kunst, deutsche Prosa zu schreiben, so weit gebracht als mein verblichener Freund; noch weniger erreichen ihn an festem, männlichen Sinn, scharfem, unbestochenem Urtheil, sowie keiner Mode huldigendem Kunstsinn.“

Nur etliche Novellen, kritische und satirische Streifzüge im Gebiete der Literatur und des Theaters bilden den Inhalt der vier Bändchen, die Schreyvogel selbst veröffentlicht hat. Die meisten dieser Erzählungen, schon früher in dem von ihm herausgegebenen Taschenbuch Aglaja erschienen, sind die Frucht tiefer philosophischer Beobachtungen, Schöpfungen eines Mannes, der den menschlichen Gefühlen in allen Abstufungen nachgespürt und ihnen durch eine Darstellung Ausdruck gegeben hat, die mit Recht zu den Mustern deutschen Stils gezählt wird. Mag die äußere Handlung dieser „Bilder aus dem Leben“ der freien Erfindung angehören, ihrem innern Gehalte nach sind sie ein getreuer Seelenspiegel des Verfassers selbst und daher auch ein Stück Selbstbiographie.

Schreyvogels Talent zur Erzählung hatte übrigens

schon Schiller erkannt, der ihm in Jena sagte, daß dies sein „eigentliches Genre“ sei. An gutem Willen, Schillers Rat zu befolgen, ließ es Schreyvogel nicht fehlen, er strebte sogar an, der Marmontel der Deutschen zu werden. Daß er aber die vielen in seinen Tagebüchern verzeichneten Pläne nicht ausführte, lag nicht allein in äußeren Verhältnissen, sondern auch in dem aus seiner Hypochondrie entsprungenen Zweifel, je etwas von unvergänglichem Werte hervorzubringen. In weniger trüben Stunden dachte er wohl besser über sein schriftstellerisches Schaffen und einmal gestand er sogar, daß er wirklich gute Sachen geschrieben und sich daher an die Reihe guter Schriftsteller schließen dürfe.

Es fehlte ihm vor allem an Konzentration; er hätte aber auch bei voller Geistesruhe und losgelöst von einem zeitraubenden Berufe ein hohes Alter erreichen müssen, um all die Aufgaben zu lösen, die er sich im raschen Gedankenflug stellte. Von den Stoffen, die er zu eigenen dramatischen Dichtungen gewählt, ist mit Ausnahme von Bruchstücken zweier dramatischer Phantasien und eines Lustspieles „Die Gleichgiltigen“, das am 28. Dezember 1818 zum erstenmale dargestellt wurde, aber nur einen Achtungserfolg erzielte, keiner ausgeführt worden. In der römischen, spanischen und deutschen Geschichte hatten sich ihm für die dramatische Produktion manche wertvolle Quellen eröffnet, die leider alle ungenützt geblieben sind. Von einem Stoffe zum andern wankend, konnte er sich zu keiner Wahl entschließen, bis er endlich die Lust an eigenem Schaffen für die Bühne verlor.

Auch das „Sonntagsblatt“ wie dessen stille Gesellschaft und mit ihr den Journalisten West wollte Schreyvogel in den „Winterabenden“, einer moralisch-philosophischen Wochenschrift, wieder aufleben lassen. Brink sollte als reuiger

Sünder, Palmer als schuldloser Mensch, Thomas West als abwägender Beobachter wieder auftreten.

Was hätte man in dieser Zeitschrift von Schreyvogels geläutertem Geiste Edles und Schönes erwarten dürfen, nicht minder von den „Gedanken und Meinungen“, die er zwar zu schreiben begann, aber leider nicht fortsetzte. Wie viel endlich hätte er uns in der von ihm geplanten „neuen Dramaturgie“ zu sagen gewußt, die, wie die wenigen von ihm veröffentlichten Aufsätze beweisen, gewiß ein würdiges Seitenstück zu seinen kritischen Streifzügen geworden wäre. Denn höher als der aus Eigenem schaffende Schriftsteller stand der Kritiker Schreyvogel, dessen Grillparzer mit den Worten gedenkt: „Insoweit man ohne ein großes hervorbringendes Talent Kunstrichter sein kann, war er es in vollem Maße.“ Auch diese kritische Tätigkeit opferte Schreyvogel seinem Theaterberufe, oder richtiger gesagt, er mußte sie opfern, wie auch sein Amt als Zensor, das er fünf Jahre hindurch gewissenhaft verwaltete.

Seine Tätigkeit für das Theater ist ihm mit dem zunehmenden Alter zum Jungbrunnen geworden. Als er ihr entsagen mußte, als er nicht mehr für die Bühne wirken konnte, verlosch das Lämpchen in dem siechen Körper. Schreyvogels Entlassung ist ein schwarzes Blatt in der Geschichte des Burgtheaters und ein Beispiel mehr des rohen Unverstandes, der sich im Vormärz gegen alles fühlbar machte, was über den Horizont des Gewöhnlichen ragte. Schreyvogels Entlassung war um so empörender, als der kränkliche Greis auf ein karges Einkommen beschränkt wurde, das kaum hingelangt hätte, ihn vor Not zu bewahren. Gewohnt, alljährlich in den Heilquellen Badens Stärkung zu suchen, mußte er im Sommer 1832 darauf verzichten. Er hat aber trotz alledem nicht

verzweifelt. Literarische Pläne wurden entworfen und die Herausgabe einer Wochenschrift mit seinen Getreuen Grillparzer, Bauernfeld und Zedlitz beraten. Der Ungestüm Bauernfeld tat noch ein übriges, er schimpfte in seiner burschikosen Weise auch an öffentlichen Orten, mit stiller Zustimmung einiger Großen, die mit dem Gebaren des alten Theatergrafen nicht einverstanden waren. Auch die Schauspieler konnten ihren Unmut über die Entfernung Schreyvogels nicht verhehlen. „Alle Mitglieder des Theaters“ — schreibt Costenoble in seinem Tagebuch — „sind bestürzt und bekümmert über seinen Fall; keiner vermag den Vortheil zu erkennen, der aus diesem Verluste der Hofbühne erwachsen soll, da kein Ersatz vorhanden ist.“ Es fehlte nicht an sarkastischen Bemerkungen, als Deinhardstein „auf den Thron des verjagten Löwen“ erhoben wurde. Zu den wenigen Schauspielern, die sich ohne Furcht vor dem Grafen Czernin in die Höhle dieses verjagten Löwen wagten, gehörte Wilhelmi, dem Schreyvogel bei einem Besuche zwei Werke Raupachs zeigte, die ihm von diesem eben zukamen. Mit schmerzlichem Lächeln bemerkte damals der Dramaturg: „Ach, ich vergesse über so was gar leicht, was ich jetzt bin — Nichts!“

Das hatte ihm das Herz gebrochen. Ehe zwei Monate verflossen waren, lag Josef Schreyvogel auf der Bahre. Die Cholera hatte ihn, zwei Tage darauf seinen Schwiegersohn dahingerafft. Als die Gerichtsbeamten kamen, um den Nachlaß zu verzeichnen, fanden sie nur eine geringe Habe und eine Bibliothek aus 372 Werken, die unter den Hammer kam. Unter den wenigen Leidtragenden, die seinem Sarge folgten, befand sich auch Franz Grillparzer, der in Betracht der stillen Leichenfeier die Worte schrieb: „Wenn ein gewöhnlicher Mensch nach durchgemachter oder durchgemessener Lebensfrist dahingeht, so ist

das natürlich und die Seinen mögen ihn beklagen; ebenso gewährt es auf der anderen Seite einen schmerzlindernden Triumph, am Grabe eines reich begabten Mannes auf die bleibenden Denkmale seines Wirkens hinweisen und sagen zu können: „Das war er, bis dahin hat er es gebracht!“ Aber dem unbegleiteten Leichenbegängniß eines nicht minder Begabten beinahe als einzig Leidtragender folgen und dem neidisch anfeindenden Haufen nichts entgegnen zu können, als: ‚Wüßtet Ihr, was ich weiß! Hättet Ihr ihn gekannt wie ich!‘ das martert und erweckt ein tiefes Gefühl der Trauer.“

So einfach der Grabstein auf dem Währinger Friedhof ist, der die Stelle bezeichnet, wo Schreyvogels irdische Überreste ruhen, er ist durch Grillparzers Hand zu einem Denkmal geworden, das viel mächtiger wirkt, als es der Meißel des größten bildenden Künstlers hätte erzielen können. Denn auf diesen Stein hat der große Dichter die Worte gesetzt: „Thomas West, Karl August West, Josef Schreyvogel. Drei Namen bezeichnen nur einen Mann, aber einen völligen. Stand jemand Lessing nahe, so war er's.“

Auch ein literarisches Denkmal wollte Grillparzer dem Freunde errichten durch Herausgabe seines schriftlichen Nachlasses, wozu es aber, wahrscheinlich der spärlichen und zumeist nur Entwürfe enthaltenden Handschriften wegen, nicht gekommen ist. Er hat dies aber an verschiedenen Stellen in seinen Werken getan. „Schreyvogel“ — schrieb er unter anderem — „war ein vortrefflicher Kopf, in gehörigem Abstande allerdings eine Art Lessing. Nur hatte er außer der logischen Schärfe mit seinem Vorbilde auch das gemein, daß seine künstlerischen Grundsätze mehr das Ergebnis eines Studiums der Meister, als ein Erzeugnis aufquellender eigener Anschauungen waren.“

Ebenso voll Anerkennung sind die Aufsätze von Bauern-

feld und Zedlitz, worin diese ihres geistigen Führers in Liebe gedenken.

Während die Wiener Blätter sich mit einer kurzen Todesnachricht begnügten, versuchte Willibald Alexis im Berliner „Freimüthigen“ in einem mit Wärme geschriebenen Artikel Schreyvogels Wirken als Schriftsteller und Dramaturg ausführlich zu würdigen. „Er war ein Greis“ — heißt es daselbst -- „freilich keiner, der wie Goethe seinem Zeitalter voranging, doch einer, der seine Arbeit gethan, seine Aufgaben gelöst und mit Ehren.“ Wolfgang Menzel, der während seiner Anwesenheit in Wien viel mit Schreyvogel verkehrte, schildert ihn als einen liebenswürdigen und kräftigen Greis, den er ganz so fand, wie er sich ihn dachte: einfach, scharf, geradezu.

Eine charakteristische Bemerkung über Schreyvogel findet sich in Wilhelm Chezys „Erinnerungen aus meinem Leben“. „Er war“ — schrieb Chezy, der ihn im Jahre 1823 kennen lernte — „damals schon alt und kränklich, aber bei allem mürrischen Wesen von unverwüstlich munterer Laune, die in Schlagworten aufblitzte oder wetterleuchtete. Man hätte den Mann mit den derben Zügen, der gebräunten Gesichtsfarbe, dem unbefangenen, einfachen Wesen ohneweiters für einen Gevatter Schneider und Handschuhmacher genommen, wenn man ihn nur sah; sobald er sprach, wurde der Tiefenbacher zum Pappenheimer. Unvergleichlich war die Gelassenheit, womit er die schlagendsten Bemerkungen ganz so abrollen ließ, als spräche er vom Wetter.“

Voll Verehrung spricht Karoline Pichler in ihren „Denkwürdigkeiten“ von dem Manne, der auch ihr ein treuer Berater gewesen ist und dem sie so viele Stunden geistigen Genusses zu danken hatte. Von den Schauspielern des Burgtheaters, die unter ihm gewirkt, haben Ludwig Costenoble

und Heinrich Anschütz Aufzeichnungen über Schreyvogel hinterlassen, jener auf vielen Seiten seines Tagebuchs, dieser in den von Roderich Anschütz herausgegebenen „Erinnerungen“. „Schreyvogel“ — berichtet Heinrich Anschütz — „war allerdings eine jener Naturen, die im Bewußtsein dessen, was sie wissen, leisten und zur Erscheinung bringen, sich nicht Jedermanns Urtheil unterwerfen. Was er mit seinen Kunstansichten und den Interessen des Theaters unvereinbar fand, das bekämpfte er mit Geist, aber wo er unberufenen Widerstand fand, leider auch mit ironischer Schärfe, mit Bitterkeit und Witz. Diese Waffen arteten mitunter bis zur Rücksichtslosigkeit aus. Er verletzte z. B. heute ein Mitglied des Theaters aufs Empfindlichste, trieb eine Schröder und Müller bis zu Thränen, und den andern Tag huldigte er ihren gelungenen Darstellungen. Eben so wenig hatte er Gedächtniß dafür, wenn ihn ein Schauspieler in der Exaltation kränkte. Aber er wollte immer das Beste und worin er eben so vielen Bühnenleitern voraus war, er wußte auch gewöhnlich, was das Beste sei.“

Aus allen diesen Urteilen von Zeitgenossen wird uns das Bild eines Menschen lebendig, der, ausgestattet mit glänzenden Geistesgaben und einem scharf ausgeprägten Charakter, das Pfund, das ihm die Natur auf den Lebensweg mitgegeben, redlich verwertet hat, nicht zu eigenem, sondern zum Vorteile der Mitmenschen, die er durch seinen stark wirkenden Einfluß auf die Entwicklung der dramatischen Literatur und Kunst und auch als Schriftsteller geistig und sittlich zu heben versuchte.

Damit hatte er genug getan, und mehr wollte er auch nicht. Schrieb er doch selbst in das Stammbuch eines Freundes:

„Kurz ist das Leben, schwach des Menschen Kraft;
Drum seh' ein Jeder, was er treibt und schafft.
Nicht eitel ist, wonach der Edle strebt;
Was jeder wirkte, das hat er gelebt.
Und sei es wenig, ein Gedanke nur,
Es bleibt nach ihm noch seines Wirkens Spur!
Der Keim des Nützlichen geht nicht verloren;
Wer Gutes that, ward nicht umsonst geboren.“

1810.

5. August.

Es sind nun bald vierzehn Jahre verflossen, seit dieses Tagebuch angefangen und auch gleich wieder unterbrochen wurde. Die Entfernung von Jena und meine dasigen ebenso widerwärtigen als moralisch tadelnswürdigen Verhältnisse haben damals diese Rückkehr in mich selbst veranlaßt. Seither hat sich mein Stand durch Zufall und Nothwendigkeit fixirt. Ich bin in vielfältige Noth gebracht worden. Dies ist kein Unglück, vielmehr habe ich dem Drang dieser Umstände großentheils dasjenige zu verdanken, was sich in meinem Charakter gebessert hat. Ich bin viel weniger eitel; ich kenne mich und die Welt besser, und da ich wenigstens ein stetes Ziel vor den Augen habe, so ist mehr Folge und Absicht in meinen Handlungen. Aber wie viele Grundfehler meines Temperaments und Charakters sind noch übrig, und welcher großen Verirrungen habe ich mich während dieser Zeit anzuklagen! —

7. August.

Wenn vernünftig zu handeln die erste aller Pflichten ist, so ist mein ganzes Leben, beinahe in allen entscheidenden Momenten, eine Verletzung der Pflicht, sowie es eine Kette von Thorheiten ist. Immer hat irgendein unüberlegter Schritt, ein eitler Gedanke oder eine Anwandlung von Leidenschaft mich von meinen besten Vorsätzen abgebracht oder meine

Handlungsweise in den wichtigsten Augenblicken bestimmt. Das Gute, das in mir ist, habe ich fast nur darin erprobt, daß ich das Übel, welches ich mir zugezogen, zu ertragen und die Folgen meiner Thorheiten auszugleichen suchte. — Besonnenheit und Ordnung sind die einzigen Mittel, diese Grundfehler meiner Natur zu verbessern. Ich habe höchstens mehr zwanzig Jahre zu leben; wende ich diese vernünftig an, so kann ich meinem Dasein jetzt noch einen Werth geben, verliere ich noch einige Jahre, so ist wahrscheinlich mein ganzes Leben verloren; denn die Kraft zum Guten nimmt allmählich ab und der verwöhnte Wille ist endlich nicht mehr zu heilen. Auch meine Gesundheit, die so unerwartet Vieles ertragen, muß endlich schnell und unwiederbringlich verfallen.

17. September.

Wie doch mit der Aufmerksamkeit auf die sittliche Besserung überhaupt — auch gleich die Rüstigkeit zum Guten im Einzelnen verschwindet! Richte dein Augenmerk oft und ernsthaft auf das allgemeine Bild der Tugend! Verschmähe die kleinen Hilfsmittel nicht, bessere Angewöhnungen in dir zu gründen! Meide die Gelegenheit! Sie ist dir noch zu stark; auch ein weniger schwacher Mensch darf es nicht wagen, mit der Sünde zu spielen.

26. December.

Ich habe in den 5—6 Monaten, seitdem ich einigemal ernsthaft und aufrichtig über mich nachdachte, nichts gewonnen, als den zwar schwachen, aber doch immer wieder zurückkehrenden Willen, ein besserer, ordentlicherer und dadurch weniger unglücklicher Mensch zu werden. Ich will mir nicht verbergen, daß ich nicht bloß die Sittlichkeit, sondern auch mein Glück zur Absicht habe; aber es soll ein bescheidenes, auf das Gute selbst gegründetes Glück sein.

Ordnung und Mäßigung sind die zwei ersten, unentbehrlichsten Tugenden, nach denen ich streben muß, denn sie sind den Grundfehlern meines Temperaments und Charakters am geradesten entgegengesetzt. Vernünftige Arbeitsamkeit ist dann das Nächste. Selbst in meinen guten Stunden bin ich zu müßig; ich halte mich zu oft und zu lange bei allgemeinen Betrachtungen auf, anstatt zur That und zur Ausführung des Einzelnen zu schreiten.

Ich will die übrigen Tage dieses Jahres dazu verwenden, eine Tagesordnung für das künftige Jahr zu entwerfen und mir strenge vorzuschreiben.

Der Plan, den Franklin befolgte, sich von seinen Fehlern zu befreien und vollkommener zu werden, verdient Nachahmung. Doch da ich weit größere Fehler habe und im Alter schon so weit vorgerückt bin: so kann ich nicht hoffen, auf so einfache Art zum Zweck zu kommen. Auch muß jeder Mensch seinen eigenen Weg in so wichtigen Angelegenheiten gehen.

Da nunmehr der Tag zu wachsen anfängt, so will ich mich bemühen, täglich etwas früher aufzustehen. Ich will es dann vom neuen Jahre an täglich mein erstes Geschäft sein lassen, einige Betrachtungen über mich selbst anzustellen und wenigstens einige Zeilen an diesem Tagebuch zu schreiben. Ich will mir, nach Franklins Methode, täglich die Übung einer besonderen Tugend aufgeben und so lange damit fortfahren, bis ich finde, daß ich mich darin einigermaßen befestigt habe. Ebenso soll es Abends täglich mein letztes Geschäft sein, mich über die Anwendung des vergangenen Tages zu erforschen und mit wenigen Worten aufzuzeichnen, ob ich meine guten Vorsätze erfüllt oder vernachlässigt habe und ob ich etwa und in was für neue Fehler ich verfallen bin.

Ich zähle hier die einzelnen Tugenden auf, wie sie einander in Betracht meines Temperaments an Wichtigkeit folgen.

I. Entschlossenheit. — Entschließe dich ein- für allemal zu thun, was du sollst, und zu thun ohne Verzug, wozu du entschlossen bist!

II. Keuschheit. — Sei keusch, nicht bloß in Werken, sondern auch in Gedanken!

III. Ordnung. — Ordne dein Leben, wie deinen Geist! Sei äußerst sparsam mit deiner Zeit und suche sie durch eine genaue und wohlüberlegte Eintheilung zu allen deinen Absichten zureichend zu machen! Laß durch Andere verrichten, was durch sie geschehen kann: aber halte deine Geschäfte und deine Leute durch eine strenge Aufsicht in Ordnung! Verschiebe nie auf morgen, was heute geschehen kann, es sei denn, um etwas zu thun, das du gestern versäumt hast! Mache dir eine Tagesordnung und halte darauf!

28. December.

Wenn man einen großen Vorsatz gefaßt hat, muß man sich ganz davon erfüllen. Ich will jeden freien und ruhigen Augenblick ergreifen, um mir den Zweck recht klar vorzustellen und tief einzuprägen, den ich mir vorgesetzt habe. Es ist die höchste Zeit, dass ich festen Schrittes vorwärts gehe und mein Ziel nicht mehr aus den Augen verliere. Ich will ein rechtschaffener Mensch werden und die Vernunft in mir herrschend machen, von der ich bisher leider einen sehr zweideutigen, oft ganz verkehrten Gebrauch gemacht habe.

In der Reihe der Tugenden, denen ich nachstreben muß, ist eine der nächsten:

IV. Die Sanftmuth. — Ich lasse mich häufig von Ungeduld und Zorn oft bis zur äußersten Wildheit hin-

reißen. Kleine Versehen und Fehler Anderer bringen mich heftig auf, und die geringste Nichtachtung oder Beleidigung von einem Anderen scheint mir unverzeihlich, während ich mir selbst Härten, Ungezogenheiten, zuweilen wahre Grausamkeiten gegen Andere erlaube. Bin ich denn ein Tyrann? Ist die Weisheit, die ich seit 20 Jahren im Munde führe, eine bloße Redensart, und darf ich mich unterstehen, von Anderen zu fordern, was ich selbst nie leiste?

V. Gleichmüthigkeit. — Thue Recht und überlaß übrigens dein Schicksal der Vorsehung! Sei in Glück und Unglück der Nichtigkeit der menschlichen Dinge eingedenk und laß dich insbesondere von den unvermeidlichen Widerwärtigkeiten des Lebens nicht aus der Fassung bringen, die einem vernünftigen Wesen geziemt!

30. December.

VI. Wahrhaftigkeit. — Sei fürs Erste wahrhaft gegen dich selbst! Erforsche dein Innerstes und halte keinen Vorsatz für redlich, zu dessen Erfüllung du nicht zugleich alle nöthigen Vorbereitungen triffst! So lange du die Gelegenheit nicht meidest, ist es dir nicht Ernst, einen Gewohnheitsfehler abzulegen. Tugendhafte Aufwallungen sichern nicht vor Übertretungen und die Reue macht nichts besser.

Höre auf, die Lüge, in was immer für Umständen, für gleichgiltig zu halten! Dem wahrhaften Charakter ist jede Lüge ein Greuel.

Ein neues Jahr fängt in der bürgerlichen Welt an. Möge es auch ein neues, besseres in meiner Gesinnung und meinem Lebenswandel sein! Möge mit dem wachsenden Tage auch der Eifer und die Beharrlichkeit im Guten in mir zunehmen, damit, wenn er im natürlichen Gange der Zeit einst wieder abnimmt, auch meiner Schwächen und Fehler

täglich weniger werden und nichts unverändert bleibe, als die innere Stärke des guten Willens und die Heiterkeit meiner Seele, die unvermeidlichen Folgen einer verbesserten Gesinnung!

Wenn ich die Unermeßlichkeit der Aufgabe betrachte, die ich vor mir habe, da ich nach einem großentheils schon verlorenen Leben und mit geschwächten Kräften nunmehr in kurzer Zeit ausführen soll, was ich so lange vernachlässigt habe und den verworrenen Zustand meines Gemüths sowohl, als meiner Geschäfte, — so empfinde ich wohl ein Grauen, aber von erhabener und aufmunternder Art, weil ich mir des ernstlichen Willens bewußt zu werden anfange, mich zu einem besseren inneren und äußeren Zustand emporzuarbeiten. — Stärke mich Gott in meinem Vorhaben! Denn Du bist, obwohl ich Dich nur ahne und nicht begreife und obwohl ich von Deinen Absichten mit mir und den Menschen nur dies verstehe, daß wir uns selbst helfen und durch Tugend zu etwas machen sollen, das selbst in Deinen Augen einen Werth haben kann.

1811.

1. Jänner.

Here will I hold. If there's a power above us,
(And that there is, all nature cries aloud
Through all her works,) He must delight in virtue;
And that which he delights in must be happy.

Mit ruhiger Gemüthsfassung will ich das größte und schwerste Unternehmen anfangen, weil es doch gut ist, bei einem weiten Weg, den man zurückzulegen hat, den Ort zu merken, von dem man ausgeht. Dies neue Jahr wird das erste glückliche sein, das ich erlebt habe, wenn ich in meinem Vorsatz beharre und mich wenigstens redlich bemühe, rechtschaffen zu werden und alle meine Handlungen der Vernunft unterzuordnen. Befreie dich von Affecten und Leidenschaften! Das ist das Erste. Suche die Unbefangenheit des Geistes, die Reinheit des Herzens zu erlangen, die eigentlich der Boden sind, in dem alle Tugenden gedeihen! Es gibt Tage, wenigstens Stunden, in denen wir keiner tiefen Gefühle fähig sind, wo die moralischen Antriebe keine Kraft zu haben scheinen und die sinnlichen Neigungen uns gleichsam beschleichen; in solchen Stunden und Tagen kann uns nur der ruhige Verstand, das Festhalten einer einmal mit Überlegung angenommenen Regel vor dem Schlechten bewahren. Überhaupt aber sind Verworrenheit im Innern und Unordnung

in den Geschäften der Anlaß und die Nahrung von tausend Fehlern und Ausschweifungen.

Daß ich lebe und ungeachtet meiner Thorheiten so viele Lebenskraft in mir fühle, habe ich, nächst Gott, unstreitig meiner ungewöhnlichen Anstrengung zu verdanken. Sollte der Wille über die Seele nicht wenigstens ebensoviel vermögen, als über den Körper? Sollte ich bei der ganzen Reife der Vernunft nicht mehr der geistigen Anstrengung fähig sein, deren ich bei dem ersten Aufdämmern des Verstandes fähig war? Sollten der Stolz und ein jugendlicher Enthusiasmus mächtigere Triebfedern sein, als die lebendige Vorstellung des allein Wahren, Guten und Nothwendigen? — Daß ich lebe, ist gleichgiltig, aber daß ich einig mit mir selbst, Herr meiner Begierden und der Schöpfer meines inneren Glückes sei, ist nothwendig.

So laß mich denn versuchen, was ich noch wert bin, und ob ich nicht der elenden Schwäche Meister werden kann, unter der meine Seele zu erliegen Gefahr läuft, wie ehemals mein Körper! Hinweg mit allen Täuschungen der Eitelkeit! Du kannst nicht mehr werden, was du bei einem weiseren Gebrauch deiner Anlagen und deiner Jahre für die Welt hättest werden können. Aber die Welt bedarf deiner nicht, und du bedarfst nicht der Weltehren. — Die größte deiner Anlagen, die einzige, die einen Werth an sich hat, ist noch ganz, aber leider unentwickelt in dir: die moralische!

3. Jänner.

Morgens. — Meine ersten Gedanken, wenn ich erwache, seien an Ihn gerichtet, den ich von Kindheit auf ahne, den ich manchmal zu begreifen glaube, an den mein Glaube nur lau oder wankend werden kann, wenn ich mich in Weltsorgen und sinnlicher Zerstreuung zu lange von Ihm

entferne. Ein einziger, Gott gewidmeter Gedanke erhebt und stärkt das Gemüth mehr, als eine ganze Reihe bloß auf das Zeitliche gerichteter Betrachtungen. — Und nun laß mich an das Geschäft des Tages gehen!

Abends. — Ich habe mein Tagwerk schon am Morgen glücklich vollbracht; und ich hätte einen zwar nicht genug thätigen, aber schuldlosen und in meinem Innern vergnügten Tag gelebt, hätte ich mich nicht über eine leicht zu entscheidende Sache von Ungeduld und Jähzorn übereilen lassen. Dieser kindische Affect, der eines vernünftigen Wesens so unwürdig ist, beherrscht mich mehr, als ich in meiner Unachtsamkeit gedacht hätte. Ich muß vorzüglich diese schwachsinnige Heftigkeit zu bezähmen trachten. Sanftmuth und Gleichmüthigkeit — seien die Tugenden, die jetzt als die ersten auf meiner Tagesordnung erscheinen.

4. Jänner.

Morgens. — Wenn du jeden freien und ruhigen Augenblick benützest, dich zu prüfen und gegen deine bösen Gewohnheiten zu kämpfen, so ist es unmöglich, daß nicht das Gute endlich die Oberhand in dir erhalte. Nicht so sehr, daß ich Thorheiten vormals begangen, als daß ich die Augenblicke der Ruhe und Überlegung nicht ernstlicher zu meiner Besserung verwendet habe, macht mich strafbar. Du willst dich der Ordnung befleißigen: so sei denn dies Tagebuch der erste Beweis davon! Nie werde es mehr unterbrochen. Wie alle Religionen Stunden des Gebets und der Betrachtung haben, so sei es mir Religion, mich in diesem Tagebuche mit meinem besseren Selbst zu beschäftigen. Es ist ein sehr moralischer Sinn in der Lehre: Betet und fastet, damit Ihr nicht in Versuchung fallet!

Abends. — Ich will den Gedanken festhalten, den ich hier äußerte. Diese Augenblicke seien den Übungen meiner

Religion gewidmet! Allem Gottesdienst liegt etwas Übersinnliches, Sittliches zum Grunde. Sollte der moralische Glaube, die Religion der Vernunft allein keiner Disciplin bedürfen? Und sollten Übungen rein moralischer Art für das Gemüth weniger stärkend und erhebend sein, als es abergläubige und schwärmerische sind?

5. Jänner.

Morgens. — Selten ist der Mensch werth, den Namen des Allerheiligsten auszusprechen; aber jede aufrichtig gemeinte, sittliche Regung ist ein seiner würdiges Gebet.

Mittags. — Erwarte von Anderen keine Tugend, die dir selbst mangelt! Sei nicht nur selbst enthaltsam, sondern erleichtere auch Anderen die Pflicht, es zu sein!

6. Jänner.

Morgens. — Wie viele Zeit habe ich verloren! Tage, Wochen, Jahre, von denen keine Spur übrig ist, als etwa in dem Schaden, den ich mir oder Anderen durch meine Unachtsamkeit, Thorheit und Ungerechtigkeit zugefügt habe. Laß von jetzt an keinen Tag mehr vorübergehen ohne ein nützliches Bestreben, und laß dieses Tagebuch dir davon Zeugniß geben!

Es ist heute Sonntag; eine uralte Einrichtung weiser Gesetzgeber, um in das Chaos menschlicher Sorgen, Beschäftigungen und Leidenschaften Licht und Ordnung zu bringen, — ein Tag der Ruhe, des Nachdenkens und Gottesdienstes. Das sei er von nun an auch mir! Ich will ihn feiern durch eine ernsthafte Rückkehr in mich selbst; an diesem Tage will ich mir Rechenschaft geben, wie ich die verflossene Woche verwendet, wo ich gefehlt und was ich zu verbessern habe. Was dann zunächst zu thun ist, will ich an diesem Tage festsetzen

und mir die Grundsätze recht deutlich machen, nach denen ich mein Leben einrichten muß. Und nicht bloß dem Nachdenken, der Selbstprüfung, auch der thätigen Übung im Guten sei dieser Tag vorzüglich gewidmet! Ich will ihn durch Nüchternheit, Sanftmuth, Reinigkeit der Empfindung vor anderen auszuzeichnen suchen und ihn für entheiligt halten, wenn ich mir ein Vergehen gegen diese Tugendpflichten zu Schulden kommen lasse.

Vernunft, Ordnung, Fleiß, — wie mein Inneres, so müssen sie meine äußeren Umstände herstellen oder vielmehr erst gründen. Du hast noch keinen Charakter, du hast nur Temperaments-Eigenschaften und Angewöhnungen, meist von schlimmer Art. Wie in deinen Geschäften, so in deinem sittlichen Betragen, — überall mangelt die Überlegung, die Folge, die Standhaftigkeit. Es gibt Menschen, denen ein einfacher Sinn und mäßige oder bestimmte Neigungen die Stelle der Grundsätze vertreten. Du bist gar nichts ohne Grundsätze; denn du hast weder Genie noch Thätigkeitstrieb, und es ist lauter Schwanken und Ohnmacht in deinem Gemüth und in deinen Handlungen. Durch Vernunft und Tugend kannst du noch ein achtungswerther und glücklicher Mensch werden; ohne sie würdest du unvermeidlich in die größte Selbstverachtung und innere Unzufriedenheit verfallen. — Du hast eine unendliche Aufgabe vor dir; aber wenn du dir nur erst des redlichen und ernsthaften Willens bewußt bist, Alles zu thun, um dich ihrer Auflösung zu nähern, so hast du schon viel gewonnen.

Nachmittags. — Es ist ein heiterer Wintertag. Ich habe eine kleine Stunde Bewegung gemacht, und mit dem erhöhten Gefühl der Gesundheit erhöht sich mein Muth, den Kampf zu bestehen, in dem ich begriffen bin. Ich werde nur langsame Fortschritte machen, aber desto sicherer werden sie

sein. — Principiis obsta! — Wenn du strenge gegen dich selbst bist, kannst du auch von Anderen Strenge fordern.

7. Jänner.

Morgens. — Meine gewöhnliche Sonntagsgesellschaft verließ mich gestern Nachts zu spät, als daß ich noch mit freiem Geist an diesem Tagebuch hätte schreiben können.

Abends. — Unter den Tugenden, denen ich nachzustreben habe, ist die Wirthschaftlichkeit eine der nöthigsten; denn ich habe sie von Jugend auf vor anderen vernachlässigt. Sie ist nicht nur eine sehr wesentliche Pflicht gegen mich selbst und die Meinigen, sondern in meinen Verhältnissen eine strenge Gerechtigkeitspflicht gegen Andere. Wodurch will ich den Leichtsinn und die Fahrlässigkeit entschuldigen, die ich bisher in allen Dingen bewies? Gewiß, das ist eine der faulen Stellen in meinem Charakter, und ich habe das Unmoralische meines Betragens in dieser Rücksicht sogar noch nie ernsthaft betrachtet, viel weniger tief empfunden.

8. Jänner.

Ich lese zu meiner Belehrung und Erbauung Kants moralische Schriften. Zur Genesung meines Kopfes hat Kant vor zwanzig Jahren viel beigetragen. Aber wie geschah es, daß seine Moral, die ich ziemlich kannte und begriff, so wenig Einfluß auf mein Betragen hatte? — Bei der Weisheit, sagt er selbst, kommt es weniger auf das Wissen an, als auf das Thun. Eitelkeit hat mich verführt und zwanzig Jahre lang schwankte ich zwischen Laster und Tugend, Thorheit und Weisheit, ohne einen ernsthaften Entschluß fassen zu können, ob ich der einen oder der andern anhängen soll; denn ich bin mir bewußt, daß es hauptsächlich auf einen redlichen Entschluß ankommt, um gut

oder schlecht, weise oder thöricht zu sein. — Ich hoffe, dieser Entschluß ist endlich einmal gefaßt und von jetzt an soll mich nichts mehr daran irremachen.

9. Jänner.

Morgens. — Die Rechtschaffenheit ist nur Eine; du mußt den Willen ein- für allemal und unabänderlich haben, nie mehr und in keinem Stücke das Sittengesetz zu übertreten. Aber um das Gute gern und mit Sicherheit zu thun, sind fleißige Übungen in den einzelnen Tugenden nöthig. Das Unkraut der bösen Neigungen muß nach und nach, gleichsam Feld für Feld, ausgerottet werden; jedoch so, daß man die Aufmerksamkeit auf das Ganze nie verliert. Wenn du dir erlaubst zu lügen oder ungerecht zu sein, während du der Keuschheit nachstrebst, so ist selbst die Gesinnung nicht rein, womit du diese Tugend übst. Erfülle dich ganz mit dem allgemeinen Bild der Tugend und verzeihe dir keine, auch nicht die geringste Pflichtverletzung mehr!

Nachmittags. — Rechtschaffenheit ist das Erste, Klugheit das Zweite. Wenn die Vernunft einmal auf das Handeln Einfluß hat, so muß sie ihn überall behaupten und der Neigung, dem Geschmack, der Laune durchaus keine Gewalt über die Willkür einräumen. Dein dauerhaftes Wohlergehen zu befördern, ist Pflicht; also ist auch die Klugheit Pflicht, und du mußt dir ebenso feste Vorschriften in Ansehung der Klugheit machen, als unwandelbare Maximen in Betracht der Sittlichkeit. Handle nur nach reifer Überlegung; überlaß dich dem Zufalle so wenig als möglich; erhalte sorgfältig alle Mittel, wodurch du bisher dein Fortkommen sichertest, ehe du bessere dafür hast; verbessere, was offenbar nachtheilig ist, aber ändere nichts, ohne die Folgen davon ernsthaft zu erwägen; versprich nichts, wovon dir die

Erfüllung schwer oder gar schädlich sein kann; suche deine alten Freunde zu erhalten, vermeide neue, unnütze Bekanntschaften; sei bescheiden, aber mit Würde; zeige, daß du Grundsätze hast und Verstand, aber dringe sie Niemandem auf; beleidige nie, auch keinen unbedeutenden Menschen; mache Niemand zum Vertrauten weder deiner Schwachheiten, noch deiner Vorsätze; zanke nie, aber laß dir auch nie etwas abtrotzen!

Nachts. — Eine neue Welt eröffnet sich vor mir. Wenn mir Gott Leben und Gesundheit gibt, nur noch einige Jahre, so hoffe ich mit mir selbst einig und nicht unnütz für Andere zu werden. Ich habe es in mancher Rücksicht weiter gebracht, als viele Menschen. Laß die Vernunft die zerstreuten Talente und Erfahrungen vereinigen, die du besitzest, und du wirst als kein ganz gemeiner Mensch aus der Welt gehen!

10. Jänner.

Morgens. — Gott hat mir den Gedanken eingegeben, dies Tagebuch ernsthafter, ja mit dem größten Ernst als Religionsübung zu behandeln. Denn daraus muß nothwendig unsäglich viel Gutes für die Ordnung und Besserung meines Charakters entspringen. Ich will weitergehen und mir die Ausbildung meiner religiösen Anlagen selbst zur wichtigsten Angelegenheit machen. Und in der That ist sie es ja; nur die traurigste Vergessenheit des besseren Selbst in uns kann uns nach und nach völlig von der Religion entfernen. Kant soll in diesem heiligen Geschäft mein Führer sein; und indem ich mich aller Speculation entschlage, will ich, wie die ersten Nachfolger Christi, bloß das Praktische seiner Lehre in mein Herz und meine Gesinnung aufnehmen. Wenn es irgend etwas gibt, das mir, bei dem Grade meiner Geistesbildung, höchstens als Offenbarung erscheinen kann: so sind es die tiefen Blicke in das

menschliche Gemüth und die vernünftige Ahnung einer übersinnlichen Welt, welche die Schriften dieses Weisen, des ersten Freundes und Wohlthäters meines Geistes, enthalten.

Mittags. — Es ist so unendlich viel, was ich mir vornehme, aber weniger wäre nichts; denn Tugend und Weisheit können nur als ein Ganzes errungen werden.

Nachts. — Verachte Heuchelei und Lüge; aber sei verschlossen und laß Niemand dein ganzes Innere sehen, im Guten wie im Schlimmen! Rede selten oder nie von deinen Ansichten der Religion und Tugend; man würde sie dir nicht glauben, und du stündest in Gefahr, sie zu profaniren! Decke aber auch nicht unvorsichtig deine Schwäche und Gebrechlichkeit auf; denn dein Vertrauen wird gewiß mißbraucht, wenigstens durch Geringschätzung!

Pflege deine Gesundheit! Mens sana in corpore sano. Nächst der Energie des Willens ist die des Körpers die erste Bedingung zur Erreichung aller Absichten, die du haben kannst.

11. Jänner.

Morgens. — Es ist nicht genug, die niedrigen Neigungen in dir zu bekämpfen, du mußt dich so viel als möglich von aller Neigung befreien, um die Vernunft allein in dir herrschend zu machen. Wie viele Zeit hast du literarischen und politischen Träumereien aufgeopfert, wie viele Kraft tändelnden Freundschafts- und Liebesverhältnissen, wie viel Geld einer übel angebrachten Großmuth und Wohlthätigkeit! Je mehr du gut zu machen hast und in je kürzerer Zeit, desto strenger mußt du von nun an gegen dich selbst sein und gegen jeden Gedanken gleichsam, der dich von deinem großen Ziele abführt.

Nachmittags. — Gründe deine Erhaltung nicht auf Einen, oder auf einige wenige Menschen, sondern auf Viele;

und verbinde ihren Vortheil so sehr als möglich mit dem deinigen! Vermeide es aber, Wohlthaten zu empfangen!

Sei rastlos, wenn es darauf ankommt, einer großen Gefahr vorzubeugen; dann kannst du dich selbst einer größeren aussetzen, wenn nur Zeit gewonnen ist! Aber nütze dann diese Zeit unermüdet aus, um zum Sieg zu kommen!

Nachts. — Man muß von den Menschen nicht verlangen, was ihrem besonderen Charakter und ihren Angewöhnungen fremd ist, und wenn man von seinen Freunden Delicatesse erwartet, vorher gegen sie selbst delicat sein.

Nie, solange ich lebe, scheint es mir, habe ich in 10 — 11 Tagen so zusammenhängend gedacht und gehandelt, als in denen, die von diesem Jahre bis jetzt verflossen sind. Es fehlt sehr viel, daß ich Alles gethan hätte, was ich sollte; denn es bleibt Alles noch zu sehr im Allgemeinen und ich verliere sehr viele Zeit mit unfruchtbarem Sinnen und Denken. Aber es ist doch der einzige Weg zu einem planmäßigen Leben; und ich hoffe mit Gott, was ich will, was ich soll, zu erreichen.

12. Jänner.

Morgens. — Dreiundvierzig Jahre habe ich gelebt; davon ist die erste Hälfte in Schwäche und Verwirrung, die zweite größtentheils in moralischer Indolenz und Verkehrtheit verflossen. Wie war es möglich, daß, da ich seit 20 Jahren die Rechtschaffenheit kannte und die ersten Regeln der Klugheit begriff, doch beide so wenig über mich vermocht haben? Wie war es möglich, daß, da ich doch den wahren Werth des Menschen unterscheiden konnte, ich bei einer völligen Nullität des Willens und Charakters oft gleichwohl so stolz und mit mir selbst zufrieden war? — Die erbärmliche Koketterie mit kleinen Talenten und falschen Tugenden, die Anmaßung einer vorzüglichen Natur, die ohne Grundsätze

sich selbst zu leiten fähig wäre, das Nachäffen der Genies, die ich über Maß und Ziel hochschätzte: — dies scheint der Hauptgrund einer so verkehrten Erscheinung gewesen zu sein! Da ich durch die Nichtachtung der Vernunft und Grundsätze nun einmal den Neigungen und der Leidenschaft preisgegeben war, so ist es nicht zu wundern, daß ich in ein Labyrinth phantastischer Gefühle und Begierden gerieth.

Mittags. — Es ist kein Heil für den Menschen, als in einem System von Grundsätzen, und den Schlußstein dieses Systems macht die strenge Sittlichkeit. Mit dieser Überzeugung schwöre ich die Herrschaft aller Gefühle und Neigungen, selbst der an sich unschuldigen ab; denn auch diese müssen der Vernunft gehorchen, wenn sie nicht verderblich werden sollen. Der höchste aller Grundsätze heißt also: Handle nur nach Grundsätzen und prüfe diese nach der Strenge der Moral!

Du hast oft von Selbstständigkeit geträumt; wie kann man selbstständig sein ohne Weisheit, und ist der vernünftige und rechtschaffene Mann nicht unter allen Umständen selbstständig? —

Nachts. — Ich habe in einfacher häuslicher Abendgesellschaft einen vergnügten Abend zugebracht. Strenge denken will ich heute nicht mehr. Morgen ist Sonntag, der Tag des Nachdenkens und der Prüfung. Heute will ich mich dem Gefühl einer schuldlosen Ruhe überlassen.

13. Jänner.

Morgens. — Ich feiere den zweiten Sonntag dieses Jahres mit der Heiterkeit, welche das Bewußtsein einer nicht ganz verlorenen Woche, nach so langen Verirrungen, mir verursacht. Es ist jedoch mehr die Hoffnung des Fortschreitens im Guten, als die Freude über

den kurzen Weg, den ich schon zurückgelegt habe, was mich heiter macht. Noch ist meine Gesinnung viel zu unrein, das System der Grundsätze, denen ich folgen will, noch zu schwankend und unordentlich, um Ruhe darin zu finden.

Ich muß der Gesinnung nach ein besserer Mensch werden, nicht bloß gewissenhaft in Vermeidung des Bösen, sondern eifrig im Vollbringen des Guten. Bisher habe ich die Sittlichkeit bloß als etwas an sich Schönes und Wünschenswerthes betrachtet, das meinem Willen völlig fremd blieb, gleichsam als wäre sie nur eine Sache des Beliebens, und höchstens habe ich mir einzelne Übertretungen zum Vorwurfe gemacht. — Wie ist es möglich, so ganz verkehrt zu denken und zu empfinden! Wenn die Vorstellung der Pflichten bloß im Verstande ist, ohne ernsthafte Beziehung auf den Willen, wenn sie nicht in die That übergeht: so sind Sittlichkeit, Pflicht und Tugend lauter eitles Geschwätz, und sogar der consequente Eigennutz verdient, wo nicht mehr Achtung, doch gewiß weniger Geringschätzung, weil er wenigstens Thatkraft beweist.

Frage dich bei jeder Handlung, zu der dich die Natur antreibt oder die Gewohnheit bewegt, erstlich: ob sie erlaubt? zweitens: ob sie zu deinen nothwendigen Zwecken dienlich oder nützlich sei?

Nachmittags. — Ich habe mich heftig erzürnt. Das ist die Folge der vernunftlosen Hingebung an Temperamentsfehlern. Der Jähzorn beherrscht mich mit einer mich selbst erschreckenden Wuth. Ertrage dein Schicksal wie ein Mann! Dulde keine Tyrannei, aber übe auch keine aus! Beherrsche dich selbst, wenn du deine Unabhängigkeit behaupten willst! Drohe nicht mit Etwas, das du nicht auszuführen unabänderlich entschlossen bist! Nur die Vernunft und ein unerschütterlicher Wille gebieten Ehrfurcht.

Nachts. — Der halbe Tag ist verloren für meinen großen Zweck und für das Leben. Ich befinde mich nicht wohl: eine gewöhnliche Folge des heftigen Zornes. Dieser unglückliche Hang hat meiner Gesundheit vielleicht schon mehr geschadet, als alle anderen Ausschweifungen zusammengenommen. Wie oft habe ich mich beinahe bis zum Tod erzürnt! Ich muß dieses kleinlichen Affectes Meister werden.

14. Jänner.

Morgens. — Wiewohl vom Schlaf gestärkt, fühle ich doch noch ein Unbehagen vom gestrigen Verdruß; ein Beweis, daß der Zorn ganz nach Art einer Krankheit in mir wirkt und gleichwie er thierischen Ursprungs ist, auch die thierische Maschine völlig in Aufruhr setzt. Ein Blitz kann nicht unvermutheter zünden, als der Zorn in meinem Gemüth; ein Wort, eine Miene, ein Nichts setzt mich oft schon außer Fassung, und ich weiß selten auch nachher deutlich anzugeben, was mich so sehr erschüttert hat. Welch ein Zustand für ein vernünftiges Wesen! — Denke mit allem Ernst den Mitteln nach, dieser bösen, tiefeingewurzelten Krankheit der Seele abzuhelfen! Wie strafbar bin ich, daß ich sie so sehr überhandnehmen ließ. —

Nachmittags. — Ich bin fest entschlossen, ein streng moralischer Mensch zu werden, und wenn sich alle Narrheit und Schelmerei in der Welt (in mir und außer mir) dagegen auflehnen sollten! Wenn ich, wie ich kann und will, nicht auf halbem Wege stehen bleibe, wenn ich durchaus rechtschaffen und so weise werde, als es mir möglich ist, so sind die 43 Jahre, die ich gelebt, nicht verloren. Dann wenigstens habe ich unter Thorheiten und Lastern mich selbst, die Welt und das wahrhaft Gute kennen gelernt.

Nachts. — Sei sanftmüthig, aber ohne Schwäche und auch ohne den Schein derselben!

15. Jänner.

Morgens. — Einen durchaus guten Willen in dir zu gründen, das ist die oberste Aufgabe, die du dir selbst machen mußt. Du bist noch so weit entfernt, das Gute aus Pflicht zu thun, daß selbst die Vorstellung der Pflicht noch nicht rein und deutlich in dir feststeht. Nur das Pflichtwidrige zu meiden, ist noch wenig gethan, wenn nicht auch die Gesinnung echt und lauter ist, in der du handelst.

Abends. — Ich habe die Kritik der practischen Vernunft zum zweitenmal (binnen 6 Wochen ungefähr) durchgelesen und finde, daß sie mir nach einer dritten und vierten Lectüre vollkommen verständlich sein wird, welche ich also auch im Lauf der nächsten zwei oder drei Monate vornehmen werde. Inzwischen will ich wieder die Tugendlehre, dann die Rechts- und Religionslehre zur Hand nehmen und mich aller anderen Lectüre enthalten. — „Wissenschaft (kritisch gesucht und methodisch eingeleitet) ist die enge Pforte, die zur Weisheitslehre führt.“ — Was im Allgemeinen wahr ist, gilt doppelt bei mir, da ich des Denkens und Handelns nach Grundsätzen so ungewohnt bin und nie, wenigstens in Rücksicht meines eigenen Thuns und Lassens, ernsthaft über Sittlichkeit nachgedacht habe. Es ist nicht müßige Speculation, sondern ein lebendiger Geist der Moralität, was mich in diesen Schriften anzieht, und gewiß wird ihr wiederholtes Studium nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf meinen Geist und Charakter bleiben.

16. Jänner.

Die Cultur der moralischen Anlagen in uns muß um unserer selbst willen betrieben werden. Ein Moralist,

der nicht selbst ein sittlicher Mensch ist, ist das verächtlichste aller Wesen. Aber wenn er die Tugend erst einmal in sich selbst gegründet hat, da nimmt er nothwendig auch ein Interesse an der Verbreitung der Principien und der Lehre, denen er seine eigene Vervollkommnung verdankt. Wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, um in meinem großen Vorhaben wesentliche Fortschritte zu machen, wenn ich nicht nur meine Handlungsweise, sondern auch meine Gesinnungen wirklich und wesentlich gebessert habe, und ich nicht mehr Ursache habe, vor mir selbst zu erröthen, dann will ich den Weg, den ich gegangen bin, meine Überzeugungen und meinen Glauben auch Andere kennen lehren. Ein populäres Werk über die Moral soll die Arbeit meiner reifen Jahre sein, und so wird denn auch die schriftstellerische Ausbildung, die ich mir in früherem Alter gab, nicht ungenützt bleiben. Bis jetzt darf ich diesen Zweck nur als sehr ferne und einem höheren (meiner eigenen Besserung) untergeordnet betrachten; doch ist es mir erlaubt, öfters darauf hinauszusehen und daher auch meine Lectüre und die Beschäftigung meiner Nebenstunden danach einzurichten.

17. Jänner.

Morgens. — Ich fange an zu begreifen, daß der gute Wille allein einen absoluten Werth hat und daß die höchste Schuld, die ich mir vorwerfen muß, darin besteht, meine Persönlichkeit (das Heilige in mir) gleichsam aufgegeben zu haben.

Es ist mir manchmal eingefallen, daß die Fortdauer unseres Selbsts unser eigenes Werk sein könne, dergestalt, daß der, welcher sich selbst zum Thiere macht, auch das Schicksal der Thiere theile und, nachdem er sich freiwillig den moralischen Tod gegeben, keinen Anspruch habe,

sein werthloses Selbst (über das thierische Leben hinaus) zu erhalten. Doch die Idee der höchsten Weisheit und Güte scheint dieser Vorstellungsart zu widersprechen; und es ist überhaupt besser, über diese Gegenstände nicht zu vernünfteln, sondern sich auf Das zu beschränken, was in Betracht unserer moralischen Natur, unseres Thuns ist, nämlich: sie durch Tugendübung zu erhalten und immer vollkommener zu machen.

Nachmittags. — Die Pflichtmäßigkeit der Handlungen ist das Erste; denn es kann auch nicht einmal von der Echtheit der Gesinnung die Rede sein, solange die Handlungen sogar pflichtwidrig sind. Auch läßt sich das Gemüth leichter gegen das Pflichtwidrige, als gegen die Unlauterkeit der Gesinnung bewahren.

Abends. — Wenn der Mensch eine Handlung als lasterhaft erkennt und sie doch begeht, so muß ihn sein Bewußtsein strafen, und er ist entweder auf dem Wege sich zu bessern, oder er muß verzweifeln. Aber wie selten stellen wir uns unsittliche Handlungen auch ernsthaft genug in ihrer Verwerflichkeit vor, um uns davon zurückzuhalten!

18. Jänner.

Mittags. — Ich lese Kants Tugendlehre, und indem ich über die einzelnen Tugenden nachdenke, muß ich erstaunen, wie wenig ich mir bisher beinahe Alles, was dem Menschen heilig sein sollte, am Herzen habe liegen lassen. Das ist die Folge der Gedankenlosigkeit und der Anmaßung, sich ohne Grundsätze, gleichsam durch einen gewissen Tact des Gefühles oder Verstandes regieren zu können.!

Nachts. — Ich habe diesen Abend Garves Beurtheilung des Kantischen Moralsystems gelesen. In meiner

jetzigen Stimmung könnten mich scharfsinnige Zweifel an den reinen Tugendprincipien leicht irremachen; aber der ehrliche Mann hat Kant offenbar allzu wenig verstanden.

19. Jänner.

Was auch die Glückseligkeitslehren sagen mögen: es ist gewiß, daß die Tugend ihre höchste Kraft verliert, wenn sie nicht als das oberste Gut betrachtet wird, und wenn man sie bloß als ein Mittel empfiehlt, unser Wohlsein zu befördern. Ich will mir durch Vernünfteleien den Glauben nicht nehmen lassen, der sich allererst in mir zu gründen anfängt, den Glauben an Freiheit und an ein Reich Gottes, zu dem ich meinem besseren Theile nach gehöre.

Ich muß eine große Nebenbeschäftigung anfangen, d. i. das Studium der Kritik der reinen speculativen Vernunft; denn ohne diese wenigstens in ihrem Fundamente zu kennen, werde ich nie der practischen Principien ganz sicher sein und mich durch Einwendungen, die der Sittlichkeit selbst gefährlich sind, irremachen lassen. Dieß Studium wird mir ziemlich viele Zeit kosten; aber ich kann es mit Muße betreiben, da die Cultur der Moralität ohnedieß ihren Gang fortgeht und nicht eigentlich davon abhängt.

20. Jänner.

Nachmittags. — Ich las soeben einen sehr verständigen Aufsatz im Rambler Nr. 108, T. IV. über die Zulänglichkeit der Zeit zu allen Geschäften und Pflichten des Lebens, mit Bemerkungen, die ich seither selbst öfters gemacht habe. Es ist vornehmlich die Aufmerksamkeit auf die kleinen, fast immer verlorenen Momente der Zeit, die uns einen zu nützlichen Kenntnissen und Übungen anwendbaren Überschuß an Zeit verschaffen, und es uns möglich machen, bei aller Zerstreuung der Geschäfte und des

Umgangs doch noch viel Schönes und Löbliches auszuführen. —

Abends. — Vernunft — Grundsätze — Beharrlichkeit. — Das ist's, worin alle Sittenlehrer übereinstimmen, wodurch allein alles Rühmliche in der Welt vollbracht wurde! — Du hast erfahren, wohin der Mangel an Grundsätzen führt. Hast du dich nicht oft zu Dingen aufgelegt gefühlt, vor denen du bei ruhigem Gemüth erschrecken, ja dich mit Abscheu wegwenden würdest, bloß weil du dich den Leidenschaften preisgabst? —

21. Jänner.

Morgens. — Eine der Eitelkeiten, mit denen ich seit langem meine Einbildungskraft beschäftigte, war das Wünschen. Hätte ich die Augenblicke, die ich auf solche Art verträumte, zur Prüfung meiner selbst verwendet, um wie viel weiter würde ich schon im Rechtthun und in der Zufriedenheit gekommen sein! Das sind die Wissenschaften und Künste, denen ich jeden sonst verlorenen Augenblick des Lebens widmen will, daß ich meine Pflicht klar erkenne, daß ich sie vollbringe und so mit mir selbst einig und zufrieden werde.

Nachmittags. — Wer einmal die Vernunft achten gelernt hat, kann nicht mehr unglücklich und mit ihr im Widerspruch sein. Sich von Affecten und Leidenschaften regieren lassen, ist das gerade Widerspiel der Vernunft. Ich kann und werde nie ruhig sein, wenn ich anders handle, als ich bei ganz ruhiger Überlegung einsehe, daß ich handeln sollte. Ist denn die Lust eines Augenblicks, auch nur nach der Klugheit betrachtet, eine lange Reue werth? Die Freude über eine besiegte Begierde wiegt den Genuß selber auf. — Gewiß, auch bloß nach dem System Epicurs sind Enthaltsamkeit und Tugend die ersten Pflichten des Menschen.

22. Jänner.

Ich war diesen Nachmittag auf eine Viertelstunde sehr glücklich. Ein kurzer Spaziergang über das Glacis und der herrliche Wintertag machten mich so kindlich froh und beinahe entzückt.

23. Jänner.

Nichts Großes wird ohne Mühe und ausharrende Geduld erworben. Sollte das höchste Gut, Tugend und Zufriedenheit, leichter zu erringen sein, als Wissenschaft, Vermögen und Ansehen? — Sei rastlos, ernst, ohne Nachsicht auch gegen kleinere Fehler! (hae nugae seria ducunt in mala.) Glaube nie etwas gethan zu haben, solange noch etwas — noch so unendlich viel! — zu thun übrig ist.

24. Jänner.

Ich fühle mich körperlich geschwächt und damit zur Trägheit aufgelegt. Den heutigen Tag, obschon ich mir nichts Besonderes vorzuwerfen habe, muß ich doch größtentheils für verloren ansehen; denn ich habe weder in mir noch außer mir Etwas bewirkt. — Es kann vielleicht einigen Nutzen haben, daß ich in der Kritik der reinen Vernunft, wiewohl ohne lebhafte Auffassung, las, indem es mir schwere Vorstellungsarten wenigstens geläufiger macht. — Sei übrigens nur standhaft! Nicht zurückgehen ist die erste Bedingung des Fortschreitens.

27. Jänner.

Mache dir bestimmte Regeln über deinen Umgang mit Menschen! Du darfst einen Umgang nicht fortsetzen, der deinen Tugendübungen gefährlich ist. Entkleide die Verführung von dem sentimentalen Anstrich, der ihre gemeine, häßliche Gestalt verbergen soll! Es ist lauter Heuchelei und verächtlicher Selbstbetrug.

28. Jänner.

Morgens. — Ich bin ziemlich weit in der Lectüre der Kritik vorgerückt; indeß ist dieß nur eine vorläufige Durchsicht, bei der mir Vieles dunkel bleiben muß. Ohne mich in dieses Studium vertiefen zu dürfen, ist es mir doch erlaubt, ja Pflicht, meine Nebenstunden darauf zu verwenden. Die Cultur der Vernunft überhaupt ist nichts Beliebiges, und ich hätte vorlängst gut gethan, wenn ich statt frivoler Lesereien, mich mit ernsthaften, den Geist und das Gemüth erhebenden Studien beschäftigt hätte. Kant hat in der ersten Epoche meiner Selbstrettung viel Einfluß auf mein Denkvermögen gehabt; jetzt, da es nicht bloß auf die Erhaltung des Lebens, sondern auf die Gründung meines Charakters ankommt, wird er mir noch nützlicher sein.

Abends. — Auf dich selbst mußt du dich stützen, auf das strenge Gebot der Pflicht und auf die lebendige Überzeugung, daß du kannst, was du sollst, und daß du, sei es auch noch so spät, erreichen wirst, was dir die Vernunft unnachsichtlich vorschreibt!

29. Jänner.

Laß mich hier stillestehen und dich befragen: wie weit du es wohl in dem Monat, der nun schon verflossen ist, in deinen so ernstlich ausgesprochenen Entschließungen gebracht hast! — Ein ziemlich starkes Heft von Bogen liegt vor mir, das einen Theil der Gedanken enthält, mit denen ich mich seither in den Stunden der Betrachtung beschäftigte. (Ich behalte mir vor, diese Bogen in den nächsten Feiertagen genauer durchzugehen.) Sie enthalten manchen guten Gedanken, manche gute Empfindung; — aber der thätige Wille mangelt noch ungleich mehr, als ich zuweilen mich wohl selbst überredete, und die That, das Vollbringen beinahe ganz. Von einzelnen groben Über-

tretungen nichts zu erwähnen, so habe ich in den dringendsten meiner Angelegenheiten und in der besonderen Tugendübung fast gar nichts gethan. Der einzige wirkliche Fortschritt, den ich machte, ist die Übersicht, worin ich meine Handlungen erhielt; ein Vortheil von nicht zu berechnendem Erfolg, der aber wieder ganz verloren gehen würde, wenn ich nicht fortfahre, diese Methode streng zu beobachten und noch zu vervollkommnen.

30. Jänner.

Es gibt keine Kunst, keine Wissenschaft, überhaupt keinen größeren Zweck, der ohne viele Mühe und Beharrlichkeit erreicht oder (sei es auch nur zum Theil) erworben werden könnte. Also kann es auch im Bestreben nach Tugend und Weisheit nicht anders sein, als daß wir nur sehr langsam und unmerklich darin fortschreiten und hundertmal straucheln, ehe wir aufrecht stehen und mit Sicherheit auftreten lernen. — Darum fasse Muth und laß dich durch den geringen Erfolg nicht abschrecken, aus allen Kräften an deiner Vervollkommnung zu arbeiten! Befestige dich nur immer mehr in den Grundsätzen der Sittlichkeit und Klugheit, erlaube dir nie aus freien Stücken davon abzuweichen, sondern betrachte das Sittengesetz als unnachsichtlich, es sei vor oder nach der That, und verzeihe dir keine Übertretung (gleichsam als Ausnahme oder Kleinigkeit), denn sonst ist die moralische Gesinnung in ihrer Wurzel verdeckt, und dein ganzes Bestreben besser zu werden, ist lauter Heuchelei und Lüge!

31. Jänner.

Abends. — Ich habe die Kritik der reinen Vernunft beinahe durchgelesen und werde noch heute damit zu Ende kommen. Der Übergang zu dem practischen Gebrauche der Vernunft, und die Betrachtungen über den moralischen

Glauben an Gott und Unsterblichkeit haben einen unbeschreiblich wohlthätigen Eindruck auf mein Herz gemacht. — Mein Freund, mein Lehrer! warum bin ich so spät zu dir zurückgekehrt! Doch auch spät will ich mir deine weisen Lehren zunutze machen, und von nun an sollen deine der reinsten Vernunft und Tugend geheiligten Werke die steten Begleiter meiner einsamen Stunden sein.

Nachts. — Religion! — Das Wort ist seit 20 Jahren und darüber ohne Sinn für mich gewesen; denn der Begriff ist leer, wenn die Vorstellung nicht auf das Gemüth wirkt. Woher ist mir diese unglückliche Weltweisheit gekommen? — Ich habe Gott nicht geleugnet, aber die Idee von ihm war für mich ganz indifferent. Ich habe nie zu wissen geglaubt, daß die Seele mit dem Körper stirbt; aber es war in practischer Rücksicht dasselbe. Zerstreuung, Wollust, Eitelkeit haben mich für alle religiösen Eindrücke unempfänglich gemacht. Moralität und Religion unterstützen und befestigen einander gegenseitig.

2. Februar.

Ich bin mein Tagebuch, von seiner Erneuerung (5. August v. J.) an bis zum 15. des v. M., durchgegangen. Gewiß hat die Methode, die ich seit dem Ende des vorigen Jahres beobachte, große Vortheile nicht nur in Betracht der Gegenwart, da sie mich nöthigt, öfters in mich zurückzukehren und also gegen Übertretungen aller Art mehr auf meiner Hut zu sein, sondern auch in Ansehung der Vergangenheit und Zukunft, indem ich dadurch den Gang meiner Handlungsweise und Gesinnungen im Allgemeinen besser und deutlicher übersehe und die eigentlichen Gebrechen meiner Natur und meines Willens gründlicher kennen lerne. Es ist wirklich die Spur eines Fortganges zum Guten in diesem kurzen Zeitraume, aber noch allzu

viele Unlauterkeit, und die Macht der übeln Angewöhnungen, denen ich nie ernstlich entgegenarbeitete, zeigt sich noch überwiegend.

3. Februar.

Abends. — In der Einsamkeit stärke dich mit Nachdenken und erwärme dein Herz mit höheren Ansichten! Im Gewühl der Geschäfte sporne dich zu einer rastlosen Thätigkeit an und befleißige dich der größten Gegenwart und Schnelligkeit! Laß dich das Beispiel der großen Kriegs- und Staatsmänner belehren, statt sie mit einer unfruchtbaren Bewunderung anzustaunen! Der Wille ist's, die Thatkraft, die allen großen und kleinen Unternehmungen das Gedeihen gibt und den glücklichen Ausgang.

Nachts. — Vornehmen ist gut, Vollziehen ist besser; aber ohne einen festen Vorsatz gibt es kein Vollziehen.

4. Februar.

Einsamkeit! du größte und reinste Quelle des Vergnügens, — es sei, daß ich mich vor dem Gewühl der Geschäfte und Sorgen oder der gesellschaftlichen Zerstreuungen zu dir flüchte, — laß mich dich immer lieber suchen zum Beweis, daß Ruhe und Heiterkeit in mir zunehmen, und daß ich den inneren Richter weniger zu scheuen habe! Mache mich besser, wie du mich glücklicher machst! —

6. Februar.

Gib deinem Bestreben nach Tugend einen freieren, muthigeren Schwung! Du bist nicht zum beschaulichen, sondern zum thätigen Leben berufen. Verzeihe dir keine Übertretung, aber ängstige dich nicht ohne Nutzen über Fehltritte, die nicht mehr ungeschehen gemacht werden können!

Gewöhne dich die Idee Gottes und der Unsterblichkeit in einem heiteren Licht zu betrachten; das immer fröhliche Herz des alten Weisen sei das Ideal deiner Gemüthsstimmung!

7. Februar.

Nachmittags. — Mache es dir zur Regel, nie etwas, woran dir gelegen ist, von der Pünktlichkeit eines Anderen abhängen zu lassen, sondern es so zu wenden, dass du wenigstens das Resultat einer Überlegung, die dir wichtig ist, sogleich erfahren kannst! Eine andere Klugheitsregel sei: dich zu gewöhnen, daß du immer etwas Nützliches zu thun findest, wenn du verhindert wirst zu thun, was du zunächst wolltest.

Abends. — Ich habe den Anfang jenes alten Tagebuchs (vom 17. Nov. 1796) wieder durchgesehen und eine Anmerkung dazu geschrieben. Wie seltsam ergreifen uns solche Erinnerungen! — Glücklich, wenn ich nach einem oder mehreren Jahren auf dieses gegenwärtige Tagebuch mit weniger Selbstbeschämung zurücksehen kann! Doch dieß darf ich hoffen, ohne deshalb noch große Fortschritte im Guten gethan zu haben; denn wenn ich auch nicht klüger werde, so werden es doch endlich meine Jahre. Aber je leichter mir meine Besserung wird, desto strenger ist die Verbindlichkeit dazu.

Nachts. — Ich las soeben den Plan der Gesellschaft adeliger Frauen. Die unglaubliche Albernheit der Sache, die schon weitverbreitete Theilnahme, der Name des Stifters — haben einen so lebhaft komischen Eindruck auf mich gemacht, daß ich es der Bemerkung werth finde. — Eine Lehre aber ist auch aus diesem lächerlichen Ereigniß zu ziehen, nämlich die: daß man in der Welt und vornehmlich in Wien, die Menschen für Alles gewinnen kann, was man

sich angelegen sein läßt, und daß es also nur von mir abhängt, die Welt auch für meine Zwecke einzunehmen.

8. Februar.

Gewöhne dich, von dem Glücke und Anderen wenig zu erwarten und das Betragen der Menschen gegen dich immer von der heitersten Seite anzusehen! Suche dein Vergnügen mehr in der Entsagung, als im Genuß! Es bleiben dir noch Freuden genug, wenn du auch auf diejenigen Verzicht thust, die du bisher am meisten gesucht hast.

10. Februar.

Ich habe ein paar Stunden mit einigen Abschnitten der Kritik der practischen Vernunft zugebracht und finde mich, wie immer, durch diese Lectüre in meinem Innern sehr erbaut und gestärkt. Wie dringend auch meine Geschäfte und wie überwiegend die Pflichten sind, die sich darauf beziehen: so darf ich mich doch nie lange von der allgemeinen Betrachtung der Sittlichkeit und den Studien entfernen, welche ihre Gesetze im Zusammenhange darstellen; mit einem Worte: ein gründliches Studium der Moral gehört selbst zu den Pflichten, die mir obliegen, und ich muß, wo nicht von meinen übrigen Geschäften, doch gewiß von meinen Unterhaltungen die nöthige Zeit erübrigen, mich auch wissenschaftlich in moralischer Rücksicht möglichst auszubilden.

13. Februar.

Abends. — Was ich von meinen Geschäften, von meiner Charakterbildung noch an Zeit erübrige, will ich auf nützliche, das Gemüth erhebende Kenntnisse verwenden. In der Zweckmäßigkeit und der Schönheit der Natur, in dem Sternenhimmel will ich Nahrung für meinen Geist

und Bestätigung des seelenerhebenden Glaubens suchen, den das Nachdenken über meine moralischen Anlagen in mir zu erwecken anfängt.

Nachts 12 Uhr. — Dieß Zimmer umfaßt mein größtes irdisches Glück. Hier finde ich Ruhe, Nachdenken, Freundschaft, — denn der beste Freund ist der redliche Mensch sich selber; — hier labt mich die freundliche Wärme, hier empfängt mich das Bett, auf dem ich einst wahrscheinlich sterben werde.

14. Februar.

Abends. — „Wie Vieles gibt es doch, was ich nicht brauche!“ — Ich bin weit entfernt, dieß in der Ausdehnung sagen zu können, in der Sokrates es sagte; aber täglich finde ich mehr Geschmack an der Genügsamkeit, und es scheint mir das Glück der Reichen weniger beneidenswerth.

Nachts. — Vernunft, Rechtschaffenheit, Klugheit, — es ist, als ob diese Worte erst jetzt einen Sinn für mich erhielten. Was ist die Vernunft, wenn sie sich nicht in der Regierung unserer selbst, die Rechtschaffenheit, wenn sie sich nicht in der Gesinnung, die Klugheit, wenn sie sich nicht in unseren eigenen Handlungen und in ihren Folgen zeigt? — Wie war es möglich, so zweck- und regellos zu leben, als ich bisher gelebt habe? —

15. Februar.

Ich lese Bodes Betrachtungen über das Weltgebäude. Nächst den moralischen, gibt es keine so herzerhebende Ansichten, als die der Himmelskörper. Ich will mit der Bescheidenheit eines Dilettanten öfters zu diesen erhabenen Gegenständen zurückkehren, deren Betrachtung sehr dienlich ist, die niedrigen Neigungen, die Eitelkeit und den Unglauben heilen zu helfen.

16. Februar.

Die Nüchternheit ist eine umso wichtigere Tugend, je weniger Übung und Verbrauch von den körperlichen Kräften gemacht wird; denn jedes geringe Übermaß wird bei einer stillen und einfachen Lebensweise gleich nachtheilig empfunden.

17. Februar.

Morgens. — Ich habe die Einleitung zur Tugendlehre wieder gelesen. Je öfter ich zu Kants Vorstellungsart zurückkehre, desto mehr überzeuge ich mich, daß sie die einzig wahre ist. — Der unendliche Nutzen, den ich aus dieser Lectüre schöpfe, macht sie für mich gleichsam zu einer Religionsübung. Sie klärt nicht nur meinen Verstand auf, sondern die Reinheit der Tugendgesinnung, die sie mir als Beispiel vorhält, wirkt unmittelbar auf meinen Willen und hilft ihn besser zu machen. — Mein weiser, tugendhafter Lehrer! wenn es dir vergönnt ist, an menschlichen Dingen theilzunehmen, empfange meinen innigen Dank, und wenn es irgend möglich ist, umschwebe mich als mein Schutzgeist! —

Abends $1/_2$6 Uhr. — Wie die Gebote der Rechtschaffenheit, so muß ich auch die Regeln der Klugheit nach deutlichen Begriffen ordnen und in ihrem Zusammenhange denken. — Es ist beinahe unbegreiflich, wie sehr ich dagegen gefehlt, und wie unendlich unklug ich seit zwanzig Jahren (um nicht weiter zurückzugehen) in den wichtigsten Umständen des Lebens gehandelt habe. — Wozu hatte ich denn Vernunft? — Ach! ich hatte gar keine; denn ich habe sie weder in meinem Verhalten, noch in der Besorgung meines Vortheils gezeigt. — Doch ich will mich durch die Erinnerung der Vergangenheit nicht niederschlagen, sondern vielmehr durch die Vorstellung dessen aufrichten, was ich zur Bes-

serung meines Charakters sowohl, als meines Zustandes noch thun kann.

20. Februar.

Der Augenblick entscheidet die Wendungen des Glücks. Verzweifle niemals, nicht einmal über das Gelingen einer Absicht — von moralischen Zwecken nichts zu sagen; — denn nach einer Stunde wird oft gut, was vorher schlimm war! Aber schlummere auch nie in leichtsinniger Sicherheit ein; denn ein augenblicklicher Stillstand ist kein Friede, und der Muth ist Tollkühnheit, wenn er nicht von Vorsicht begleitet wird!

22. Februar.

Die Gastereien sind ein großes Übel. Ich verliere so viele Zeit damit, schade meiner Gesundheit, mache mich untauglich zu Geistesanstrengungen und vergnüge mich nicht einmal daran. Wenn es mir nur erst gelingt, mich unabhängiger zu machen, wenn ich nur meine nächsten Absichten erreicht habe, so will ich auch in diesem Punkte strengere Grundsätze befolgen und nur sehr selten bei Jemand zu Gast sein, noch selbst Gäste empfangen. — Wir verderben unsere meiste Zeit mit sehr elenden Dingen.

24. Februar.

Das Höchste ist die Tugend; das Nächste die Klugheit. Ein wahrhaft kluger Mensch ist sich und Anderen wie eine feste Burg, in der man den Angriffen und dem Unbestand des Glückes Trotz bieten kann. Ich habe die ersten Regeln der Klugheit bisher auf eine ganz unbegreifliche Weise vernachlässigt. Die bloße Maxime, sich bei jeder Handlung zu befragen: was werden die Folgen für deine eigene Ruhe und Glückseligkeit davon sein? — ist mehr werth, als alle Talente und Glücksgüter, die man

ohne diese Maxime und ihre standhafte Befolgung unaufhörlich aufs Spiel setzt. Ich will mir ein ebenso festes System der Klugheit zu machen suchen, als der Moral. Es ist nicht nur die nützlichste, sondern auch schönste Beschäftigung eines denkenden Mannes für die Stunden seiner Muße.

1. März.

Wenn ich einst weniger grobe Fehler an mir habe und zugleich ordentlicher in meinen Geschäften bin, werden diese Blätter nicht mehr so reichhaltig sein; aber dann will ich auch allgemeine Betrachtungen über die menschliche Natur darin aufnehmen. Doch es ist noch Stoff genug für lange Zeit übrig; denn meine Geschäfte sind noch in gänzlicher Unordnung und meine fehlerhaften Angewöhnungen sind noch meist in ihrer vollen Stärke. — Viel und lange mußt du arbeiten, um im Moralischen, wie im Ökonomischen nur einige Ruhe und Selbständigkeit zu erringen.

3. März.

Sei starkmüthig und rastlos! Im Kampfe bewährt sich der Mann. Du wirst Herr über dich selbst werden; denn du sollst es werden, und du kannst es. Laß dich die Hindernisse, die du in den Neigungen findest, ebenso wenig niederschlagen, als die Schwierigkeiten, die deinen Absichten von Außen entgegenstehen! Erfülle dich ganz mit der Vorstellung der Macht, die im Willen liegt, in der Beharrlichkeit, in einem unbeugsamen Muth! Fürchte kein Übel, das du durch keine Vorsicht abwenden kannst! Die Furcht vor dem Krankwerden ist selbst eine Krankheit die Furcht vor dem Tode ist schlimmer, als der Tod selbst. Richte dein Augenmerk, deine Sorge nur auf das, was zu verändern in deiner Gewalt steht! — Es ist ein großer

Schritt zum Besseren geschehen, wie wenig auch im Einzelnen das Gute noch sichtbar ist. Dein Leben ward der Willkühr der Leidenschaften und des Zufalls entrissen, indem du den Entschluß faßtest, dich bei jeder Handlung aufrichtig selbst zu beobachten und deine Selbstprüfung niederzuschreiben. — Dieß Tagebuch ist das Palladium deiner Grundsätze, die fortan nur geläutert und befestigt, aber nicht mehr unterdrückt werden können.

4. März.

Mittags. — In meinem Gemüth ist Ruhe; das eigentlich ist die Stimmung, worin ich mich erhalten soll. Alles Affectvolle, selbst die affectvolle Thätigkeit ist dem Guten mehr hinderlich, als es dasselbe befördert. Die Vernunft bewirkt mit einem geringen Kraftaufwand, was die Leidenschaft mit allen ihren Hebeln mühsam oder gar nicht zu Stande bringt.

Nachts. — Ich lese Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. — Welche Tiefe und Klarheit! — Und das ganze unendliche Gebäude des Mannes scheint bloß auf der Begründung echter Moralität angelegt zu sein.

6. März.

Ich setze meine Arbeit aus, um einen Augenblick zu meinem Tagebuch, meinem Freund und Vertrauten zurückzukehren. Diesem Freunde werde ich, wenn ich das Leben habe, das Meiste in der Welt zu verdanken haben: — meine moralische Besserung, Ordnung in meinen Geschäften und Zufriedenheit. — Hier keimen meine guten Vorsätze auf, fassen Wurzel und werden, wie ich hoffe, endlich das Wachsthum und die Stärke erreichen, die zu meinem inneren und äußeren Glücke nöthig sind.

9. März.

Morgens. — Ich lese Bonnet's Palingenesie. Welch ein Abfall der philosophirenden oder vielmehr träumenden Vernunft mit dem nüchternen Tiefsinn eines Kant verglichen! Indessen werde ich seine Werke durchlesen, um Beispiele zu sammeln und meine Ansichten der Natur als Gottes Werk zu bereichern.

Abends. — Es war heute ein herrlicher Frühlingstag; ich machte eine halbe Stunde lang Bewegung im Freien. Wie die Jahreszeit günstiger wird, will ich mich regelmäßig dieser einfachen körperlichen Übungen befleißen. Sie sind nicht nur meiner Gesundheit höchst zuträglich, sondern erheitern und stärken auch mein Gemüth. Was für angenehme und vernünftige Gedanken hatte ich nicht auf meinem heutigen Spaziergange! Ich stellte es mir als wahrscheinlich vor, daß ich in einigen Jahren die groben Fehler meines Temperaments und Charakters würde verbessert haben, daß meine Umstände beruhigender, vielleicht sorgenfrei würden geworden sein; daß mir, nachdem ich meine eigenen Angelegenheiten geordnet haben würde, Zeit übrig bleiben könnte, mich mit den allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit zu beschäftigen, daß ich meine Kenntnisse erweitern, meine Beobachtungen über die menschliche Natur vermehren und bei längerem Leben und Muße wohl noch ein schriftstellerisches Werk würde liefern können, das der Welt nützlich sein und mein Andenken durch einige Zeitalter erhalten könnte. — Doch nicht was ich wünsche, sondern was die Vorsehung will, geschehe! Sie bedarf meiner nicht, um ihre Zwecke auszuführen, und es ist ganz gleichgiltig, durch wen das Gute (sei es groß oder klein) bewirkt wird. Darum thue nur, was dich allein angeht — sei rechtschaffen und vernünftig — und im Übrigen laß Gott walten!

Mir schwebt die Idee eines historischen Werkes über das Zeitalter vor, das wohl werth wäre, den Rest meines Lebens zu beschäftigen.

10. März.

Nur Eines unterlasse nie: Dir immer über deine Handlungen Rechenschaft zu geben und, sei es auch spät, jede heuchlerische Rechtfertigung eines Fehltritts vor dem inneren Richter aufzudecken! Erkenne dich selbst! — Das ist der Anfang aller Weisheit und Tugend.

17. März.

Mittags. — Alle wahrhaft gute Gesinnung muß auf klare Einsicht gegründet sein, sowie die Selbstbeherrschung auf die deutlichste Kenntniß seiner selbst. Es ist nicht möglich, die Unlauterkeit und Schwäche seines Willens zu kennen und sich einzugestehen, ohne sich deshalb zu verachten, und man kann diese Selbstverachtung in die Länge nicht ertragen.

Nachmittags. — Die eingehende Woche muß ich vorzüglich darauf verwenden, die mich und Jedermann betreffenden Folgen des Finanzpatents in der größten Klarheit zu durchdenken und meine Maßregeln darnach zu nehmen. Zurückgehen wird das System nicht, was auch für Unordnungen unter den Privaten daraus entstehen mögen. Die Verwaltung wird die Ausgabe der Einlösungsscheine anticipiren und also in keine Verlegenheit kommen.

18. März.

Was ist das übrigens für ein elendes Gesetz, welches das Eigenthum von einer zufällig oder eigensinnig gewählten und im Schuldschein ausgedrückten Geldbenennung abhängen macht!

19. März.

Ich lese die Übersicht zu **Kants** kleinen Schriften. Wie erhebend sind die Gedanken meines alten Meisters für mich! Überall begegnen sie dem besseren Streben meines eigenen Geistes. Der gute Wille, der practische Sinn, die innere Aufrichtigkeit waren in ihm das Erste. — Zu spät, um etwas Großes zu leisten und zu sehr in ökonomische Sorgen verwickelt, schlage ich den allein sicher führenden Weg der Vernunft und Selbstkenntniß ein. Aber auch jetzt noch muß er mich zu einem, wenn schon beschränkten, doch würdigen Ziel bringen.

20. März.

Das Vergnügen ist nur als Reiz zur Erhaltung des Lebens zu suchen und zu genießen erlaubt. Entsagung wiegt den Genuß in den meisten Fällen auf; und die Maxime, sich immer unabhängiger von sinnlicher Lust und Unlust zu machen, ist selbst für das Wohlsein von größerer Fruchtbarkeit, als ihr Gegentheil.

21. März.

Nachmittags. — Die freie Natur ist meine Kirche, mein Zimmer die Kapelle und dieß Tagebuch mein Beichtstuhl. —

Abends. — Nur sittliche Grundsätze geben dem Gemüth die wahre Fassung und Stärke, den Neigungen Widerstand zu leisten. Ein Frömmling (auch ein ehrlicher) hat nur einen Schritt zum Wollüstling. — Erwäge dieß wohl und oft und trachte überhaupt, mehr ein rechtschaffener als ein frommer Mensch zu werden!

Ich lese **Kants** Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Bei aller Willkürlichkeit und Unreife, wie viel Energie und Erhabenheit des Geistes in einem Alter von 32 Jahren! — Wie unbestimmt und meiner selbst unmächtig

war ich noch in diesem Alter! Und es ist nicht so sehr das Talent, als der Wille, der den Unterschied unter den Menschen macht. Wer etwas Großes leisten soll, muß frühe sich selbst beherrschen lernen, muß der Wollust und Eitelkeit abschwören und eine planlose Thätigkeit nicht minder als die Trägheit fliehen.

23. März.

Der Mensch muß einen Zweck haben, d. h. sich ihn selbst machen; denn nur was er sich selbst zum Ziele setzt, bringt seine Kräfte in Bewegung. Mag ich ihn nun ganz erreichen oder nur zum Theile, oder auch in den ersten Bestrebungen zu leben aufhören: so habe ich doch das Rechte gewollt. Laß dich nicht gereuen, was du nicht mehr ändern kannst! Was jetzt nöthig ist, das thue! Nicht in dem Gelingen, sondern im Wollen und Wirken besteht der Werth des Menschen.

24. März.

Nachmittags. — Die höchsten Vermögen sind Verstand und Vernunft; der Wille gibt ihnen nur ihr eigentliches Gewicht. Einsicht, Ordnung, Consequenz, — darauf kommt Alles an. — Erhalte dich selbst! Du bist kein unwichtiger Mensch; aber du bist es nur dann, wenn Verstand, Vernunft und Wille in völliger Eintracht in dir sind. — Nicht aus egoistischen Antrieben, aus unparteiischer Wahl sollst du dich nicht bloß sittlich, sondern auch ökonomisch und leiblich erhalten. Es sind Kräfte in dir, deren Werth und Gewicht du noch nicht einmal kennst.

5½ Uhr. — Welche Thorheit ist in der sinnlichen Neigung! Die Dichter haben dieses selbstische, die Stärke und Freiheit des Geistes lähmende Gefühl nach ihrer Art vergöttert; und so ist dieser läppische, oft verderbliche Götzendienst ins Leben übergegangen.

25. März.

Nachmittags. — Wie die Kenntnisse und Wissenschaften, so sollen auch das Leben und die Geschäfte den allein sicheren Weg der Principien einschlagen, und Alles, was im Leben und im Geschäft ohne einen höchsten Grundsatz geschieht, ist ein bloßes Herumtappen. Der Übergang von dem Letzteren zum Ersteren erfolgt auch im Leben und in den Geschäften durch eine Revolution in der Denkart, durch die wir uns auf einmal der Untauglichkeit unseres bisherigen Verfahrens und zugleich des einen, Alles leitenden Grundsatzes bewußt werden, wonach wir forthin zu verfahren haben.

Abends. — Der höchste Grundsatz aller Geschäfte ist: „Mache dich zum Herrn deines Geschäftes, nicht das Geschäft zu dem deinigen!“ Darum vereinfache es möglichst, unternimm nichts über deine Kräfte und, wenn du es ja gethan hast, so ruhe nicht, bis es damit ins Gleichgewicht gebracht ist!

26. März.

Ich endige heute mein dreiundvierzigstes Jahr und will also einige allgemeine Blicke auf den vergangenen, bei Weitem beträchtlichsten Theil des nach dem Lauf der Natur mir bestimmten Lebens zurückwerfen. — Fürs Erste muß ich dem unerforschlichen Wesen, das mich ins Dasein rief, danken, nicht so sehr dafür, daß ich bin, sondern dafür, daß ich mich erkenne und eine Ahnung habe von Ihm selbst. Wenn ich bestimmt bin, in das Nichts zurückzukehren, so will ich doch den Augenblick des Bewußtseins segnen, der mir vergönnt war, und nicht die Grenzen der Allmacht, sondern meine Unwürdigkeit, von ihr erhalten zu werden, in meiner Vernichtung sehen. —

Wenn ich mein vergangenes Leben mit dem vergleiche,

was es hätte sein sollen, so ist es nicht nur ohne allen Werth, sondern ich erkenne mich strafbar, sowohl des Bösen wegen, das ich verübt, als des Guten, das ich unterlassen habe. Vergleiche ich es mit dem Leben Anderer, so finde ich, daß es in allen practischen Rücksichten unter der Mittelmäßigkeit ist, die Cultur des Verstandes und des Geschmacks allein ausgenommen. In Betracht meiner geringen Geburt und mangelhaften Erziehung habe ich wirklich einen nicht gemeinen Grad von Geistesbildung erreicht. Aber in der Cultur des Willens und Charakters wie in der Lebensklugheit bin ich sehr weit zurückgeblieben. — In Ansehung dessen, was ich genoß und was ich erlitt, scheint der Antheil der Unannehmlichkeiten der größere gewesen zu sein, welches umso billiger ist, da es meist selbstverschuldete Unannehmlichkeiten und Leiden waren.

27. März.

Morgens. — Ich habe gestern Nachts und heute früh Kants Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht wieder gelesen.

31. März.

Nachts. — Ich habe Abends noch etwas in meinem Freund Kant gelesen und dann gespielt, welches bei meinem noch immer kränklichen Befinden schwerlich ein Zeitverlust war. Und nun bin ich im Begriff, die erste Abtheilung meines dießjährigen Tagebuchs zu schließen, schon mit einiger Selbstzufriedenheit, daß ich wenigstens die Standhaftigkeit bewies, ein Vierteljahr lang darauf zu verwenden. Das Papier, worauf es geschrieben ist, war schon vor 15 Jahren zu einem ähnlichen Gebrauche bestimmt. Damals währte mein Vorsatz eigentlich nur drei Tage und er ging vorüber, ohne eine Spur zurückzulassen, als die zwei Bogen an der Spitze dieses Tagebuchs. Jetzt habe ich nicht nur

drei Monate ausgehalten, sondern mein Eifer in dem Verfolg dieser Maßregel hat vielmehr zugenommen. Mit Gottes Hilfe wird die Wirkung davon in den nächsten Zeiten fühlbar werden. —

Ich lege nun diese Hefte bei Seite mit der Absicht, öfters zu ihnen als zu dem Anfang der Geschichte meines Selbsts zurückzukehren. Mögen manche Schwachheiten, wovon sie Beispiele enthalten, zugleich mit ihnen bei Seite gelegt sein, und das neue Tagebuch, welches ich morgen zu eröffnen gedenke, weniger demüthigende Geständnisse aufzunehmen haben! —

1. April.

Ich bin eine Stunde lang im Freien unter dem nach und nach sich entwickelnden Sternenhimmel gewesen. Welche erhebenden Gedanken und Gefühle haben mich da belebt! Da, in dieser Einsamkeit, bei dem Anblick dieser erhabenen Gegenstände gedeihen die guten Entschließungen in mir und läutern sich meine Gesinnungen und Antriebe. Da fühle ich mich gesund, heiter, in mir selbst glücklich, da kostet mich die Tugend keinen Kampf, da däucht mich die Wollust, der Reichthum, die Ehre der Welt keines Wunsches werth. — Laß mich dieses Glück, das reinste und edelste oft suchen und genießen! Laß mich immer mehr in den Ideen leben und mit der Gesundheit des Lebens zugleich die der Seele erringen!

Meine ökonomischen Geschäfte sind eine Aufgabe, zu der ich mich aus Pflicht antreiben muß. Meine moralische und geistige Cultur ist dagegen etwas, wozu mich das Gemüth selber treibt. Die Ersteren dürfen nie aufhören Mittel zu sein, die Letztere ist Zweck an sich. — Ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, wo ich mich mit weniger Störung den eigentlichen Angelegenheiten meines besseren Selbst überlassen kann.

2. April.

Morgens. — Ich bin früh erwacht und heiter. Nebst der Ordnung meines Inneren und meiner Geschäfte will ich dieß Jahr vornehmlich dem Studium der Logik, Kritik und Moral widmen; denn es ist durchaus nöthig, meine Gesinnungen und meinen Glauben auch wissenschaftlich zu gründen.

Nachts. — Nach langer Zeit war ich einmal im Theater (Cendrillon) und habe mich ziemlich wohl unterhalten.

4. April.

Morgens. — Wenn wir älter werden — ohne Selbstkenntniß und eigentliche Charakterbildung, wie bald zeigt sich unser Verfall. Die Naturanlagen scheinen zurückzugehen, sobald ihre Entwicklungsperiode aufhört; die Einbildungskraft wird faselnd, der Witz stumpf, die Lebhaftigkeit albern. Nur Vernunft und Verstand, durch Selbstkenntniß geläutert und durch practische Grundsätze aufrecht erhalten, bleiben in ihrer Kraft und können uns einen Anspruch auf die Achtung Anderer sichern, auch wenn wir aufgehört haben, durch jene Eigenschaften (und die Tugend selbst) interessant zu sein.

Halte fest an den Grundsätzen der Weisheit und Tugend! Wenn es uns auch nicht vergönnt ist, weise und gut zu werden, so entfernen wir uns doch in dem Grade von Thorheit und Laster, als wir uns eifrig bemühen, uns der Weisheit zu bemächtigen. Principium sapientiae est stultitia caruisse.

Mittags. — Weit bist du vom Ziel; aber sich auch nur ein hohes Ziel zu setzen, ist schon eine Erhebung über das Niedrige und Gemeine. — Die Vernunft muß practisch werden; das ist der wahre Ausdruck. Warum habe ich den

großen Sinn meines Lehrers so wenig verstanden oder geachtet? Jetzt fange ich an, ihn zu verstehen und mich selbst. Die ganze, unermeßliche Zurüstung seiner Philosophie ist nichts als die Einleitung zu einer sehr einfachen Lehre, nämlich der: einen wahrhaft guten Willen in sich zu gründen und im Übrigen die Vorsehung walten zu lassen.

Abends. — Der Zorn, von dem ich mich seither wieder öfters, auch in Geschäften und mit völlig fremden Menschen überraschen lasse, ist etwas der Vernunft und den festen Grundsätzen so völlig Widersprechendes, daß man über die Ausbrüche desselben beschämt sein sollte, wie über ein Scandal der Unzucht oder der Trunkenheit. — Das Temperament der Tugend ist Gleichmuth. Lerne dich bezwingen, auch in Dingen von geringerer Wichtigkeit, und halte keinen Beweis der Selbstbeherrschung für unbedeutend! — Kants Maxime der Diätetik, gegen körperliche Übel durch die bloße Abwendung des Gemüths zu kämpfen, ist ohne Zweifel noch viel wirksamer gegen moralisch krankhafte Zustände. Ein fester Vorsatz, dem gewohnten Reiz eines Affects oder einer Leidenschaft bei der ersten Anwandlung Widerstand zu thun und das Gemüth schnell und bestimmt davon abzukehren, ist das beste und einzige Mittel, sich von solchen moralischen Krankheiten zu heilen.

Nachts. — Ich lese Bonnet's Contemplation de a nature. Da findet sich wirklich viel Stoff, und ich hoffe, wesentlichen Nutzen aus diesem Werke zu schöpfen.

5. April.

Die Zeit eilt mit unaufhaltsamer Gewalt. Tage vergehen wie Minuten, Monate wie Tage, und endlich das Leben selbst wie der Wechsel eines Monds. Sei thätig sei unermüdet! Dieß Jahr wird vorüber sein, ohne daß

auch nur der geringere Theil von Dem geschehen ist, was du dir vornahmst. —

Ich war frühe wach und las in der Betrachtung der Natur. Wie dringend auch meine Geschäfte seien, solche Lectüre darf ich mir gestatten. Ich bin noch sehr zurück in der Bildung meines Geistes, und ich will nicht als ein stolzer Unwissender aus der Welt gehen. — Nur den Müssiggang, nur die sträflichen und eitlen Vergnügungen meide! So wird dir Zeit genug übrig bleiben, deine Kenntnisse zu vermehren und deinen Charakter zu bessern.

6. April.

Noch verliere ich allzu viele Zeit mit gesellschaftlichen Rücksichten, mit Spiel und Geplauder. Wenn ich einst unabhängiger bin, wenn ich noch dazu komme, eine gemeinnützige, große Arbeit zu unternehmen, so will ich auch meine Lebensweise strenger darnach einrichten. Nie hat ein Mensch etwas Großes geleistet ohne Abgesonderheit.

Wie weit werde ich nach einem Jahre sein, wie weit nach zwei und nach zehn Jahren, wenn ich das Leben habe? — Der erste Zeitraum ist zu kurz, um große Fortschritte zu zeigen; aber nach zehn Jahren muß ich alle wesentlichen Zwecke meines Daseins (den der moralischen Vervollkommnung ausgenommen) erfüllt haben, oder es wird nie geschehen. — Sonst war ich neugierig auf die Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten, jetzt bin ich es nur mehr auf die Entwicklung meiner selbst.

7. April.

Morgens. — Ich habe ein paar kleine moralische Abhandlungen meines Freundes Kant gelesen; eine umso erbauendere Lectüre, wenn meinen eigenen Gedanken und den Triebfedern meines Herzens (aus kränklicher

Schwäche) die Energie fehlt. Die Rechtschaffenheit der Gesinnung, die innere Wahrhaftigkeit, das tiefe Gefühl der menschlichen Beschränktheit und Würde zugleich, — das beinahe noch mehr, als der Reichthum und die Originalität der Ideen macht den großen Reiz aus, den jede auch an sich weniger bedeutende Schrift meines großen Lehrers für mich hat. Weiter als er hat es in seiner intellectuellen Bildung nie ein Mensch gebracht.

Mittags. — Ich kehre zur Contemplation de la nature zurück. Meine eigenen Gedanken fließen nicht hinlänglich zu, und ich muß mich an fremdem Feuer wärmen.

Nachts. — Meine Soirées werden sehr langweilig. Niemandem scheint damit gedient zu sein. Es wird sehr gut sein, wenn die Jahreszeit ihnen ein Ende macht.

8. April.

Morgens. — Die Zwecke der Vernunft immer vor Augen haben, ist der erste Schritt, um sie zu erfüllen. Die Idee der Gottheit sich gegenwärtig erhalten, führt endlich dahin, sich ihrer würdig zu machen. Darum fahre fort, die Augenblicke und Stunden deiner Muße diesen erhabenen Gegenständen und der Prüfung deiner selbst zu widmen, und du wirst gewiß besser und weiser werden!

Nachts. — Die Naturwissenschaften fangen an, mich stark zu interessiren. Allein es ist eine Welt, worin ich mich verlieren würde; und ich habe genug zu thun, wenn ich das Studium der Moral wissenschaftlich betreiben will. Indessen will ich doch einige gute Handbücher der Physik, Chemie und Naturgeschichte vornehmlich wegen der Beispiele der Zweckmäßigkeit der Natur mit Aufmerksamkeit lesen und öfters zur Hand nehmen.

9. April.

Morgens. — Ich lese im Bonnet die Abschnitte über den Instinct der Thiere. — Die Zweckmäßigkeit der Natur ist ohne Zweifel der überredendste Beweis vom Dasein Gottes. Man wird versucht, sich selbst für verrückt zu halten, wenn man beim Anblick derselben auf eine zufällige Ursache einer so bewunderungswürdigen Zusammenstimmung schließen wollte. Vom Bau der Vernunft und der Welten bis zur Structur der kleinsten Pflanze und dem Instinct der Insecten predigt Alles laut die unendliche Weisheit und Allmacht eines von der Natur unterschiedenen Urhebers.

Wenn es Gottes Wille ist, so denke ich (in 8 oder 10 Jahren) von einem mäßigen Einkommen den Rest meiner Tage bloß den Wissenschaften und irgend einem schriftstellerischen Werke zu leben. Diesen Plan muß ich jetzt schon vor Augen haben und daher meine Unternehmungen immer einfacher machen.

Nachmittags. — Ich las im Bonnet die Naturgeschichte einiger Insecten. — Die Absichten, welche die Natur verräth, scheinen einen Plan der höchsten Weisheit anzudeuten, worin der Mensch selbst nur ein Bestandtheil, nicht aber der einzige Zweck ist.

10. April.

Morgens. — Der ganze Werth des Lebens besteht in dem Zwecke, den wir ihm aus freier Wahl geben; der höchste Zweck der Vernunft (die möglich größte eigene Vollkommenheit und das größte mögliche Gute, das wir außer uns bewirken können) macht zugleich den höchsten Werth des Lebens aus. Diesem Zweck kann der Mensch immer und in allen Umständen nachstreben. — Denke nicht an das, was du versäumt hast, sondern an das, was dir zu thun übrig bleibt! Und wenn dir auch nicht bestimmt

ist, außer dir noch etwas dauerhaft Gutes zu stiften, wenn du selbst in der Vervollkommnung deiner selbst (aus Kürze der Zeit) noch weit zurückbleibst, so hat doch schon das bloße ernstliche Bestreben, einen wahrhaft guten Willen in dir zu gründen, einen ungleich höheren Werth, als Alles, was du sonst thun oder erreichen könntest.

Abends. — Die Selbstbeherrschung gibt uns so viel Stärke und Überlegenheit, die Leidenschaft dagegen macht uns so abhängig und schwach, daß wir auch des bloßen Interesses wegen nichts so sehr fliehen sollten, als einen leidenschaftlichen Zustand. Die Alten haben sehr weislich jener Tugend einen hohen Rang unter ihren Schwestern eingeräumt. — Wenn der gute Wille nicht eine bloße Illusion sein soll, so muß er von der Selbstbeherrschung unterstützt und gleichsam getragen werden.

11. April.

Morgens. — Ich bin sehr früh (halb 4 Uhr) wach geworden und habe in Kants Beweis vom Dasein Gottes gelesen. — Alles, wodurch mein Begriff von der Gottheit erhöht und erläutert wird, hat und soll das größte Interesse für mich haben. Die Erkenntniß, nach der ich strebe, kann nur menschlich beschränkt und verständlich sein; aber sie ist gleichwohl einer großen Klarheit und practischen Fruchtbarkeit fähig.

Nachmittags. — „Es ist durchaus nöthig, daß man sich vom Dasein Gottes überzeuge; es ist aber nicht ebenso nöthig, daß man es demonstrire." — Mit diesen Worten schließt Kant die merkwürdige Abhandlung, die er im vierzigsten Jahre seines Alters schrieb, und worin schon sein ganzes großes Gemüth sichtbar ist, obwohl noch nicht die Reife seiner kritischen Vernunft.

12. April.

Nachmittags. — Gesunde Vernunft und Redlichkeit sind auch in gesellschaftlicher Rücksicht von so großem Werth, daß, wenn man sich deren bewußt ist, man durch die Erhaltung seiner selbst sich ein Verdienst um die menschliche Gesellschaft macht. Ich will meine eigene Existenz für etwas Wichtiges halten, unter der Voraussetzung, daß ich mich immer freier von eigennützigen Antrieben mache und meine Vernunft in ihrem ganzen Umfang auszubilden fortfahre.

Abends. — Ich lese in Reimarus natürlicher Religion und finde ungleich weniger, als ich erwartete. Der mangelnden Kritik und Schlußkraft in den Beweisgründen nicht zu gedenken (die seit Kant nicht mehr erträglich ist), schadet dem Buche hauptsächlich die Weitläufigkeit.

13. April.

Abends. — Ich bin vor und nach Mittag auf kurze Zeit im Freien gewesen und habe mich besonders zuletzt durch Bewegung und freies Gedankenspiel gestärkt. Es ist ein männlicher Geist, der mich in solchen Augenblicken belebt. Eine Frage, die ich mir oft aufwarf, habe ich mir heute bestimmter vorgelegt. — Und wenn ich jemals Gründe finden sollte zu glauben — was unmöglich scheint — daß es keinen Gott gibt, und daß mit dem Körper auch die Seele stirbt, würde ich nicht doch Recht und Tugend für das Höchste in der Welt halten und das Gute aus freier Wahl thun, weil es gut ist? — Ja. — Und wenn die Vernunft bloß eine Erscheinung des flüchtigen Lebens ist, so ist sie doch das Höchste, ja dann ist sie die Gottheit selbst; dann sind die großmüthigen Seelen die Genien der Menschheit, und die Vernünftigen müssen sich vereinigen, um die Selbstsucht zuerst in sich, und dann in Anderen zu bezähmen.

Nachts. — Unter den Menschen will ich die Besten suchen, die Uneigennützigen, Aufrichtigen, Starkmüthigen. Die Biographien der alten und neuen Zeit sollen mir Beispiele geben, daß immer und überall die Ideen geherrscht und in irgend einer tüchtigen Natur sich geoffenbart haben.

14. April.

Morgens. — Es ist Ostersonntag; eine Epoche, die seit ihrer Einsetzung Millionen Trost und Freude und manchen wahrhaft Tugendhaften stille Beruhigung gegeben hat. Ohne Zweifel ist das Christenthum eine der größten Anstalten in dem Erziehungsplane der Menschheit.

Auch mir soll dieser Festtag heilig sein. Der Anfang meiner ernstlicheren Rückkehr in mich selbst fiel in die ersten hohen Festtage des Christenthums (Weihnachten). Möge heute (am Tage der Auferstehung) auch mein Glaube recht lebendig, und mein Wille im Guten gestärkt werden, so zwar, daß die dritte Epoche (Pfingsten), wo der Geist und Tröster kam, auch mich gebessert und der Heiligung fähig finde!

Der ernstliche Entschluß, seine Gesinnung und seinen Lebenswandel bessern zu wollen, ist ohne Zweifel selbst schon Besserung und zeigt sich darin, daß man es sich zum Grundsatz macht, forthin nur nach Grundsätzen, und zwar nur nach uneigennützigen Grundsätzen handeln zu wollen. Es ist also, wie viel auch in der Ausübung fehlt, unstreitig der größte Schritt, gleichsam von Nichts zu Etwas, mit jenem vor noch nicht vier Monaten von mir gefaßten Entschluß gethan worden. Ich kann, wenn ich mich nicht etwa (was Gott verhüte!) wieder muthwillig selbst verlasse, von nun an wohl im Einzelnen, aber nicht mehr im Ganzen zurückgehen.

Mittags. — Der große Unterschied unter den Menschen besteht darin, daß der größte Theil nach sinnlichen Antrieben (es sei mittelbar oder unmittelbar), bei weitem der kleinere Theil aber nach Grundsätzen der Vernunft handelt (oder zu handeln sich wenigstens immer bestrebt). Ein zweiter ebenso großer Unterschied besteht in der Beschaffenheit dieser Grundsätze, die entweder selbstisch sind, oder uneigennützig (moralisch, rein vernünftig). — In beiden Fällen aber ist die Consequenz das charakteristische Merkmal des Mannes von Grundsätzen; denn zuweilen nach Grundsätzen verfahren, dann aber wieder nicht, ist ebensoviel, als gar keine haben. Das Letztere war bisher mein Fall und die Quelle aller meiner Fehltritte und deren Folgen, sowie meiner Unzufriedenheit.

Nachmittags. — Oft habe ich gedacht, daß Leute von entschiedenem Egoismus, aber beschränkteren Talenten, bloß durch den ersteren viel vor mir voraus hätten, weil ich von Natur wenig oder keine selbstische Neigungen habe. Gleichwohl habe ich aus Schwäche Anderen mehr, wie mir, Schaden zugefügt, als vielleicht geschehen wäre, wenn ich meinen Vortheil mit Verstand verfolgt hätte. Noch jetzt sind Inconsequenz und Schwäche das große Hinderniß des Guten in mir. — Darum halte fest an Ordnung und Regel! Die Uneigennützigkeit der Gesinnung wird dir die gute Natur ohne besondere Anstrengung bewahren.

Abends. — Ich lese die Vernunftlehre des Reimarus; ein Buch, das bei manchen Mängeln und altfränkischen Auswüchsen viel Gutes enthält. — In der That habe ich nie Logik studirt, obwohl nicht zu verkennen ist, daß ich viel natürliche Logik habe. Allein da ich nunmehr dem Verstand und den Grundsätzen die Gewalt über meine Willkür und Handlungen einräumen will, die ihnen gebührt,

da ich durchaus nach deutlichen Begriffen denken und handeln will, so muß ich und werde ich mir das wissenschaftliche Studium der Logik zum Geschäft machen. — Das rhapsodische Denken und Dichten hat meinem Verstand und Charakter gleich sehr geschadet.

Besser spät als nie. Ich habe leider meine besten Jahre mit eiteln, unzweckmäßigen Beschäftigungen, mit Träumereien verloren, Tausenderlei angefangen und wenig oder nichts ausgeführt und, anstatt meine Vernunft zu cultiviren und meinen Willen zu bessern, bloß nach Launen und in eiteln Absichten ein unbrauchbares Gemengsel von Kenntnissen und Fertigkeiten erworben. Die Zeit, die mir übrig ist, will ich wenigstens zu einer gründlichen Cultur meines Verstandes und Gemüths verwenden.

Nachts. — Der kurze Rest des Lebens erlaubt mir nicht, weitläufige Studien anzufangen; ich muß mich daher auf das in practischer Rücksicht Wichtigste beschränken. In diesem Jahre, wenn mir Gott das Leben schenkt, will ich außer Kant nur einige populäre Logiker und Moralisten: Reimarus, Garve, (Cicero und Ferguson) lesen und etwas historische Astronomie und Naturgeschichte treiben. Späterhin aber denke ich noch alle großen Denker (Leibnitz, Hume, Locke, Spinoza) kennen zu lernen, denn ich muß die Metaphysik in ihrer ganzen Höhe ermessen und selbst urtheilen, was vor und nach Kant geleistet worden. Da ich auch die wichtigsten Religionsbegriffe der neueren und alten Zeit kennen lernen muß, so werde ich nebst dem neuen Testament in diesem Jahr auch noch irgend ein verständiges kritisches Werk über die Urkunden des Christenthums durchlesen.

15. April.

Ich habe den Nachmittag mit Spazierengehen und den Abend im Theater (Werners „Templer") zugebracht.

So wenig Werth dieß Theaterstück hat, und so widrig mir die mystischen Personen und das Getändel mit dem Schicksal waren, so fühle ich mich doch von den kräftigen, moralischen Stellen angeregt.

16. April.

Morgens. — Ich bin seit 5 Uhr wach und habe in Reimarus Kunsttrieben der Thiere gelesen. Es ist viel gesunde Vernunft in diesem Schriftsteller, und in allen seinen Arbeiten zeigt sich der Nutzen deutlicher Begriffe und eines behutsamen Fortschreitens des Verstandes. — Die alberne Sucht, das Genie zu spielen und nach Einfällen zu haschen, statt zusammenhängend zu denken, ist die eigentliche Quelle meiner Irrthümer, Thorheiten, sowie es die Ursache der Unbrauchbarkeit aller seichten Köpfe und besonders der meisten neueren Schriftsteller ist. — Wiewohl spät im Alter, will ich es doch nicht für zu spät halten, wie ein Schüler zu lernen und von nützlichen Kenntnissen und Übungen jetzt noch nachzuholen, was ich vor zwanzig Jahren und früher versäumt habe.

Nachts. — Welche Mannigfaltigkeit, Weisheit und Güte ist in der belebten Natur! Sollte alle diese wunderbare Anstalt keinen letzten Zweck haben? Oder ist das Leben an sich ein Endzweck der Schöpfung? — Der Mensch als ein moralisches Wesen ist allerdings der würdigste Zweck, den wir kennen. Aber die Natur scheint nicht weniger Sorgfalt auf die Erhaltung anderer Thiergattungen und darunter der verachtetsten Insecten verwendet zu haben. — Die ganze Absicht der Gottheit wird uns in dieser Welt nicht enthüllt werden.

17. April.

Reimarus Betrachtungen über die Kunsttriebe der Thiere, worin ich wieder las, vermehren den mir neuen

Geschmack, den ich an solchen Gegenständen finde. Es ist eines vernünftigen Wesens so würdig, etwas mehr von der unermeßlichen Natur kennen zu lernen und Gott in seinen Werken zu bewundern. Die Beschränktheit des Sinnes auf das bloße Thun und Treiben der Menschen (selbst in dem größeren Kreise der Politik und Geschichte) macht uns einseitig, bald hochmüthig, bald niedergeschlagen, wogegen die Aufmerksamkeit auf das große Schauspiel der uns umgebenden Natur die Seele erweitert und uns zugleich Bescheidenheit und Vertrauen in den göttlichen Werkmeister und Erhalter der Welt einflößt.

18. April.

Nachts. — Ohne Neigung dazu habe ich aus Gefälligkeit den Abend wieder mit Spiel verloren. Es ist nicht übel, in einer etwas geistreichen Gesellschaft manchmal nichts zu thun, nur muß es nicht oft kommen.

19. April.

Wenn die Stoiker auch irrten, so waren sie doch der Wahrheit sehr nahe. Das Bewußtsein der Tugend selbst macht wenigstens den besseren Theil der menschlichen Glückseligkeit aus. Entbehren ist besser als Genießen, und ein rüstiges Gemüth, das gegen Leiden gestählt ist, kann die Lüste des Weichlings verachten. — In unserer Brust ist die Quelle der Zufriedenheit und entspringt auch da mehr aus dem, was wir denken und thun, als aus dem, was wir empfinden.

21. April.

Nachts, 12 Uhr. — Meine Gesellschaft verläßt mich ziemlich vergnügt. Es ist ein herrlicher Sternenhimmel. Die Capella geht gerade vor meinen Fenstern unter. Da oben herrscht immer Gleichheit und Ordnung, und über

den Sternen waltet der Ewige, vor dem selbst die Welten in ihrer Dauer wie das Leben von Ephemeren verschwinden.

Ich will, wenn ich mehr in Ordnung komme, zu meiner Übung und zum Vergnügen eine leichtere schriftstellerische Arbeit (moralische Erzählungen) anfangen. Der Marmontel der Deutschen kann ich noch werden, und das ist kein verächtliches Los.

25. April.

Von Affecten und Leidenschaften in den Absichten, die wir uns durch Vernunft vorsetzen, gestört zu werden, ist menschlich; oft darin sich stören zu lassen, ist schwach; aber verächtlich und unter dem Begriff des Menschen ist es, gar keine vernünftigen Absichten zu haben. — Indeß ist die Vernunft zu lebhaft in mir erwacht, als daß sie aller Rückfälle ungeachtet nicht doch nach und nach das Übergewicht in mir erhalten sollte. — Herrliche Anlage, wie ist es möglich, sich deiner bewußt zu werden, ohne deiner Entwicklung aus allen Kräften nachzustreben?

26. April.

Nachmittags. — Verstand — die Einsicht dessen, was ist, — und Vernunft — die Einsicht dessen, was sein soll, (das Vermögen der Ideen, allgemeiner Grundsätze, oder der Gesetze überhaupt) — sind das Höchste, was wir kennen, und da wir (die Menschen) die einzigen (uns bekannten) Subjecte dieser Kräfte sind, so ist unsere Erhaltung (in der Integrität und dem freien Gebrauche dieses Vermögens) auch das höchste Interesse und die oberste Pflicht der Menschheit.

Ich bin mir bewußt, Verstand in mehr als gewöhnlichem Grade zu haben, und ich fange an, der Vernunft in mir das Recht widerfahren zu lassen, das ihr gebührt. Was

irgend ein Mensch werth ist, kann und soll auch ich werth sein. — Darum will ich meine physische und bürgerliche Erhaltung mir zur obersten Pflicht machen, unter der wohlverstandenen Einschränkung, daß ich mich meines Daseins immer würdiger mache.

Abends. — Welche Größe liegt in dem Menschen! Die Welt trägt er in seinem Gemüth und strebt noch über ihre Grenzen hinaus durch die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit.

Nachts. — Das Interesse der Vernunft, der Sittlichkeit, des allmähligen Fortschreitens der Menschengattung ist es eigentlich allein, wofür wir leben sollten. Der trunkene Muth der Sinne gibt den Genüssen einen Werth an sich, der leider am Ende meist der einzige wird, um den wir uns bekümmern. — Ich habe lange zwischen Genuß und Ekel, Gleichgiltigkeit und Noth gewankt.

27. April.

Morgens. — Ordnung und Fleiß machen das Große in unseren Anlagen erst fruchtbar und gleichsam wirklich; denn sonst ist die Vorstellung jener Größe leer und windig, und wir dünken uns im Besitz von Vollkommenheiten, denen wir uns nur (durch beharrliches Bestreben) in einem unendlichen Progressus nähern können. Das ist die Beschränktheit der menschlichen Natur bei aller Größe ihrer Anlagen; im Theoretischen wie im Practischen, im Erkennen wie im Handeln können wir nur durch successives Fortschreiten von der Idee zur Wirklichkeit gelangen. Darum ist unsere Erkenntniß, wie unsere Tugend das Resultat der Arbeit und wie diese eitel Stückwerk. — Es ist nothwendig, daß sich der Mensch seiner erhabenen Anlagen immer bewußt bleibe, aber ebenso nothwendig ist es, daß

er die Bedingung immer gegenwärtig habe, unter der sie, allein zu etwas, das nicht bloß Idee ist, werden können nämlich durch rastloses Bestreben, durch Ordnung, Fleiß und Consequenz.

Mittags. — Solange ich nicht kaltblütiger werde, ist nicht zu hoffen, daß mich nicht jede Kleinigkeit afficire. Auch die Mienen gewisser Menschen, der Mangel an Achtung oder Freundlichkeit, die ich zu bemerken glaube, machen noch allzu viel Eindruck auf mich. Gleichmuth ist das Element der Vernunft und Zufriedenheit.

28. April.

Morgens. — Was einem Menschen vor dem anderen, ja vor vielen einen Vorzug gibt, was noch jeden groß gemacht hat, es sei in einer Kunst oder Wissenschaft, oder in der Tugend, oder auch in Erwerb und Herrschaft, — das ist die bestimmte Richtung auf einen Zweck und die Entfernung von den gemeinen Genüßen und Angewöhnungen.

Mittags. — Progredientibus autem aetatibus sensim tardeve potius quasi nosmet ipsos cognoscimus. — Quum autem dispicere coepimus et sentire, quid simus, et quid ab animantibus ceteris differamus, tum ea sequi incipimus, ad quae nati sumus. Cicero, de finibus Lib. V. Cap. 15.

Halb 6 Uhr. — Auf einem langen Spaziergang, den ich soeben machte, habe ich einen großen Theil meines Lebens ins Gedächtniß zurückgerufen. Diese Erinnerungen sind sehr dienlich, den Begriff nicht nur von mir selbst, sondern auch von den Menschen, mit denen ich lebte, mir deutlicher zu machen und in manchem Stücke zu berichtigen. Die lichtesten Stellen in meinem zweiten Alter waren das erste Jahr nach meiner Krankheit und dann ein kurzer Zeit-

raum nach meiner Zurückkunft aus Jena; die dunkelsten (an deren Detail ich mich auch am wenigsten erinnern kann) der Übergang von jenem ersten Jahr ins zweite und dritte und der Zeitraum vom Jahre 1797 bis Ende 1799. In Jena fassten die moralische Indifferenz und die Mischung von Trübsinn, Stolz und Selbstverachtung, die sich lange sogar auf meinem Gesicht ausdrückte, in mir Wurzel.

29. April.

Die thierische Ökonomie, die ohne unser Zuthun und selbst der Störungen ungeachtet, welche sie von uns erleidet, ihren regelmäßigen Gang geht, gehört zu den größten Wundern der Natur. Wie unbedeutend sind die Bedürfnisse, für die wir zu sorgen haben, gegen die unendliche Arbeit, welche die Natur zu unserer Erhaltung (in Zubereitung und Ausbildung der Lebenssäfte, Absonderung ꝛc.) an unserer Statt verrichtet! — Unser Körper sollte uns heilig sein, wie unsere Seele, denn er ist ein Werk und Wahrzeichen der Gottheit, die sich in ihrer ganzen Macht und Weisheit darin offenbart.

30. April.

Mittags. — Die Besserung der Denkungsart geschieht auf einmal, die Besserung der Handlungsweise kann nur nach und nach erfolgen. Ich hoffe, das Princip meiner Gesinnungen ist auf immer und unveränderlich festgesetzt; aber die Läuterung und Befestigung derselben in praxi ist eine Arbeit für mein ganzes Leben. — Dieß Jahr wird kaum zureichen, mir das System der Grundsätze, nach dem ich forthin handeln will, recht deutlich zu machen und die gröbsten Fehler meiner bisherigen Lebensweise abzulegen.

Nachts. — Wenn ich mir die Fortdauer meiner Persönlichkeit als eines geistigen Wesens denke, so erhält dieß

Leben eine ganz andere Bedeutung. Ich sehe mich (das Vernunftwesen) in Verhältnissen mit den Bewohnern dieser Erde (von der Art der Familienverhältnisse), für die ich verpflichtet bin, (durch Lehre und Beispiel) etwas zu thun. Das Licht der Wissenschaften soll für diesen Aufenthalt sinnlicher, der Vernunft fähiger Geschöpfe erhalten und gepflogen werden. Jeder, der es empfing, soll es weiter verbreiten und, da die Weisheitslehre die höchste aller menschlichen Wissenschaften ist, in der Anwendung den Geist der Weisheit zeigen.

1. Mai.

Die größte Fassung und Kaltblütigkeit ist die Eigenschaft, die dem Manne geziemt. — Sei gegen Alles gleichgiltig, nur nicht gegen die Gesetze der Vernunft. — Eine ganze Welt liegt noch unentwickelt in dir: du kannst dich ihrer ohne Ruhe und Selbstbeherrschung nicht einmal deutlich bewußt werden.

2. Mai.

Welche elende Bestimmung, wenn der Mensch seine Existenz zwischen Essen und Verdauen, Erschöpfung und Restauration der körperlichen Kräfte theilt! — Ein weiter Spaziergang im Prater und der Anblick des prächtig bewölkten Abendhimmels haben meinem Körper und meiner Seele wieder einige Energie gegeben. — Was für eine Thorheit ist es, Reichthümer zu sammeln, um in läppischen Nachahmungen der Natur seine Eitelkeit darzulegen, da der Ärmste bei jedem Schritt, den er thut oder verändert, eine neue Welt von Schönheiten erblickt, die er sein nennen darf, wenn er sie fühlt! — Nie will ich den Reichen ihre Paläste, Gärten, Parke, ihre Dienerschaft und Equipagen beneiden. Ein offener Sinn für das Schöne ist ein ungleich kostbarerer Besitz.

3. Mai.

Nachmittags. — Laß nur nie von der Prüfung deiner selbst und sei aufrichtig in deinen inneren Bekenntnissen; dann wirst du immer einen Leitfaden finden, aus Verirrungen und Zweifeln wieder in den rechten Weg einzuleiten! — Diese Maxime, scheint mir, hat meinen Freund Kant groß gemacht, und die Verwandtschaft unserer Naturen ist auch ohne Zweifel der Reiz, den seine Schriften für mich haben. Aber ich bin im 44. Jahre da, wo er vermuthlich (den Vorzug einer gelehrten Bildung ungerechnet) schon im 30. war. Darum werde ich zwar nicht für die Welt, kann aber doch für mich selbst werden, was er war.

Nachts. — Alles, was dem Leben Maß und Bedeutung gibt, ist der Cultur der Vernunft zuträglich. Seitdem ich nach den Sternen sehe und die Regelmäßigkeit ihrer Bewegung zu bemerken anfange, scheint mir die Zeit weniger flüchtig, und auch in meinem Leben mehr Regel und Zuverläßigkeit zu sein. Die Betrachtung der Naturordnung bestätigt die moralische Ordnung, die uns die Vernunft zum Gesetz macht.

4. Mai.

Abends. — Die Erde ist von einem sanften Regen erfrischt; ich that nur einige Züge Luft im Freien, aber mein Körper wie mein Gemüth ist gestärkt und erleichtert. Zuversicht kehrt in meine Seele zurück und Lebenshoffnung. Es ist, als ob sich neue Kräfte in mir entwickelten, und mit dem Mannesalter eine zweite Jugend in mir aufblühte. — Mögen meine Hoffnungen nicht vereitelt werden, wenigstens nicht durch meine Schuld!

Halb 1 Uhr. — Ich habe in meinen alten dramatischen Versuchen geblättert; sie haben mir viel Zeit gekostet, aber

doch wenn auch einseitig zu meiner Cultur beigetragen. Nur müssen alle diese Vorübungen nicht verloren sein.

5. Mai.

Morgens. — Darf ich, soll ich mich jemals wieder mit poetischen Arbeiten beschäftigen? — Ich glaube, nein. Mein Talent dazu ist nicht so ausgezeichnet, um etwas von wahrem, unvergänglichem Werth hervorzubringen. Zudem vertragen sich diese Art Arbeiten am wenigsten mit der strengen Pflichtübung und der nüchternen Entwicklung der Vernunft, die mein großer Zweck ist. — Wenn ich ohne großen Zeitverlust und zu meiner Erholung einen oder den anderen meiner früheren Plane ausführen kann, so mag es allenfalls geschehen.

Ich weiß überhaupt nicht, ob die Dichtkunst der Moralität und wahren Cultur der Vernunft nicht entgegenwirkt und ob Platon nicht Ursache gehabt habe, die Dichter aus seiner Republik zu verweisen. Die Poeten haben die Leidenschaften allzu wichtig und oft in einem verführerischen Lichte dargestellt. Höchstens machen einige (vornehmlich Shakespeare) hievon eine Ausnahme, deren Darstellungen eine gewisse Ruhe und Überlegenheit der Vernunft über die Affecte zeigen und zugleich im Gemüth des Zuschauers erwecken, und die als ganz treue Abbildungen der Natur für die Vernunft selbst ein freies Interesse haben.

Meine ästhetische Cultur kann mir dermaleinst zu nützlicheren Arbeiten dienlich sein, als zu einem mittelmäßigen Schauspiel oder Roman. — Mein eigenes Leben sei das Kunstwerk, das ich mit der möglichsten Vollkommenheit auszuführen bemüht sein will.

Nachmittags. — Ich las im Reimarus, einem wirklich vernünftigen Schriftsteller (ungeachtet der Einseitigkeit, die ihm von der Schule anhängt), und echten Deutschen.

Nachts. — Wie Franklin gesteht, daß er den Grad von Vollkommenheit, welchen er im Leben erreichte, größtentheils oder ganz seinem Tagebuch zu verdanken habe, so hoffe ich, wird es auch mein Fall sein. — Rechtschaffenheit, Klugheit, Menschenkenntniß, — Alles, was mich wesentlich interessiren kann, findet da eine Stütze und Nahrung.

6. Mai.

Morgens. — „Ich meinestheils glaube, daß alles Edle und Gute durch Übung zu befestigen ist, und vorzüglich die Mäßigung. Denn die Begierden sind mit der Seele in einen Körper gepflanzt und reizen die Seele, der vernunftmäßigen Einschränkung zu entsagen und dagegen ihnen und dem Körper gefällig zu sein.“ — Xenophon, Apomnemoneumata L. I. C. 2. 23.

Abends. — Unter den Beschäftigungen, die ich mir für meine Mußestunden in diesem Jahr vorsetzte, ist eine der anziehendsten das Studium der Geschichte einzelner großer und tugendhafter Menschen. Ich werde daher insbesondere das Wichtigste, was den Sokrates, den Epiktet und die vorzüglichsten Tugendhelden des Plutarch betrifft, dann die Geschichte Jesu und auch einiger Neueren fleißig lesen. — Der Erste mag Sokrates sein schon deßhalb, weil unter den Alten von ihm die ausführlichsten Nachrichten vorhanden sind.

„Für Arbeit verkauft die Gottheit uns das Glück.“

Epicharmos (Xenophon, Apomnemoneumata L. II. Cap. 1.)

7. Mai.

Unter den Neueren, deren Leben ich bald näher kennen lernen will, ist Franklin. Ich habe ihm mit den Entschluß zu danken, dieß Tagebuch zu führen. Auch

hat er sein Leben selbst beschrieben und hat sonst noch manche Berührungspunkte mit mir.

8. Mai.

Seinen Zweck immer vor Augen haben, ist das erste Mittel ihn zu erreichen. Das ist im Allgemeinen wahr; wie viel mehr aber von dem höchsten Zwecke: moralisch vollkommen zu werden (in sich) und das möglichst größte Gute zu wirken (außer sich), — den der Mensch sich selbst setzen kann und soll!

9. Mai.

Morgens. — Es ist nöthig, daß ich mich über die Ökonomie des menschlichen Körpers mehr aufkläre, um ohne Ängstlichkeit und Pedanterie das Schädliche meiden zu können und der Natur gemäß zu leben. Hufelands Buch scheint doch manche gute Rathschläge zu enthalten; ich will es mir also verschaffen.

Daß der Mensch die Fähigkeit hat, in endlose Fernen (im Raume sowohl, als in der Zeit) hinauszusehen, daß z. B. das System des gestirnten Himmels mit seinen unermeßlichen Kreisbewegungen und deren Zeitperioden (die 26000 Jahre der Vorrückung der Nachtgleichen) wissenschaftlich begründet sind, das muß wohl auf seine höhere Bestimmung, d. i. auf seine Fortdauer nach diesem Leben hinweisen. Wozu hätte er sonst dieß Vermögen? — Ja, wir sind unsterblich, wenigstens, möchte ich sagen, haben wir die Anlage dazu, und wer sich nicht selbst zum Thiere erniedrigt, wird mit diesem thierischen Leben nicht aufhören.

Abends. — Sokrates, wie Kant, hatte eine unzerstörbare Heiterkeit des Gemüths. Was könnte auch eine schuldlose, starke, nur auf das Edle und Große bedachte Seele unmuthig, launisch oder niedergeschlagen machen?

O Tugend, du bist die Quelle des reinsten Glückes, und alles Andere ist keines Wunsches werth.

Nachts. — Nie ist ein Mensch etwas Bedeutendes geworden, der nichts auf sich hielt. Man muß sich nicht über die Pflicht (das Ideal, das Gute an sich) überheben wollen, aber man muß sich keinem Menschen (als solchem und außer Pflichtverhältnissen) unterordnen. Ich will aufhören, aus falscher Bescheidenheit zu verkennen, wozu die Natur mich bestimmt hat.

10. Mai.

Morgens. — „Seine Gesellschafter frühzeitig zu guten Rednern, zu Geschäftsmännern und zu practischen Gelehrten gebildet zu sehen, darauf ging sein (des Sokrates) Bestreben nicht, sondern er glaubte, die Bildung einer vernünftigen Denkungsart müsse vorausgehen; denn Diejenigen, welche ohne eine vernünftige Denkungsart solche Geschicklichkeiten besäßen, wären nur desto schlechtere Menschen und desto fähiger Schaden zu thun. Fürs Erste also suchte er ihnen vernünftige Vorstellungen von den Göttern beizubringen.“ — Apomnem. L. IV. 3.

Das ist wahrhaft weise gedacht und des Sokrates vollkommen würdig. Ich will in meiner eigenen Bildung denselben Weg gehen. Auch das ist ein Sokratischer Gedanke, daß die wahre Weisheit und Tugend auf Wissenschaft gegründet sein müsse. —

Ich will nunmehr die Logik ohne Unterbrechung studiren und dabei den Reimarus der Deutlichkeit wegen zu Grunde legen, oder Jakobs Logik damit vergleichen. Späterhin will ich noch ein neueres Lehrbuch (etwa Tieftrunks), dann zur historischen Vergleichung den Aristoteles, Segner und mein ehemaliges Schulbuch (Feder) nachlesen.

Nachts. — Nach deutlichen Begriffen handeln, heißt ebensoviel, als die Affecte und Leidenschaften von der Bestimmung seiner Handlungen ausschließen. Der Mensch ist selten so verkehrt — und ich bin es gewiß nicht — daß er wissentlich Böses thäte oder sich selbst Schaden zufügte. Aber wir denken nicht, sondern lassen uns von dunkeln Vorstellungen, Gefühlen und Gewohnheiten bestimmen. — Lerne dich selbst kennen und bedenke wohl, was du thust, — das ist die Summe der menschlichen Weisheit.

11. Mai.

„Wenn man einzusehen vermag, was denn Dasjenige für eine geheime Kraft sei, wodurch das Urtheilen möglich wird, so wird man den Knoten (den wesentlichen Unterschied der vernünftigen und vernunftlosen Thiere) auflösen. Meine jetzige Meinung geht dahin, daß diese Kraft oder Fähigkeit nichts Anderes sei, als das Vermögen des inneren Sinnes, d. i. seine eigenen Vorstellungen zum Objecte seiner Gedanken zu machen. Dieses Vermögen ist nicht aus einem anderen abzuleiten, es ist ein Grundvermögen, und kann, wie ich dafür halte, bloß vernünftigen Wesen eigen sein. Auf demselben aber beruhet die ganze obere Erkenntnißkraft.“ — Kant: Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren Schlußanmerkung. (1762.)

Die Sache der Vernunft (in ihrem theoretischen und practischen Gebrauche) zu befördern, ist der höchste Zweck, den sich ein vernünftiger Erdenbewohner setzen kann. Wie viel jeder an seinem Theile zu diesem großen Zwecke beitragen kann, hängt von seinen Fähigkeiten und Umständen ab. — Etwas dazu beizutragen (sei es noch so wenig), ist, hoffe ich, auch jetzt noch meine Bestimmung.

12. Mai.

Morgens. — Mit Interesse und oft mit Befremden las ich jetzt einige meiner jugendlichen Briefe und Aufsätze (darunter einen vom März 1787). Wie seltsam war der Gang meiner Entwicklung!

Ich denke meine Jugendgeschichte zu meiner eigenen Belehrung niederzuschreiben. Einige alte Rechnungen helfen mir die Zeitordnung bestimmen und mich an manche vergessene Vorfälle erinnern. — Ich will mich durch und durch kennen lernen, welches ohne die Untersuchung der Vergangenheit nicht möglich ist.

Nachmittags. — Unter meinen alten Papieren finde ich einige wissenschaftlichen Inhalts aus den Jahren 1790 und 1791 (darunter das Leben des Bacon, das jedoch größtentheils aus der Biographia britannica genommen zu sein scheint), welche mehr Schärfe und Haltung haben, als das Meiste, was ich nachher schrieb. Es war damals noch ein reines Interesse für die Wissenschaften in mir, und meine Seele, wie mein Körper, war ungeschwächt.

13. Mai.

Morgens. — Am fleißigsten war ich in den Jahren 1789 und 1790. Von dem letzteren habe ich bis jetzt kein bestimmtes Datum. — Tod des Bruders Gottfried.

Schriftstellerei: Ende 1791 — Wiener Zeitschrift; Sommer 1792 — Eiserne Maske, erster Entwurf; Anfang 1793 — Bekanntschaft mit Alxinger; Winter 1793 bis 1794 — Österr. Monatsschrift. — Literarische Celebrität; Stolz an der Stelle der geckenhaften Eitelkeit.

Die Triebfedern, denen ich im J. 1788 die Erhaltung des Lebens verdankte, waren egoistisch, wiewohl nicht unvernünftig; denn ich hatte meine Selbstständigkeit feiger Weise

aufgegeben. Das Studium der Vernunftwissenschaften, das ich damals als Heilungsmittel meines Kopfes zu betreiben anfing, konnte also auch keinen Einfluß auf meine moralische Bildung haben. Es waren bloße Exercitien für den Verstand. Die Maxime, den Reiz des Lebens in mir zu erhalten, verdarb gleich damals meine Sitten, und der Haß gegen die Schwärmerei begünstigte den sinnlichen Hang.

Nachts. — „Die Philosophie unseres Zeitalters in der Kinderkappe.“ — Ein jetzt für mich interessantes Buch, so wenig eigenen Geist und kritischen Anstand es hat; denn ich finde darin eine ziemlich vollständige Literatur der Nachfolger und Gegner Kants. — Einer von dieser großen Menge unbedeutender Schriftsteller würde wahrscheinlich auch ich geworden sein, wenn ich, wie ich so oft beklagt, durch Verirrungen aller Art nicht von der Schulphilosophie abgekommen wäre. — Vielleicht bin ich jetzt doch noch zu etwas Besserem bestimmt.

14. Mai.

Morgens. — Die Vernunft-, die Tugend-, die Religionslehre muß ihren Werth und ihre Kraft zuerst darin zeigen, daß sie uns selbst vernünftiger, besser, gläubig und zufrieden macht. Für mich, zu meiner eigenen Cultur und Erbauung will ich Logik, Metaphysik und Moral studiren und nicht eher ans Schreiben denken, als bis ich wahrhaft weiser und tugendhafter geworden und von meiner unerschütterlichen Überzeugung ganz versichert bin. Es ist genug und vielleicht zu viel geschehen, den Lehren Kants Eingang zu verschaffen; es wird auch künftig ohne mein Zuthun noch viel dafür gethan werden. Die Welt bedarf mehr der Beispiele als der Lehren, um aus ihrem unsittlichen Schlummer geweckt zu werden.

Ich finde unter meinen Papieren das Bruchstück einer

Fortsetzung meines Tagebuchs vom 1. und 7. Nov. 1798 in französischer Sprache. Es ist eine gute Gesinnung darin. Was hat mich wieder davon abgebracht? Ich fühlte mich damals unglücklich und glaubte in mich selbst zurückgekehrt zu sein. Es war kurze Zeit vor Mumelters Tod. — In welche neue Verirrungen bin ich noch nachher gerathen! — O, es ist die höchste Zeit, daß ich die letzten Spuren davon verwische, daß ich endlich mit mir selbst und mit der Welt in Frieden lebe!

Abends. — Ich fange eine Art Chronik für meine Jugendgeschichte an, worin ich von Jahr zu Jahr und, sowie ich mich nach und nach an die Vorfälle erinnere, Alles eintragen will, was mir begegnet ist, was ich gethan, gewollt, gelitten und genossen habe und wodurch ich im Guten und Schlimmen allmählig wurde, was ich bin. Der erste Brouillon wird nicht anders als sehr unordentlich sein können und viele Lücken haben. Indessen denke ich die Fächer nach und nach auszufüllen.

Nachts. — Der erste rohe Entwurf bis ungefähr ins 16. Jahr ist da. Ich will diese Erinnerungen festhalten. — Was ich bin im Guten wie im Schlimmen, bin ich durch mich. Ich hatte weder Freund noch Erziehung.

15. Mai.

Morgens. — Einen Freund hatte ich: — die Vorsehung; denn nur durch ihre außerordentliche Vermittlung war es möglich, daß ich in so großer Verwirrung nicht unterging.

Nachmittags. — Was könnte jeder Mensch von einigen Fähigkeiten sein, wenn er von Jugend auf einem festen, auf das Gemeinnützige gerichteten Plane folgte! Was könnte ich geworden sein, wenn ich nur seit meinem

zwanzigsten Jahre von Leidenschaften ungestört einen gemeinnützigen, meinen Talenten angemessenen Zweck verfolgt hätte! — Darin zeigt sich die Macht und der Nutzen der Erziehung, die ich zuweilen viel zu gering achte.

16. Mai.

Nachmittags. — Wäre es auch nur, um die oberen Gemüthskräfte, Verstand und Vernunft, zu ihrer Reife zu bringen, so hätte man doch schon Ursache genug, die Sinnlichkeit in Schranken zu halten und die Vernunft zur Beherrscherin der Neigungen zu machen. — Es gibt keine Freiheit als die der Vernunft; die Neigungen bekriegen und unterdrücken sich wechselseitig, ohne jemals zur Eintracht zu gelangen. Aber in der Vernunft ist Ruhe, Zuversicht und reine Befriedigung.

Nachts. — Abends hat mich die Erscheinung des Mars besonders interessirt. — Die Astronomie ist eine herrliche Wissenschaft, von der man das Allgemeinste jeden, auch nur halbgebildeten Menschen lehren sollte. Sie ist ein erhabenes Vorbild der Ordnung, die wir uns im Denken und Leben vorsetzen sollten, und eine unerschütterliche Stütze der allein wahren, vernünftigen Religion.

17. Mai.

Mittags. — Bestrebe dich, nicht nur gut zu sein, sondern auch klug! Die Folgen der Klugheitsfehler haben nur allzu oft auch auf unser sittliches Betragen Einfluß. Ändere in dem Plan deines bürgerlichen Lebens sowenig als möglich, aber verbessere ihn unablässig! Thue nichts Auffallendes! Erhalte dir deine nöthigen Freunde, vermeide soviel als möglich allen Streit, erwirb dir den Ruf eines billigen, sanftmüthigen, bescheidenen, aber auch festen Mannes!

Nachmittags. — Die Grundlage alles menschlichen

Handelns und Gelingens ist die Ordnung; das gilt im Intellectuellen und Moralischen, wie im Ökonomischen. — Dazu ist ein Tagebuch, wie das gegenwärtige, ein unvergleichliches Hilfsmittel. Und wenn den Menschen ihr geistiger Zustand und ihre Sittlichkeit ebenso wichtig wären, als ihr bürgerliches und physisches Wohl, so würden und müßten alle ordentlichen Leute, die über Ausgaben und Einnahmen genaue Rechnung halten, umso gewisser moralische Tagebücher führen. — Ich wenigstens will, solange ich lebe, nicht mehr von dieser Gewohnheit lassen.

18. Mai.

Morgens. — Der Mensch ist elend, wenn er von der Tugend abweicht. Alle Heiterkeit, alle Zuversicht der Seele verschwinden vor der Schuld; und nur den reinen Herzen ist die Gottheit nahe.

Nachts. — Meine Chronik ist noch nicht ganz zu Ende. Ich bin bei einer meiner letzten großen Thorheiten. — Welchen Aufwand von Zeit und Kraft haben mich diese Thorheiten gekostet, und mit wie viel weniger Mühe (nur etwas mehr Vernunft und Mäßigung) hätte ich mich glücklich machen können!

19. Mai.

Morgens. — Das ist die Grundlage jeder wahrhaft nützlichen und dauerhaften Reform: — erst das Übel deutlich zu erkennen und dann seine reiflich erwogenen Entschließungen standhaft und mit größter Sorgfalt auszuführen. — „Eine vernünftige Denkungsart in den Menschen zu gründen“ — ist das Wesentliche, und wenn diese große Absicht erreicht ist, folgt alles andere gleichsam von selbst.

Der Entwurf meiner Lebensgeschichte bis Ende 1810 ist fertig. Von nun an brauche ich keine Geschichte mehr;

dieß Tagebuch wird ein treuer Spiegel meines Lebens sein. — Der interessanteste Theil meiner früheren Geschichte ist immer der, welcher meine Hypochondrie und die Genesung davon enthält. Außerdem machen Epochen: das Jahr 1789, die in Jena verbrachten Jahre und die Zeit nach 1805 bis 1810. — Die wichtigste Epoche aber, hoffe ich, soll der 26. December 1810 für mein moralisches sowohl, als bürgerliches Leben werden.

Nachts. — Ich lese Buffons Theorie der Erde, einen Gegenstand, über den ich in einer academischen Prüfung schlecht Beschrid wußte und womit meine Entfernung von den Schulstudien anfing. — So wichtig dieser Vorfall für mein ganzes Leben war, so kann ich meine damaligen Vergehungen mir doch nicht streng zurechnen, da ich ohne alle Aufsicht und Anleitung war. Aber mein natürlicher Stolz und der ursprüngliche Mangel an moralischem Zartgefühl zeigen sich darin allerdings.

20. Mai.

Morgens. — Die Geschichte meiner selbst ist für mich unendlich wichtiger, als die Weltgeschichte; aber sie ist es nur, insofern ich einen moralischen und pragmatischen Gebrauch davon mache. — Meine Fehltritte, meine Thorheiten lassen sich freilich alle aus äußeren Ursachen erklären. In der frühesten Jugend fühlte ich schon, daß ich unrecht that, und nachher hatte ich ganz richtige, sogar gründliche Begriffe von Pflicht und Recht. Aber meine Moral blieb bloß im Gedächtniß, und endlich verschwand sie auch daraus, wie die Geschichte der zwei letzten Jahrzehnte beweist.

Nachmittags. — Es gibt einen Ersatz für sinnlichen Genuß: — Bewegung und Ruhe, — wodurch die körperlichen Kräfte viel zweckmäßiger, als durch die gemeine Sinnenlust

rege erhalten werden. Das war die Diät des Sokrates und der echten Stoiker, die das Vergnügen zwar kannten, aber nur nicht zu ihrem Herren machen wollten.

21. Mai.

Morgens. — Ich las den Numa des Plutarchs und lese jetzt dessen Lykurg. Die Beispiele der Tugend, selbst wenn sie an das Fabelhafte grenzen, sind immer nützlich und erhebend. Auch ziemt es sich für einen Mann, welcher der Vollkommenheit nachstrebt, Diejenigen genau kennen zu lernen, die sich derselben am meisten genähert haben. Plutarch selbst ist ein Schriftsteller, der überall eine wahrhaft weise, tugendhafte Gesinnung verräth.

Mittags. — Fremde Lehren und Beispiele sind nützlich; aber das eigene Denken und Wollen ist doch allein eigentlich fruchtbringend.

Abends. — Ich lese mit großem Interesse Reinhards Versuch über den Plan Jesu, ein Buch, das bei manchen Schwächen viel Gutes enthält. — Die pedantische Art, womit der Verfasser das überwiegende Verdienst Christi über alle großen Männer des Alterthums zu erweisen sucht, macht sein Werk ungeachtet des Interesses, das der Gegenstand einflößt, ziemlich langweilig.

22. Mai.

Vernunft, — Klarheit (wie ich es nennen mag, — aber ich verstehe mich selbst), das ist mein höchstes Ziel. Mich selbst will ich erkennen und die Welt. Dasselbe haben alle edleren Geister gewollt, deren Beispiel mich anspricht. Darum will ich mein Leben erhalten und meine Freiheit. Ich war ein Sclave zuerst der Jugendumgebungen, der Erziehung und der angelernten Vorurtheile, dann nach und nach der Furcht, der Eitelkeit, endlich der Verhältnisse. — Ich will mit Gottes Hilfe ein

freier Mann werden und meine ehrliche Überzeugung den Menschen als mein Erbtheil zurücklassen.

23. Mai.

Morgens. — Nach meiner ersten großen Epoche im Jahre 1789, da war der Zeitpunkt, wo ich etwas Großes hätte werden können, wenn moralische Triebfedern und nur einige Klugheit in mir wirksam gewesen wären. Hätte ich nur meine Freiheit zu behaupten gewußt und mich nicht von einem thörichten Verhältnisse in das andere gestürzt, so würden wahrscheinlich die übrigen Stürme der Jugend ohne großen Nachtheil vorübergegangen sein. Die bloß eiteln und selbst die sogenannten honetten Verbindungen haben mir so viel geschadet. Wie albern habe ich mich durch das unsinnige Heirathsproject mit ..... von der Bahn der Wissenschaften abbringen lassen! In welche zweideutige Lage hat mich die ehrbare Tändelei mit..... versetzt; wie viel Zeit hat mich die sentimentale Koketterie mit der .... gekostet! — „Gib den Weibern nicht deine Kraft!“ — Dieser biblische Spruch fiel mir frühe auf, aber leider — ohne allen Nutzen.

Die zweite Art der Verwicklung, die mir so gefährlich wurde, war die der schriftstellerischen Eitelkeit; die dritte endlich die ökonomische. — Von der zweiten bin ich größtentheils zurückgekommen, der ersten — bin ich fest entschlossen, in diesem Jahre noch ganz und auf immer zu entrinnen, aus der letzten werde ich mich kaum in zehn Jahren völlig durcharbeiten können; aber wenigstens will ich mich nicht mehr tiefer darin verstricken.

Nachts. — Es ist eine große Aufgabe, eine dreißigjährige Verwöhnung, gleichsam den veralteten Rost der Seele abzulegen; und doch hoffe ich festiglich, meinen Vorsatz auszuführen. Ich bin mir des Willens bewußt, ohne

Einschränkung gut zu werden und Alles aufzuopfern, um den inneren Frieden zu erlangen.

24. Mai.

„Einen Zweck, der selbst Pflicht ist," — soll ich mir setzen, und dieser Zweck ist: „eigene Vollkommenheit, fremde Glückseligkeit." — Wie hell wird mir dieser erhabene Gedanke! Von nun an weiß ich, was ich will und was ich soll. Mein Leben hat Bedeutung, und alles mein Thun und Streben ein großes, völlig bestimmtes Ziel. — Es ist nichts Willkürliches oder Beliebiges, es ist ein nothwendiger, von dem Bewußtsein der Vernunft unzertrennlicher Zweck. Und nur dadurch, daß ich mir ihn eigen mache, kann „den pflichtwidrigen Zwecken der Neigung" Abbruch geschehen. — Wer ganz zwecklos lebt, hat nichts vor dem Thiere voraus; wer einen unvollkommenen, nicht rein moralischen Zweck verfolgt, verstrickt sich immer mehr und ist früh oder spät versucht oder genöthigt, diesen Zweck aufzugeben. Nur wer sich den einen, höchsten Zweck vorsetzt, ist einig mit sich selbst und auf dem Wege der Seligkeit.

25. Mai.

Morgens. — Gestern vor dem Einschlafen las ich noch im jüngeren Cato, wie er unermüdet in Geschäften und Amtspflichten seinen Untergebenen und Sclaven ein Beispiel der Arbeitsamkeit, sehr strenge (in Grundsätzen) und doch milde (in der Behandlungsart), und daher sehr beliebt gewesen sei. Ein solches Beispiel demüthigt mich tief; denn ich fühle, welch ein Mensch ich so lange war und noch bin: in Trägheit, Zerstreuung und stumpfem Genuß versunken, selbst in den kurzen Anwandlungen von Thätigkeit nur aus meinem Kreise strebend, und entweder mit nichts oder mit dem beschäftigt, was

mich am wenigsten angeht. — Es ist Zeit, daß ich aus diesem träumerischen Zustande erwache und mich endlich mit Ernst meinen vernachlässigten Geschäften widme.

Nicht bloß einige, noch die niedrigen, alle, selbst die edelsten Neigungen müssen dem Gesetz der Vernunft unterworfen werden. Mein Trieb zur höchsten Geistescultur ist eine solche Neigung; aber ich darf mich ihr nicht ohne große Einschränkung überlassen.

Abends. — Ich habe Abends einen kranken Freund besucht und also eigentlich keine Zeit verloren. Jetzt ging ich über die Bastei, um noch einige Bewegung zu machen. Mein Gemüth ist heiter und ich fühle mich gesund. Nie bin ich so glücklich gewesen, als (seit meiner großen Epoche) ich mich jetzt in einsamen Augenblicken oft empfinde.

Nachts, 11¼ Uhr. — Ich las im Diogenes Laertius die Einleitung und das Leben des Sokrates. — Nun überfällt mich der Schlaf. Gute Nacht denn!

26. Mai.

Morgens. — So unvollkommen die Nachrichten des Diogenes Laert. sind, so viel Gutes finde ich doch darin. Ich las die Artikel: Platon, Xenokrates, Polemon, Antisthenes, Aristoteles und Zenon. Wie arm sind die Neueren an philosophischen Köpfen mit dem Alterthum verglichen! — Und die Alten bewiesen ihre Philosophie im Leben, nicht bloß in der Schule. Welch ein trefflicher Mann war selbst Epikur!

Ich denke zur Erheiterung meiner Nebenstunden mir außer den Philosophen noch ein paar Lieblingsschriftsteller zu wählen, nämlich den Horaz und Virgil oder Juvenal, zugleich der Sprache wegen; unter den Neueren etwa Montaigne und Hume. — Den Tacitus muß ich erst kennen lernen.

Vormittags. — Ein einsamer Augenblick verschafft mir Erholung und macht mich immer aufs Neue heiter. Die Einsamkeit ist mein Tusculum; und dieß Landgut habe ich überall, wo ich allein bin, in meinem Zimmer und in der freien Natur, in der Heimath und in der Fremde. — O philosophia, vitæ dux! Gewiß du machst den Menschen glücklicher, als Reichthum, Wollust und Ehre.

27. Mai.

Morgens. — Wenn nicht wieder strenge Sitten herrschend werden, wenn nicht irgend eine herzerhebende Lehre unter den Menschen sich verbreitet, so ist kein Heil für die jetzige Welt, und eine neue Barbarei muß die ausgeartete Cultur verdrängen, damit Raum für ein besseres Geschlecht sei. — Du siehst das ein und bist innigst davon überzeugt; es ist also deine Pflicht, nicht nur an deiner eigenen, sondern auch an der Besserung deiner Zeitgenossen zu arbeiten.

Mittags. — „Eigene Vollkommenheit, fremde Glückseligkeit", — das sollte jedes Menschen selbstgewählter Zweck sein. Wer kann zweifeln, daß die Erde ein beinahe vollkommen glückseliger Aufenthalt wäre, wenn alle Menschen ihre Pflicht erfüllten? — Und wie sollte sie der Eine erfüllen, wenn dem Anderen erlaubt wäre, sich darüber hinwegzusetzen? — Wie soll nur die geringste Hoffnung entstehen, daß es mit der Menschheit überhaupt jemals besser stehen werde, wenn nicht wenigstens Jeder, der dieß im Zusammenhange einsieht, d. i. der denkende Mensch mit seiner eigenen Besserung den Anfang macht und der Menge durch sein Beispiel vorgeht? — Gewiß, die Verantwortlichkeit der Menschen, die ihren Verstand besonders wissenschaftlich gebildet haben, ist sehr groß, und Geistes-

cultur ohne Moralität ist ein Schandfleck, den keine auch noch so glänzenden Eigenschaften verlöschen können.

Abends. — Der Artikel: Aristipp im Diogenes Laert. ist einer der gelungensten. Unstreitig war Aristipp ein außerordentlicher Mensch, aber gewiß auch ein arger Sittenverderber, wie besonders die Lehren seiner Nachfolger beweisen. Das ganze System der Selbstliebe, wie es die Neueren, vorzüglich die Franzosen, aufgestutzt haben, läßt sich und zwar weit consequenter aus diesem Artikel ableiten.

28. Mai.

Diogenes hatte sich in der Jugend Allerlei zu Schulden kommen lassen. Als ihm dieß Jemand in seinem reifen Alter vorwarf, sagte er: Damals war ich, was du jetzt bist; was ich aber jetzt bin, wirst du nie sein.

Der größere Theil der alten philosophischen Schulen hatte den großen Fehler, daß sie ihre Anhänger für die Gesellschaft unnütz machten und daß also die Philosophie den Menschen gleichsam isolirte. — Sokrates und die Stoiker machten davon eine rühmliche Ausnahme.

29. Mai.

Abends. — Ich war auf der Bastei unter dem halbbedeckten, überaus schönen Himmel. Meine Gedanken schweiften ohne Ziel umher. Die ökonomische Lage des Landes hat meine Einbildungskraft heute den ganzen Tag, mehr als meine eigene, beschäftigt. Der Geldcours fällt unaufhaltsam (heute bis 1120 und darüber), und Theuerung und Unzufriedenheit nehmen auf eine sehr beunruhigende Weise zu. Es scheint wirklich, daß diese Dinge einen gewaltsamen Ausgang nehmen müssen. Allein ich rede doch zu viel, zu absprechend und zu heftig von den Fehlern der Regierung, welches weder klug, noch streng moralisch

ist. Nachdenken will ich der Sache reiflich, aber mich behutsamer darüber ausdrücken.

Wer ist im Stande vorauszusehen, was Österreich, ja was Europa in ein paar Jahren sein wird? — Die Unfähigkeit der Beamten, die Verderbtheit der Großen, die Schlechtigkeit der Menge sind offenbar. Die politischen Verhältnisse des festen Landes sind aufs Äußerste gespannt und verwickelt, die Noth in den meisten Ländern ist außerordentlich. Es können und werden wahrscheinlich noch schlimmere Zeiten kommen, als schon waren. — In diesen Umständen sind Vernunft, Tugend, Standhaftigkeit die beste und einzige Stütze, und Vereinfachung seiner Geschäfte und Verhältnisse ist die erste Maßregel der Klugheit.

Nachts. — Das neue Papier ist in zehn Wochen (im tiefsten Frieden) dahin gekommen, wohin das erste in zehn Jahren und während dreier unglücklicher Kriege kam. Es kann, besonders wenn die Zahlungsverlegenheiten des Staates fortdauern, in zehn weiteren Wochen vernichtet sein.

30. Mai.

Abends denke ich aufs Land zu gehen. Zum erstenmal begleitet mich mein Tagebuch dahin. Ich muß mir auch eine Lectüre mitnehmen, wozu sich ein paar Classiker am besten schicken werden. — Jetzt las ich in Kants Grundlegung. Welche tiefsinnige Wahrheit ist in diesem Werke!

31. Mai.

(Gersthof.) Morgens, halb 6 Uhr.

Pater ipse colendi
Haud facilem esse viam voluit, primusque per artem
Movit agros curis acuens mortalia corda,
Nec torpere gravi passus sua regna veterno.

Ut varias usus meditando extunderet artes

Tum variæ venere artes. Labor omnia vicit
Improbus et duris urgens in rebus egestas.

Quod nisi et assiduis herbam insectabere rastris
Et sonitu terrebis aves et ruris opaci
Falce premes umbram votisque vocaveris imbrem,
Heu magnum alterius frustra spectabis acervum,
Concussaque famem in silvis solabere quercu.

Virgil, Georgica.

Vormittags, Halb 9 Uhr. — Ich bin wieder in der Stadt, ruhiger und stärker. Auf dem Wege dachte ich an die Fortschritte der Menschen zum Guten, an die Wahrscheinlichkeit, daß die sittliche Cultur jemals allgemein werden und auch der gemeine Mann daran theilhaben werde, an die Nothwendigkeit, daß erst die Gelehrten, die Religions- und Staatsdiener, der Regent und die Vornehmen moralisch besser werden, ehe an die Besserung des Volkes, besonders aus den untersten Classen, gedacht werden kann.

Abends. — Was ist alle Sinnenlust gegen das reine Vergnügen, welches uns die Zufriedenheit mit uns selbst gewährt? Wohl hatte Sokrates recht, dem Sophisten Antiphon zu sagen: „Daß ich nicht dem Bauche, dem Schlaf und der Wollust ergeben bin, glaubst du, daß ich dazu andere, stärkere Gründe habe, als weil ich größere Vergnügungen kenne, die nicht nur durch den Genuß ergötzen, sondern auch durch die Hoffnung eines immerwährenden Nutzens? Du weißt, wer keinen guten Fortgang in seinen Geschäften spürt, empfindet keine Freude, wer aber glaubt, daß ihm sein Ackerbau, sein Gewerbe zu Schiffe, oder sonst ein Geschäft wohl von Statten geht, freut

sich und achtet sich für glücklich. Glaubst du aber, daß alle diese Dinge soviel Freude gewähren, als die Meinung, daß man selbst immer besser werde und sich gebesserte Freunde erwerbe? — und diese Meinung erhalte ich immer bei mir." — So gering auch meine Fortschritte im Guten sind, so fühle ich doch schon die Wahrheit dieser Gedanken; und unstreitig gewinnt Derjenige selbst an Vergnügen, der seine Absichten nicht auf den Genuß, sondern auf seine moralische Besserung richtet.

3. Juni.

Morgens. — Jetzt wird mir ein Mord erzählt, der heute Nachts in Gersthof begangen wurde. Die Sittenlosigkeit und Wildheit des Volkes nimmt fürchterlich überhand. Der Mensch ist ein grausames, zügelloses Thier, wenn Vernunft und Religion keine Gewalt mehr über ihn haben.

Gestern Nachts fing ich noch an den Tacitus zu lesen. Welch ein Geist! und ich habe ihn nicht gekannt.

Mittags. — Nach einer kleinen Bewegung durch die Gassen kehre ich wieder zu meinem Tacitus zurück, wovon ich die zwei ersten Bücher beendigt habe. Lange hat mich keine Lectüre so sehr angezogen; und wie viel Vergnügen verspricht sie mir erst, wenn ich künftig einmal das Original selbst lesen werde.

Abends. — Schon bin ich bis zum 6. B. der Annalen vorgerückt. Obwohl Tacitus größtentheils nur Schandthaten und Greuel beschreibt, fühlt man sich doch zu Tugendgefühlen durch diese Lectüre erweckt, da überall die ernste, treffliche Gesinnung des Schriftstellers durchleuchtet. Oft noch will ich, wenn ich Leben und Muße habe, zu diesem großen Autor zurückkehren.

Nachts. — Auch noch jetzt beschäftigt mich Tacitus, dem ich also den ganzen Tag gewidmet habe. Ich hoffe, dieß soll kein Verlust, sondern Gewinn sein; denn die Bekanntschaft mit einem so außerordentlichen Mann und Zeitalter kann meine intellectuelle und sittliche Bildung nur erhöhen. — Die weisen und tugendhaften Männer aller Zeiten (von denen Tacitus ohne Zweifel einer der vorzüglichsten war) sind meine nächsten Freunde, für die ich immer Zeit und Aufmerksamkeit übrig haben muß.

4. Juni.

Früh. — Die Geschichte der ersten Cäsaren ist die Geschichte des menschlichen Herzens; die Meisten würden in ihren Umständen geworden sein, was sie waren.

Welche Unthaten sind durch die Ausartung des Geschlechtstriebes geschehen! Fast überall und zu allen Zeiten sind die größten Greuel, Meuchelmorde und Revolutionen von Unzucht begleitet und oft verursacht worden. Durch diese Pest muß erst die Seele vergiftet und völlig stumpf gegen alle besseren Gefühle und Antriebe gemacht werden, ehe sie der Blutgier und Bosheit preisgegeben wird. — Nie hat es eine wahre Tugend gegeben ohne Keuschheit; und unter zehn moralischen Ungeheuern sind gewiß neun durch die Wollust verführt und nach und nach entmenscht worden.

Abends. — Ich habe die Annalen des Tacitus, mit Übergehung einiger kriegerischen Details zum erstenmal durchgelesen. — Es ist eine stärkende Lectüre vornehmlich durch die große Gesinnung des Geschichtschreibers und die einzelnen Blicke von Tugend und Edelmuth in einem durch Tyrannei und Knechtschaft höchst verderbten Zeitalter.

Nachts. — Statt Romane und Schauspiele hätte ich zur Zeit meiner ersten Bildung die großen Geschichtschreiber lesen und immer wieder lesen sollen. Nicht nur mein Verstand, auch mein Charakter würde dadurch gewonnen haben und früher männlich geworden sein. — Ich fahre mit den Geschichtbüchern des Tacitus fort und finde darin beinahe noch ein größeres Gemälde, als in den Annalen.

5. Juni.

Der große Geist des Tacitus, die Stärke seiner Vorstellung, die Schärfe des Urtheils, der feste Sinn und gehaltene Vortrag — alle diese Vortrefflichkeit geht gleichsam aus seinen Schriften in die Seele des Lesers über. Ich empfinde die Unwürdigkeit meines vergangenen Lebens und einen lebhaften Trieb, mich durch Mäßigkeit, Ernst und Arbeit noch in späteren Jahren zu einem nützlichen, ruhmwürdigen Mann zu machen.

Morgens. — Ich las in Müllers allgem. Geschichte den Abschnitt über die Cäsaren wieder und seine Bemerkungen über die Quellen der römischen Geschichte. Auffallend ist sein kaltes Lob des Tacitus; er scheint den Plutarch viel höher zu achten. Auch möchte er der stoischen Philosophie gern Allerlei zur Last legen; „sie hätte die Leidenschaften nicht unterdrücken, nur leiten sollen." — Wie seicht! Was der erhabenen Lehre der Stoiker noch fehlte, hat Kant anders gezeigt.

Sitten — Sitten — Sitten! Wollt Ihr die Menschen retten (auch vor leiblichem Untergang), so gebt ihnen gute Sitten! Und kein Theil der Sitten ist folgereicher für die Gesellschaft, als das Verhältniß der Geschlechter. Von den alten Deutschen sagt Tacitus: „Niemand scherzt da mit dem Laster; und verführen und verführt werden, heißt da

nicht Lauf der Welt." — „Spät schmeckt der Jüngling der Liebe Heimlichkeiten, und darum bleibt unerschöpft seine Manneskraft. Auch mit den Mädchen eilt man nicht. Gleiche Jugend, gleiche Größe, gleiche Kraft vereinigt sie, und in den Kindern spiegelt sich der Eltern Stämmigkeit." — „Die entehrte Dirne erhält nie Verzeihung; nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichthum kann einen Mann ihr auffinden." — „So leben die Eheweiber, nicht durch Schauspiele, nie durch wollüstige Gastereien aufgereizt, in bewährter Keuschheit. Ehebruch ist äußerst selten, und seine Strafe unverzüglich." — Und dann ganz vortrefflich: „Noch zweckmäßiger handeln die Völkerschaften, wo nur Jungfrauen heirathen und wo Wunsch und Hoffnung Frau zu sein mit einemmal erfüllt ist. So bekommen sie einen Mann, wie einen Leib und ein Leben, damit ihnen kein Gedanke ins Weite hinaus, keine Begierde für die Zukunft übrig bleibe und sie nicht die Ehe mehr als den Ehemann lieben lernen." — Dasselbe gilt auch umgekehrt vom Manne. Wenn das Geschlechtsverhältniß jemals sittlich werden soll, müssen ganz andere Ansichten von dem, was darin erlaubt und unerlaubt, ehrenvoll und schändlich ist, herrschend werden.

Nachts. — Ich fing an, den Montaigne (das letzte Capitel) zu lesen und lerne darin einen mir neuen, seltenen Geist kennen. Einige sehr sinnliche, auf moralischen Indifferentismus abzielende Stellen machten mich ziemlich stutzig. Aber der Mann hat auch löbliche Maximen, große Aufrichtigkeit und eine Entschlossenheit, die bei so viel Skepsis überaus merkwürdig ist.

7. Juni.

Montaigne ist ein guter Beobachter und ein Mann von trefflichem Temperament; aber seine Moral scheint ziemlich locker, und seine Philosophie eine Mischung von

Epikurismus und Cynismus zu sein. Offenbar hat er sehr großen Einfluß auf die Lehrsätze der späteren Popularphilosophen, sowie auf die Romanschreiber und also auf den ganzen Zeitgeist gehabt.

8. Juni.

Im II. Buche, Cap. 31 sagt Montaigne manches Gute über den Zorn. Man sieht, daß dieß eine Leidenschaft war, die er in sich selbst zu bekämpfen suchte. — Nicht so mit der Geschlechtsliebe, zu deren Beschönigung er eine Menge Sophismen anführt und zu der seine Histörchen und Raisonnements nur allzu oft anreizen.

10. Juni.

Mittags. — Man könnte die Herrschaft der Begierden und Leidenschaften unter den Menschen den Götzendienst, und Sittlichkeit und Vernunft den Dienst des wahrhaftigen Gottes nennen. In der That sind die alten und neuen Götzen aus der Begierlichkeit der Menschen entstanden, und die vernünftige Religion hat sich nur aus den sittlichen Begriffen entwickelt.

Abends. — „Wohlan, es ist Zeit von hinnen zu gehen, für mich um zu sterben, für euch noch zu leben! Wer von uns dem bessern Theil entgegengeht, das ist Allen verborgen, außer Gott." — Dieß waren nach Platon die letzten Worte des Sokrates vor seinen Richtern. Nichts kann edler sein, als der letzte Theil seiner Apologie bei Platon; denn der Anfang enthält zu viel Spitzfindiges und ist zum Theil langweilig.

Ich las den Kriton des Platon und fange jetzt den Phädon an. Das ist die Lectüre, bei der die Seele und ihre guten Vorsätze gedeihen! — Auch Platon, diesen außerordentlichen Geist, habe ich bisher nur vom Namen gekannt.

11. Juni.

Morgens. — Meine Neigung zum Lesen fängt an überwiegend zu werden; ich muß sie also mäßigen, jetzt umsomehr, da meine ökonomische Lage die größte Aufmerksamkeit fordert. Nur den näheren Umgang mit Sokrates will ich inzwischen fortsetzen und deßhalb die Hauptdialoge des Platon lesen.

Ich habe Platons Phädon geendigt. Die Charakteristik des Sokrates ist darin vortrefflich, und die Überzeugung, womit der Weise spricht, ungleich fähiger, den Glauben an Unsterblichkeit zu erwecken, als die Beweise selbst, die viel leere Spitzfindigkeiten enthalten.

Nachts. — Über die verächtliche Weltklugheit, welche den Antheil, den wir am Überirdischen nehmen, Schwärmerei nennt! Alle Lust, Ehre, Macht der Erde sind Tand. Nichts hat einen Werth an sich, als Vernunft und Tugend, und die Idee der Gottheit ist das Einzige, dem wir mit Eifer nachstreben sollten.

Mit Theilnahme und Freude suche und begegne ich im Alterthum und bei berühmten Männern dem Glauben an Sittlichkeit, Gott und Unsterblichkeit. Sokrates und Platon waren zum Erstaunen weit in der Ahnung der alleinigen Wahrheit. — Die Zuversicht, mit der Sokrates von der Unsterblichkeit spricht, beweist mehr für sie, als seine Beweisgründe. Es ist der moralische Glaube, den alle wahrhaft guten und reinen Menschen immer gehabt haben.

12. Juni.

(Gersthof.) Nachts, 11 Uhr. — Eine artige Musik in der Nachbarschaft hält mich wach. Die Künste sind doch auch ein großer Zweck der Menschheit, nur müssen sie von der Weisheit geleitet und angewendet werden.

13. Juni.

Ein überaus schöner Morgen, wie auch die Nacht war. Es ist heute Frohnleichnamsfest. Jedermann ergeht und erbaut sich nach seiner Weise. Ich aber will hinausgehen in den großen Tempel Gottes, mich zu sammeln und mein Herz zu erwärmen.

Nein, nicht unser Wohlbefinden ist es, wonach wir trachten sollen, sondern die Reinigung und Besserung unseres Willens. „Eigene Vollkommenheit, fremde Glückseligkeit," — nicht das eigene Glück, über das wir noch dazu nie mit uns selbst einig sind, — soll unser Endzweck sein. — Nichts ist so wahr, nichts heiliger, als diese Lehren; jeder Schritt, um den wir uns von ihr entfernen, führt uns zu Irrthümern, Thorheiten und endlich zu Lastern.

Gebt nur einer einzigen Neigung nach, gestattet euch nur eine Ausnahme von der Strenge der Pflicht: und der ganze Schwarm der Lüste und Leidenschaften stürzt auf euch ein! — Der Widerhaken der bösen Lust steckt in der Seele. Wie treffend ist dieses Bild! Wie oft fühlte ichs in meiner eigenen Brust!

14. Juni.

Nachmittags. — Ich las Platons Gastmahl, das besonders am Ende viel Interessantes zur Charakteristik des Sokrates enthält.

Nachts. — Ich lese Platons Republik. Das zweite Buch enthält vortreffliche Sachen, besonders eine meisterhafte historische Entwicklung des Staates und seiner Einrichtungen. Manche Ideen über die Staatswirthschaft scheinen so deutlich, als Adam Smith's seine, sowie die reine Darstellung des Gerechten an Kant erinnert. — Und wie sinnreich ist die Fabel von dem Ring des Gyges!

Wie wenig, wenn man auf das Moralische sieht, sind die Menschen seit Sokrates und Platon (also seit 2200 J.) vorwärtsgegangen! Auch die Fortschritte der Staats- und Regierungskunst sind unbedeutend; und doch haben Mathematik, Naturwissenschaft, Erdkunde und Astronomie so ungemein zugenommen. Hätten die Griechen unsere Erfahrungskenntnisse gehabt, sie würden uns nichts zu erfinden übrig gelassen haben, und ihre Sittenschulen hätten es wahrscheinlich uns noch ungleich zuvor gethan.

15. Juni.

Morgens. — Am Ende des zweiten Buches der Republik, welches gegen die Dichter gerichtet ist, kommen sehr würdige Begriffe von der Gottheit vor. Homer wird da und im dritten Buche scharf getadelt wegen der kindischen und unsittlichen Vorstellungen, die er von den Göttern und selbst seinen Helden macht. — In der That ist die moralische Ansicht der Dichtkunst Etwas, das die neuere Kritik sehr vernachlässigt hat.

Wie den Dichtern verbietet Platon auch den Musikern und bildenden Künstlern das Unsittliche, Wollüstige und Unedle. — Unter der Gymnastik wird auch Koch- und Arzneikunst mitbegriffen, worin ebenfalls die höchste Einfachheit empfohlen wird. Kränkelnde Menschen, die auch keine gesunden Kinder zeugen können, müsse man, meint Platon, sterben lassen und nicht zu ihrem und des Staates Nachtheil erhalten.

Nachts. (Gersthof.) — Ich lese Horazens Oden. Es ist ein schöner Geist, so edel und liebenswürdig, als man ohne hohe Weisheit und Tugend sein kann.

18. Juni.

Morgens. — Ich habe Platons Republik großentheils beendigt. Es ist ein höchst wichtiges Werk und

voll von Schönheiten. Ganz vortrefflich sind die Schilderungen der fehlerhaften Staatsverfassungen und der damit verglichenen menschlichen Charaktere.

Mittags. — Wenn die Cultur des Geistes einer der Zwecke meines Daseins ist, so habe ich in den letzten drei Monaten doch Fortschritte gemacht, erstlich in der Kenntniß meiner selbst und dann durch die Bekanntschaft mit so großen Geistern, als Sokrates, Platon und Tacitus. Nur in der Cultur des Willens — was freilich die Hauptsache ist — bin ich eher zurück- als vorwärtsgegangen.

19. Juni.

Morgens. — Dem Papiergeld scheint eine Katastrophe zu drohen; der Cours ist auf 1300. Ich muß nun dieser äußerst wichtigen Angelegenheit meine ganze Aufmerksamkeit widmen.

Mittags. — „Wenn meine Seele einen festen Ruhepunkt finden könnte (sagt Montaigne, B. III., C. 2.), so würde ich nicht mehr tappen, sondern mich entschließen; aber so ist sie noch immer in Lehrjahren und auf der Probe." — Ich habe diesen Ruhepunkt gefunden; es kommt nur auf die Beharrlichkeit im Entschlusse an.

Nachts. — Um den Tag würdig zu beschließen, will ich noch den Artikel: Sokrates in Anacharsis Voy. lesen. Immer kehre ich mit neuer Liebe zu diesem Weisen — den auch Montaigne überaus hochschätzte — zurück.

21. Juni.

Täglich sehe ich das Sinnbild der Festigkeit, den Polarstern, gerade vor mir aus meinem Schlafzimmer. Sollte in mir nichts eben so Festes sein? — Ich will dieß Zeichen zum Symbol meines Lebens machen.

22. Juni.

Morgens. — Man kann im Schlafe schwelgen, wie in anderen Genüssen. Die Alten führen ihn daher oft an, wenn sie der sinnlichen Ausschweifungen erwähnen. Fünf, höchstens sechs Stunden Schlaf scheinen im gesunden Zustande vollkommen genug zu sein.

Mittags. — Die Katastrophe des öffentlichen Credits scheint nahe zu sein.

24. Juni.

Ich war in der Josefstadt und ging dann bei meinem und meiner Familie ehemaligen Häusern vorbei. Das meinige besonders sieht sehr artig aus. — Ich wäre nach dem jetzigen Maßstab ein wohlhabender, beinahe ein reicher Mann, wenn ich mir diese Besitzungen erhalten hätte.

25. Juni.

Mittags. — Es ist abermals ein Patent als Vorläufer der Einlösungsscheine herausgekommen. Das Gouvernement scheint also diese Valuta erhalten zu wollen. Wenn der Cours eine Zeit lang stehen bleiben oder etwas zurückgehen könnte, so möchte dieß (auf ein oder zwei Jahre) auch wohl möglich sein. Am Ende aber wird die neue Valuta doch ebenso gewiß fallen, als die alte.

Abends. — Ich blättere im Montaigne, III. B. 9. Cap. Von der Eitelkeit. — „Das Kritzeln und Schmieren kommt mir als ein Zeichen eines verderbten Jahrhunderts vor. Überdem, daß Geistescultur in einem Staate nicht gerade Cultur der Lebensweisheit ist, so entsteht dieser geschäftige Müßiggang daher, weil sich jeder mit den Pflichten seines Berufes nur nebenher abgibt und solche liederlich treibt."

Welch ein liebenswürdiger Mensch ist Montaigne doch mit allen seinen Schwachheiten!

Als ich dieß Tagebuch anfing, war strenger Winter; jetzt ist es hoch im Sommer, und wie viel hat die Erde und die ganze organische Natur schon seither gearbeitet! Beschämt sehe ich dagegen auf mein kümmerliches Tagewerk zurück. — Aber die Natur schreitet nun wieder rückwärts; ich kann und soll vorwärtsgehen. Nur Fassung, mein Freund! Wiewohl spät, wirst du doch noch dein Ziel erreichen.

Nachts. — Wie viel unnütze, ja schädliche Sorge hat mir die Valuta gemacht! Die Einlösungsscheine sind jetzt ungefähr da, wo vor einem Jahre die Bancozettel waren.

26. Juni.

Morgens. — Ich stieß noch gestern Nachts auf eine überaus treffende Stelle im Montaigne (B. III., C. 9.). „In me omnis spes est mihi“ (Terentius. Adelphi III. 9). — Es ist wirklich etwas Elendes und Gefährliches, von Anderen abzuhängen. — Ich bestrebe mich, es immer höher zu bringen, theils in Rücksicht auf Muth, welches das Beste ist, theils in Rücksicht auf Glück, um Etwas zu finden, worauf ich fußen kann, wenn mich sonst Alles verlassen sollte. — Könnte ich sagen, wie er: „O wie danke ich meinem Gott, daß es ihm gefallen hat, mir aus seiner Hand unmittelbar Alles zu verleihen, was ich habe, und daß er mich bloß allein zu seinem Schuldner behalten hat!“ — „Glückselige Freiheit, die so weit mich führte; möge sie es auch noch fernerhin thun!“

Nachts. — Es ist ungeheuer, was jetzt in wenigen Monaten, Wochen, ja Tagen verloren und gewonnen wird. Ob ich die Verluste, die ich in den letzten 10 Jahren erlitt, überstehen werde, weiß ich nicht. Aber ich will mich möglichst in Ordnung zu halten suchen.

Ich betrachte das Symbol meines künftigen Lebens, den Polarstern. Fest, wie er, möchte ich sein, und da er mich täglich an das mahnt, was ich sein soll, so hoffe ich es zu werden.

30. Juni.

Alle meine Vermuthungen in Betreff des Courses treffen ein; warum habe ich gleichwohl nicht darnach gehandelt? Nur in der Zeit hat der Erfolg meine Erwartungen übereilt.

1. Juli.

Was macht mich vergnügt und glücklich? — Die Ruhe des Gemüths, die Einigkeit mit mir selbst, Befreiung von Furcht und Schmerz, — meistens auch ein mäßiges Mahl bei dem Gefühl von Gesundheit und die Reflexion über diese behagliche Stimmung, welche die Einsamkeit nach einer kurzen Zerstreuung so schmackhaft macht.

3. Juli.

Nachts. — Soeben tritt mein Gestirn aus einer leichten Wolke hervor. Seit wenig Stunden sehe ich die Lage aller anderen Sterne um ihn verändert; nur er selbst steht fest in ewiger Ruhe. — So im Moralischen: die Idee der Gottheit außer uns und in uns der Wille.

4. Juli.

Morgens. — Ich habe mein Tagebuch vom vorigen Quartal durchgeblättert. Das Streben des Geistes war in diesem Zeitraum mehr auf das Ideale, als auf die Wirklichkeit gerichtet. Desto stärker contrastiren die Momente, in denen die Gegenwart überwog. — Die nächsten drei Monate werden mehr in äußerer Thätigkeit dahingehen.

Mittags. — Es ist so wenig Befriedigung im Genuß; es liegt so viel Glückseligkeit im Entbehren und in der Erfüllung seiner Pflichten!

5. Juli.

Nachmittags. — Der Cours ist auf 300 und darunter gefallen. — Im Ganzen bleibt jedoch der Grundsatz immer wahr: der Cours muß sich so lange verschlimmern, bis er mit Nichts endigt.

Nachts. — Die natürlichen und offenen Verhältnisse sind die besten. Aber es gibt Umstände, welche die Offenheit thöricht machen. Da kann nur ein starker Verstand und Charakter gut machen, was an sich fehlerhaft ist.

Was wir sein sollen und was wir sind, — wie unendlich ist das verschieden! Und doch wer diesen Unterschied deutlich erkennt und nie aufhört, ihn im Auge zu behalten, — der muß endlich werden, was er sein soll. Die Selbstkenntniß allein führt zur echten Weisheit und Tugend!

7. Juli.

Potentissimus est, qui se habet in potestate. Diese Wahrheit behalte stets im Auge! Sei eifersüchtig auf die äußere Freiheit, noch mehr aber auf die innere!

8. Juli.

Ich bin ziemlich heiter geworden. — Ewig wäre es schade, wenn so viele gute Anlagen (jeder Mensch hat deren), wenn so viel Cultur und Verstand, als ich mir erwarb, ohne Erfolg und Früchte bleiben sollten. — Erhalte dich selbst! Du bist gewiß noch zu etwas Besserem bestimmt.

10. Juli.

Mittags. — Der Cours ist auf 250 und darunter gefallen, noch schneller beinahe, als er stieg. Sollte er sich auf diesem Stande halten oder selbst noch tiefer gehen, so hätte ich mich in meinen Erwartungen sehr getäuscht; geht er aber wieder in die Höhe, so geschieht nur, was ich schon bei dem ersten Zurückweichen für sehr möglich hielt.

Abends. — Montaigne ist ein großer Freund der Rüstigkeit und scheint seiner Nonchalance ungeachtet selbst ein sehr rüstiger Mensch gewesen zu sein. — In der That ist der Mensch ein elendes Wesen, wenn er das Leben nicht leicht und entschieden nimmt. Nur das Laster muß man fürchten; Tod, Krankheit, Armuth, selbst unverdiente Verachtung sind nicht werth, daß sie uns in Unruhe versetzen. Man muß Schmerz und Leiden schnell abschütteln und selbst das Vergnügen nur im Fluge genießen.

11. Juli.

Wie man von dem Guten abweicht, kommt gleich das Böse von allen Seiten sich unser zu bemächtigen. Die löblichen Gewohnheiten verlassen uns, und wie Kinder müssen wir wieder lernen, was wir leichtsinnig und schnell vergaßen. — Wenig Schlafen und Frühaufstehen kann nur bei Nüchternheit und Mäßigung statthaben. — Es gibt nur eine Tugend und diese besteht im Kampf mit den Lastern, die dagegen in einem ewigen Bunde sind.

Das Größte muß man sich vorsetzen, wenn man auch nur ein Kleines erreichen will. Nüchtern und mäßig wie Sokrates, standhaft wie Cato, entschlossen und rastlos wie Cäsar, — so sollst du werden.

13. Juli.

Es ist abermals ein Börsereglement erschienen, das sogleich nachtheilig auf den Cours wirkte. Montag soll ein Hauptpatent erscheinen mit den Feierlichkeiten des ersten. Was wird aus allen diesen verkehrten Anstalten noch herauskommen?

14. Juli.

Die zunehmende Thätigkeit in meinen Geschäften ist ein mich aufmunterndes Ereigniß. Ich habe eine ungeheuere

Aufgabe aufzulösen. Aber Entschlossenheit, Muth, Beharrlichkeit haben tausendmal ungleich schwerere Dinge in der Welt ausgeführt. Was der Ehrgeiz, die Habsucht, ein wenig Verstand und Ordnungsliebe so vielen Menschen möglich machen, sollte dir bei so großen und edlen Antrieben nicht möglich sein? — Der Hang zur Trägheit, die Gewohnheit der Unordnung müssen überwunden werden; die äußeren Hindernisse sind dann leicht zu heben.

15. Juli.

Nachmittags. — Das Patent, eine bloße Kundmachung von der ersten Ausgabe der Einlösungsscheine, ist mit seiner ganzen Heimlichkeit nichts als ein albernes Abderitenstückchen, das den nahen Untergang der Finanzen unabsichtlich ankündigt; denn unmöglich können die Finanzen eines von solchen — Köpfen regierten Staates lange mehr bestehen.

Abends. — Der aufs Neue steigende Cours (eine Folge der immer allgemeiner werdenden Überzeugung von der Nullität aller Creditanstalten des Staates) beweist die Richtigkeit meiner Ansichten. Die Einlösungsscheine werden in wenig Monaten noch einmal so schlecht sein, als jetzt. Man wird genöthigt sein, sie zu vervielfältigen, oder man wird das ganze Papiersystem aufgeben müssen. Eine Realität, die jetzt um 20 m. f. in C. S. bezahlt wird, muß sonach schon in einigen Monaten 30 m. f. und mehr gelten. —

Ein ruhiger und denkender Geist findet überall Gelegenheit sich zu beschäftigen nnd zu erbauen.

Es ist eine herrliche Abenddämmerung. Die größeren Sterne sind bereits sichtbar, und darunter glänzt in stiller, sinnvoller Ruhe mein eigenes Gestirn. Nach tausend und tausend Jahren — wenn unser Planet so lange von

Menschen bewohnt ist — wird noch irgend Einer meiner Gattung diesen Stern mit denselben Empfindungen betrachten und sich, wie ich, an seinem Anblick stärken.

16. Juli.

Wie herzerhebend und erfreulich ist die Bahn der Tugend! Von Tag zu Tag, von Augenblick zu Augenblick sehen wir das höchste Ziel mit erneuerter Glorie vor uns aufgerichtet und fühlen die Kräfte, die erst zu schwinden schienen, wachsend sich erneuern und verdoppeln. Mit den Schwierigkeiten wachsen Muth und Hoffnung, in Kampf und Übung finden wir Genuß und Lohn. Nur vorwärts ist unser Blick gewendet; und ob wir auf halbem Weg oder im Auslaufen untergehen, so haben wir doch unseren Zweck erreicht, wenn nur die gute Gesinnung und das Bewußtsein unserer Absichten uns nie verlassen.

20. Juli.

Die natürlichen, einfachen Verhältnisse des Lebens: Die Ehe, die Familie, Freiheit unter Gesetzen, Treue und Glauben in Geschäften, redliche Freundschaft sind es, worauf eigentlich aller wahrhaft menschliche Werth und Vorzug beruht. Wissenschaft und Kunst sind nur Blüthen des Geistes; was wir thun und leiden, das sind seine guten oder bösen Früchte.

21. Juli.

(Gersthof.) 9 Uhr Abends. — In meiner Nachbarschaft macht man abscheuliche Musik. Was ein paar gedankenlose Menschen hundert klügeren selbst durch ihre arglosen Vergnügungen für Verdruß verursachen! — Ich habe das Singen, Leiern und Musiciren immer gehaßt.

25. Juli.

Ich las in der geheimen Geschichte Katharinens II., worin sich doch manches Interessante und mir Unbekannte

befindet. — Ein außerordentliches Weib war sie allerdings, und wie viel fehlt noch, daß die unbeschränkteste Macht sie so verrucht gemacht hätte, als die römischen Cäsaren! Aber da ist auch kein Zug von Moralität, — die überhaupt das Seltenste in öffentlichen Charakteren ist.

26. Juli.

Mittags. — Ich bin ziemlich ernsthaft krank. Heute Nachts glaubte ich in der That in großer Lebensgefahr zu sein. Die größte Besorgniß ist vorüber; doch werde ich eine ordentliche Cur nöthig haben.

Nachmittags. — Montaigne zerstreut und erbaut mich wechselweise. Es war eine aufrichtige Seele!

27. Juli.

Meine Gesundheit bessert sich. — Montaigne unterhielt und zerstreute mich wieder in verschiedenen Stunden des Tages. Seine Ehrlichkeit macht Alles gut, was sonst nicht lobenswerth an ihm ist. — Die Methode sich selbst darzustellen ist vortrefflich; und ein strengerer Charakter, der sich auf dieselbe Weise schilderte, müßte viel Gutes stiften.

28. Juli.

Vormittags. — Ich hatte vielerlei Besuche. Ein Kranker ist ein Centrum für Müßiggänger aller Art.

Die Selbstkenntniß ist der Weg zur Herrschaft über sich selbst, wenn sie auch nicht immer wirklich dazu führt. — Montaigne ist in einem Punkte wenigstens ein Beispiel vom Letzteren. — Spiegle dich daran, so wirst du einen Vorzug vor ihm haben, der Manches seiner Talente aufwiegt!

Der Gedanke, dereinst Betrachtungen über mich und den Menschen überhaupt zu schreiben und bekannt zu machen, hat viel Reiz für mich. Aber ehe in meinem Gemüth, in meinem Leben und meinen Vermögensumständen mehr

Ordnung und Festigkeit ist, ziemt es sich nicht, daß ich davon spreche und Andere belehre, während ich selbst der Lehren noch so sehr bedarf.

Nachmittags. — Collin soll gestorben sein. Ich habe nun schon so Viele: Freunde, Gegner und mir Gleichgiltige in scheinbar voller Gesundheit und Stärke plötzlich verfallen und sterben sehen, während ich und andere Schwächlinge sich erhalten. — Doch wer weiß, wann meine Stunde schlägt!

29. Juli.

Mittags. — Ich habe im Plutarch das Leben des jüngeren Brutus und des Pelopidas gelesen; jetzt las ich in Anacharsis Reisen die Geschichte des Epaminondas und will noch das Leben des Agesilaus nachfolgen lassen.

Nachmittags. — Auch das Leben des Agesilaus habe ich flüchtig durchgelesen. — Welch ein Verlust, daß wir Plutarchs Epaminondas nicht mehr haben! — Ich will diesen wahrhaft großen Mann (den Ersten der Griechen nächst dem Sokrates, wie es scheint) so genau kennen lernen, als es die mangelhaften Urkunden gestatten.

30. Juli.

Schön und herzerhebend ist die Heldenzeit der Griechen, des Miltiades und Aristides, des Leonidas und Themistokles und späterhin des Pelopidas und Epaminondas; aber wir haben Jeder unsere Heldenzeit, wenn wir unsere sittliche Freiheit gegen die Angriffe und die Tyrannei der Laster behaupten. — Herkules hatte keine größeren und schwereren Arbeiten zu verrichten, als jeder Mensch, der seine ganze Pflicht und nichts als seine Pflicht thun will.

31. Juli.

Wenn es keine andere Strafe für Übertretungen und Laster gäbe, als das Bewußtsein derselben, so wäre ein

Mensch, der nicht ganz verhärtet ist, schon dadurch bestraft genug. Aber statt einer sind tausend Strafen über den Sünder verhängt.

1. August.

Ich fühle mich ziemlich wohl; auch dießmal scheint der Strafengel an mir vorbeizugehen.

2. August.

Morgens. — Ich habe das Leben des Kleomenes (Nachfolger des Agis) im Plutarch gelesen, eines überaus edlen, nur etwas romanhaften Charakters. Das Verhältniß mit seiner Frau, der schönen Witwe des Agis (der Agiatis) ist von Plutarch sehr zart und anziehend dargestellt.

Abends. — Nach einem kurzen Spaziergang fing ich die Ethik des Aristoteles zu lesen an.

3. August.

Morgens. — Oft muß ich zu guten theoretischen Anweisungen der Tugend zurückkehren, um meine moralischen Begriffe immer mehr auszubilden und mich in den Grundsätzen des Guten zu bestärken. Ich will von den Alten den Aristoteles und Cicero, von den Neueren den Hutcheson und Ferguson nächstens zu lesen trachten. Der wichtigen moralischen Schriften sind so viele, daß ich, um in einer mich so nahe angehenden Literatur nicht zurückzubleiben, immer ein paar, die ich gar nicht oder zu wenig kenne, zur Hand haben muß.

Abends. — Philosophie und Geschichte sollen meine Muße theilen. In der Letzteren will ich vorzüglich die Beispiele von Tugend, Seelenstärke und Edelmuth aufsuchen und daher das Leben wahrhaft großer Männer zu meinem besonderen Augenmerk machen. — Soeben las ich den Epaminondas des Cornelius Nepos, welchen Schriftsteller ich auch der Sprache wegen immer zur Hand haben will.

Ehe ich ans Schreiben gehen kann — wenn es mir anders noch bestimmt ist, fürs Publicum zu schreiben — müssen nicht nur mein Gemüth und Charakter völlig ausgebildet, sondern auch meine äußeren Umstände geordnet sein. Ich muß unter den Alten den Platon, Aristoteles, Xenophon, Plutarch, Thucydides, den Cicero, Livius, Sallust, Cäsar, Tacitus, Seneca, Epiktet (nebst den großen Dichtern), unter den Neueren den Machiavell, Hobbes, Rochefoucauld, Hume, Montaigne mehr als einmal gelesen und die großen wissenschaftlichen Geister (Bacon, Kopernikus, Galilei, Newton, Kepler, Leibnitz, Locke, Kant rc.) wenigstens kennen gelernt haben.

4. August.

Das Leben des Phocion im Plutarch gehört zu dem Belehrendsten und Erbaulichsten. Es stellt ihn als eine wahrhaft starke und edle Seele dar. — Mit diesen großen Vorbildern der Tugend muß ich vertrauter werden, als mit meinen Hausgenossen.

In diesem Jahre will ich mich in der Geschichte vornehmlich auf die Griechen und Römer beschränken. Außer den Alten selbst, denke ich nur ein paar neue allgemeine Werke über diesen Theil der Geschichte zu lesen. Zur Einleitung und auch zur Orientirung in der allgemeinen Geschichte vorzüglich Müller. — Ich will mich nicht in das Detail der Begebenheiten verlieren. Anacharsis Reisen ziehen mich wenig an. —

Die Übersicht der früheren Geschichte Griechenlands und Roms im Müller ist vortrefflich. Ich werde sie oft wieder lesen.

5. August.

Die Geschichte des Herodot, die ich zu lesen anfange, ist so märchenhaft, daß man sie vielmehr ein

Gedicht nennen könnte. Aber in Betracht der Sitten und der Meinungen des Autors selbst ist sie doch sehr lehrreich und durch den mannigfaltigen Inhalt ungemein anziehend.

6. August.

Morgens. — Herodot unterhält und belehrt mich; er heißt doch mit Recht der Vater der Geschichte. Wir wüßten von der ältesten Geschichte ohne ihn beinahe gar nichts.

Die Reihe, in der ich die alten Geschichtsschreiber lesen will, ist folgende: Herodotus, Thucydides, Xenophon, Arrianus und Curtius, Diodor von Sicilien; dazwischen Plutarch und Nepos. — Livius, Polybius, Sallustius, Cäsar, Dionysius v. Halicarnaß, Vellejus Paterculus, Tacitus, Suetonius, Dio Cassius; dazwischen den Aulus Gellius und Athenäus, die Briefe des Cicero und Plinius, des älteren Plinius, Strabo, Mela und Pausanias. — Das ist Lectüre genug für dieß und das ganze folgende Jahr; besonders wenn ich daneben den Platon, Aristoteles, die philosophischen Schriften des Cicero, Plutarch und Seneca, den Epiktet und Marcus Aurelius und die didactischen Dichter nicht vernachläßigen will.

Die Tugend, die Vernunft, das wahrhaft Große und Edle im Menschen will ich in der Geschichte aufsuchen. Mich selbst will ich dadurch vernünftiger, besser, starkmüthiger machen.

Mittags. — Das größte Verdienst um die Menschheit ist, ein Beispiel vollkommener Tugend in seinem eigenen Leben zu geben, das nächste hiernach, es würdig zu beschreiben. — Sokrates, Aristoteles, Epaminondas, Phocion haben durch ihr Beispiel mehr Gutes gethan, als alle bloß theoretischen Moralisten zusammengenommen.

Abends. — Ich blättere mehr im Herodot, als ich darin lese. Dieß großentheils märchenhafte Detail ist für den Geographen und Antiquar interessanter, als für den moralischen Geschichtsforscher.

Nachts. — Ich will den Tag mit der Lectüre von Virgils Leben beschließen. — Diese Abwechslung darf ich mir erlauben.

7. August.

Der Charakter des T. Pomponius Atticus, wie ihn Corn. Nepos darstellt, ist einer der schönsten und seltensten in der Geschichte: — ein vollkommen kluger, im Privatstande großer und weiser Mann. — Itaque hic fecit, ut vere dictum videatur: sui cuique mores fingunt fortunam. Neque tamen prius ille fortunam quam se ipse finxit, qui cavit, ne qua in re iure plecteretur. Cap. XI. — Tacitus macht dieselbe Bemerkung über einen ähnlichen Charakter, der sich unter den blutdürstigen Cäsaren durch seine weise Mäßigung erhielt. — (Annal. L. XIV. Cap. 47.) — Dieß ist noch nicht die Bemerkung, die ich meine, aber im 16. Buch der Annalen (Cap. 21—35) kommt die Anklage und Verurtheilung des jüngeren Thrasea, des Soranus und dessen Tochter Servilia vor, welche eine der schönsten und pathetischesten Stellen im Tacitus ist.

8. August.

Morgens. — Für Dichter und unterhaltende Schriftsteller ist Herodot eine Fundgrube. Er ist voll von den seltsamsten Geschichten, Sitten und Meinungen, aus denen der Witz viel machen kann. Vom siebenten Buche an, welches den Zug des Xerxes beschreibt, wird Herodot interessant; ich denke ihn also von da an ganz zu lesen.

Nachts. — Die Persönlichkeit des Herodot ist merkwürdiger, als seine Geschichte. Die Begriffe und Ansichten eines Einzelnen aus so hohem Alterthum zeugen den Stand der Cultur überhaupt, den die Menschen bis dahin erreicht hatten.

9. August.

Morgens. — Ich bin bis zum neunten Buch des Herodot fortgerückt, mit dem ich heute noch zu Ende kommen werde. Morgen will ich dann den Thucydides anfangen. — Geist und Gemüth werden durch solche Lectüre gestärkt.

Was du von den Griechen und Römern für dein Privatleben lernen kannst? — Dasselbe, was die Staaten und ihre Anführer: — daß Weisheit und Tugend, Muth, Vorsicht und Beharrlichkeit alle Hindernisse überwinden und den Menschen allein frei und glücklich machen.

Nachts. — „Das erste Blatt des Thucydides ist der Anfang der Weltgeschichte," — sagt Hume irgendwo, und ich bin lebhaft von der Wahrheit dieses Urtheils getroffen, indem ich von dem märchenhaften Herodot zu diesem großen Geschichtsschreiber übergehe. — Welch ein ungeheuerer Fortschritt von der Kindheit der Kunst zu ihrer männlichen Reife in einem Menschenalter!

10. August.

Sei standhaft, mäßig, klug! Übe alle Tugenden, die du an den großen Vorbildern in der Geschichte kennen lernst, in deinem wenn auch kleinen Wirkungskreise! In deinem Hause, in deinem Geschäft ist dein Athen, Sparta und Rom.

12. August.

Böttiger ist hier; ich will seine Theilnahme festzu-

halten suchen. Bei meinen jetzigen Absichten auf das Ausland kann er mir nützlich sein.

13. August.

Morgens. — Das Leben des Themistokles im Plutarch, das ich soeben las, wird mir nach der Lectüre des Herodot und Thucydides nun erst recht genießbar. Ohne Zweifel war er einer der größten Geister des Alterthums.

Nachts. — Ich las den Perikles des Plutarch, eine seiner schönsten Lebensbeschreibungen. Ganz vortrefflich sind die einleitenden Betrachtungen. Plutarch ist gewiß einer der liebenswürdigsten Schriftsteller und edelsten Menschen, die jemals gelebt haben. Es ist unmöglich, wärmer und anziehender von der Tugend zu sprechen.

14. August.

Ich lese das vierte Buch des Thucydides. Wie lehrreich ist die Geschichte auch für den Privatmann! — Der Mensch ist sich immer und überall gleich.

15. August.

Morgens. — Heute ist Napoleonstag. Wie schnell sind die zwei Jahre vergangen, seitdem er hier gefeiert wurde!

Abends. — Ich unterbreche die Lectüre des Thucydides, um den Diodor von Sicilien über den persischen Krieg und die weiteren Begebenheiten bis auf das Zeitalter des Thucydides nachzulesen. — Im vierten Buch des Letzteren macht der edle Brasidas eine prächtige Figur.

Nachts. — Schon sehne ich mich wieder zu Thucydides zurück. Welch ein Abstand von ihm zu dem gemeinen Diodor! — Äußerst fade ist die Declamation über die Aufopferung des Leonidas und seiner Spartaner. Und wie kindisch ist die Rivalität, seinen Landsleuten und Gelon

in dem wahrscheinlich großentheils erdichteten Kriege mit den Karthaginensern den Vorrang vor den Griechen verschaffen zu wollen!

16. August.

Ungeachtet seiner Declamationen, seiner wenigen Kritik und schlechten Erzählungsart ist Diodor (in Ermanglung Besserer) ein sehr schätzbarer Schriftsteller. Auf die Zeitrechnung scheint er viel Fleiß verwendet zu haben; und seine synchronistische Geschichte ist doch das erste allgemeine historische Werk der Alten.

Im 12. Buch des Diodor findet sich eine Abschweifung über die Gesetzgeber Charondas (von Thurii) und Zaleukus (von Lokri), die in Betracht der Sitten, besonders der Ehe lesenswerth ist.

17. August.

Morgens. — Ich habe im 6. Buch des Thucydides den Anfang des Sicilischen Krieges gelesen, der meisterhaft beschrieben ist. Voll Verstand ist Nicias' Rede. Man könnte die ganze Politik in einem Commentar über den Thucydides abhandeln.

Nachts. — Ich lese das Leben des Nicias im Plutarch.

18. August.

Morgens, 5¼ Uhr. — Die Morgenstunden sind eine so kostbare, segenvolle Zeit! Geist und Gemüth sind da am freiesten. Ein Mensch, der früh aufsteht, muß sehr verworren sein, wenn er es nicht in dem, woran ihm gelegen ist, weitbringt. Dagegen sind die ersten Stunden nach Tisch meist unnütz und in manchen Umständen gefährlich. Vielleicht wäre es am besten, sie zum Theil zu verschlafen.

Ich habe das 6. Buch des Thucydides beendigt, welches den Anfang des Sicilischen Krieges beschreibt; die

zwei letzten Bücher, die das Interessanteste enthalten, habe ich jetzt nicht. Ich will also die Geschichte im Diodor nachlesen und dann im Plutarch das Leben des Nicias und Alcibiades.

7½ Uhr. — Der wahrhaft tragische Ausgang des Sicilischen Krieges macht selbst in dem mageren Diodor einen großen Eindruck. Ganz unübertrefflich schön sind die Wechselreden des Nicolaus und Gylippus, wodurch das Schicksal der Gefangenen bestimmt wird.

9 Uhr. — Was nützt alle Lectüre und fremde Weisheit ohne vorher gefaßte eigene Maximen und ohne guten Willen? — An Gelehrsamkeit und ästhetischer Bildung kann man gewinnen, aber nie an Cultur der Vernunft und des Charakters. Erst jetzt fange ich an, wahren Nutzen aus der Bekanntschaft mit guten Schriftstellern und mit den großen Männern des Alterthums zu schöpfen. Denn ich will selbst das Gute und empfinde das Verlangen, den Besten gleich zu werden.

19. August.

Ich habe wieder ein wichtiges Werk eines Alten vor mir. (Xenophons Griech. Gesch.) — Heute endigte ich den Alcibiades des Plutarch. Ein sehr lehrreiches Beispiel der Nichtigkeit aller Naturgaben ohne Vernunft und Sittlichkeit.

20. August.

Morgens. — Ich blättere im Aulus Gellius. — Wie unwissend und unbelesen bin ich noch! und wie konnte ich das Herz haben, den Schriftsteller zu machen, ehe ich die Alten einigermaßen kannte! — Mich verlangt sehr, den Epiktet näher kennen zu lernen, von dem ich hier zunächst einige authentische Nachrichten fand.

Nachts. — Ich lese das 7. Buch des Thucydides. Wie rührend und edel ist das Ende des Nicias, wie

abscheulich dagegen das Bild des selbstischen, eitlen Alcibiades, des Urhebers so vielen Unheils! Und diese verächtlichen Thoren, die Athenienser, wie vollkommen ist ihre Strafe!

22. August.

Nachmittags. — Ich bin im Xenophon bis zur Einnahme von Athen (2. Buch, 2. Cap.) gekommen und werde nun Abends den Lysander des Plutarch lesen.

Abends. — Epiktets Enchiridion, das ich in Heynes Ausgabe vor mir habe, könnte mich reizen, noch in meinem Alter Griechisch zu lernen. — In der That könnte ich es ohne großen Zeitverlust noch dahin bringen, leichte Autoren verstehen zu lernen, welches bei dem ausnehmenden Interesse, das mir die Griechen einflößen, wohl der Mühe werth wäre.

Ich fahre in der Lecture von Xenophons Geschichte fort, die ich leider in der erbärmlich geschriebenen und gedruckten Übersetzung von Borheck lesen muß. — Zur Erholung lese ich jetzt Plutarchs Lysander.

Es ist Plutarch, der sagt: wer lügt, falsch schwört, gesteht ein, daß er sich vor seinen Feinden (den Menschen) fürchtet, die Gottheit aber verachtet. (Lysander, C. 8.)

Lysander ist einer der bestimmtesten und schlauesten Köpfe, deren die Geschichte erwähnt. — Ein erhabener Zug ist die Antwort des Philokles (eines der gefangenen athen. Admirale) nach der Schlacht bei Ägospotami: „Klage mich nicht wegen Handlungen an, worüber kein Richter vorhanden ist, sondern thue als Sieger, was du als Besiegter erduldet haben würdest.“ Darauf badete er sich, legte einen prächtigen Kriegsmantel um und ging zuerst vor seinen Mitbürgern her zum Tode. (Lysander, C. 13.)

23. August.

Die zwei vollkommensten Menschen, die ich bis jetzt kennen lernte, sind Sokrates und Epiktet. Der Letztere scheint von Schwärmerei noch freier gewesen zu sein, als der Erstere. Sein Handbuch sollte jedem Menschen, dem es Ernst ist, gut und vollkommen zu werden, immer gegenwärtig sein.

24. August.

Morgens. — Die Verhältnisse, in denen der Mensch lebt, bestimmen seine besonderen Pflichten. Ich kann nach dem Beispiele des Sokrates und Epiktet in der Gesinnung die Armuth wählen: aber meine Verhältnisse legen mir die Pflicht auf, Vermögen zu erwerben und mich im Äußerlichen als ein Freund des Reichthums zu betragen.

Abends. (Gersthof.) Es ist nützlich, eine wichtige Lectüre bei einem natürlichen Ruhepunkt zu unterbrechen, um über das Gelesene reflectiren und es dem Gedächtniß einprägen zu können. — Die Geschichte Griechenlands vom persischen bis zum Ende des peloponesischen Krieges, die ich jetzt aus der Quelle (dem Thucydides, Xenophon, Diodor und Plutarch) kennen lernte, macht ein schönes, überaus lehrreiches Ganze. Welche gewaltige Menschen treten darin auf! Miltiades, Themistokles, Cimon, Pausanias, Aristides, Perikles, Brasidas, Nicias, Alcibiades, Hermokrates, Lysander, Thrasybul! — Und wie vergänglich und eitel war doch Alles, was diese Menschen bewirkten, wenn man es mit Dem vergleicht, was Sokrates allein that, dessen Schule bis zum Marc Aurel herab sich in ganzer Kraft erhielt, und dessen Beispiel noch jetzt jedes edle Gemüth erhebt und demüthigt zugleich!

Nachts. — Zuweilen muß man keine oder nur ein paar schon bekannte Bücher haben. Dadurch wird der Geist

von dem Mechanischen des Lesens und der Wißbegierde entwöhnt, und man merkt auf die kleinen Schönheiten des Autors, den man nun öfter betrachtet. Horazens Episteln und Sermone sind hier meine ausschließende Lectüre; denn die Georgica ziehen mich zu wenig an.

26. August.

Die historische Kunst scheint nach dem Thucydides gleich wieder sehr zurückgegangen zu sein. Xenophons griech. Gesch. ist mit Thucydides verglichen schwach geschrieben. Und dann die elende Übersetzung und Auflage!

27. August.

Morgens. — Ich habe den Xenophon (griech. Gesch.) flüchtig durchgelesen, werde nun die dahin gehörigen Biographien im Plutarch und Nepos nachholen und dann zum Diodor zurückkehren, der die Geschichte des Philipp und Alexander im Zusammenhange erzählt. — Griechenland war reif, in die Gewalt eines Beherrschers zu fallen.

Ich lese im Plutarch die Geschichte des wackeren und liebenswürdigen Agesilaus wieder; sein Charakter hat viel Ähnliches mit Henry des IV. seinem. Und welch ein Schriftsteller ist Plutarch! Welche Ordnung und Klarheit! Welche edle Gesinnung und Denkkraft!

Nachts. — Ich lese im Diodor die Geschichte Philipps. Obwohl ich jetzt zu viel Zeit auf Lectüre verwende, so hoffe ich doch noch einen mehr als gemeinen Nutzen daraus zu ziehen.

29. August.

Die Geschichte Alexanders im Diodor ist so märchenhaft, daß man wieder in Herodots Zeitalter zurückversetzt zu sein glaubt. Sehr drollig ist der Besuch der Amazonen-

königin Thalestris erzählt, der Alexander *ihre Bitte* gewährt und ihr durch 13 Tage beigewohnt haben soll.

Ich habe die Geschichte der Griechen bis zu ihrer höchsten Spitze (bis Alexander) zwar nur flüchtig, aber aus den Quellen gelesen und danke Gott für das reine und edle Vergnügen, das ich daraus schöpfte. — Die Anwendung muß ich in meinem eigenen Leben machen. Auch der Privatmann hat Eigenschaften und Tugenden nöthig, wie diejenigen, wodurch jene Helden und Staatsmänner groß wurden. Ich kann in meinem kleinen Kreise Themistokles, Epaminondas und Alexander sein.

30. *August.*

Ich bin im Begriff, das Leben Alexanders im Plutarch zu endigen. Dieser Mensch ist das Vorbild der höchsten leidenschaftlichen Kraft, und vor und nach ihm war nicht seinesgleichen. Ich könnte weinen, wie Cäsar, wenn ich bedenke, was er ausgerichtet, ehe er noch 30 Jahre alt war, und daß er in einem Alter starb, wo die meisten Menschen sich ihrer kaum noch recht bewußt werden.

2. *September.*

Nachts, 11 Uhr. — Ich habe die Mondesfinsterniß von der Straße aus gesehen. Seit mehreren tausend Jahren haben diese Erscheinungen die Aufmerksamkeit der Menschen beschäftigt, und in den folgenden tausend Jahren werden sie die sichersten Ereignisse sein, ja beinahe die einzigen, die man mit Gewißheit vorausberechnen kann. Die Astronomie könnte den Menschen beinahe stolz machen.

3. *September.*

Ich war heute heftig bewegt; selbst die Regungen der Tugend sollten nicht leidenschaftlich sein. Indessen sind

solche Erschütterungen doch sehr heilsam, um uns nicht in Leichtsinn und Weichlichkeit versinken zu lassen. — Die Vernunft muß den guten Entschluß zur Reife bringen.

Ich lese jetzt mit großem Interesse Anacharsis Reisen. Welche Gallerie von großen Menschen!

8. September.

Morgens. — Ich lese in Plutarchs moralischen Schriften. Es ist in der That ein höchst lehrreicher Schriftsteller von dem liebenswürdigsten Charakter. In seiner Gattung könnte ich noch einmal etwas Treffliches leisten, wenn die Cultur meiner Seele vollendet wird, und mir Gott Leben, Gesundheit und Muße gibt. — Eine der schönsten Abhandlungen ist die über die Gemüthsruhe. B. IV.

„Die Welt ist der heiligste und Gott anständigste Tempel." — Ebendaselbst gegen das Ende.

Wer selbst tugendhaft und zufrieden geworden, mag auch Anderen den Weg der Tugend und Zufriedenheit zeigen. Pfui über den, der die Enthaltsamkeit predigt und selbst nicht enthaltsam ist! Darum will ich erst an meiner eigenen Vervollkommnung arbeiten, ehe ich daran denke, Andere besser machen zu wollen.

Nachmittags. — Die Einsamkeit macht mir immer Vergnügen. Zwar sind die Alten bei mir; denn ich lese die Maximen der berühmten Männer im Plutarch.

Auf einem kurzen Spaziergang dachte ich den besonderen Verhältnissen nach, worin ich lebe, und den Pflichten und Klugheitsregeln, welche sie mir auferlegen. Noch immer ist nicht genug Klarheit in meinen Vorstellungen von diesen Gegenständen. Ich will mir das System meiner Pflichten im größten Detail und ganz deutlich denken. Solange wir

sie uns nur im Allgemeinen vorstellen, ist es uns nicht Ernst, sie zu erfüllen.

Abends. — Das soll das Werk sein, woran ich zuerst und meiner übrigen Geschäfte unbeschadet arbeite, das Buch von meinen Pflichten. Sokrates und Epiktet, Aristoteles und Cicero, Christus und Kant können mir über das, was meine Pflicht ist, nichts mehr, nichts so Eindringendes sagen, als meine eigene Vernunft und mein Gewissen, wenn ich sie ehrlich befrage und aufmerksam anhöre. Ich will niederschreiben, was ich mir, was ich Anderen schuldig bin; ich will meine besonderen Verhältnisse, selbst in einzelnen Fällen und mit einzelnen Personen durchgehen. So sei es!

11. September.

Mittags. — Glaube nichts gethan zu haben, solange noch etwas zu thun übrig ist! Verschiebe nie mehr auf morgen, was gleich geschehen kann! Laß dich einen, ja viele mißlungene Versuche nicht abschrecken, einen neuen Versuch zu machen! Wende alle Mittel an und laß deine Standhaftigkeit durch nichts ermüden, noch die Heiterkeit deines Gemüths durch was immer stören! Nur den Tapferen ist das Glück günstig.

Ich habe Vielerlei gelernt, gedacht, beobachtet; ich habe endlich mich selbst kennen gelernt und angefangen, meine Neigungen zu beherrschen. Es ist Zeit, daß ich die Früchte so vieler Vorarbeiten zu sammeln anfange. Mein Kopf ist auch ein Capital; er ist besser als tausende, die mehr gelten. Ich will ihn künftig gelten machen, was er ist.

Abends. — „Ruhe nach der Arbeit,“ sagt Kant, „ist das höchste sinnliche Gut,“ und nach keinem Anderen sollte der vernünftige Mensch streben.

Arbeit aber ist doch eigentlich nur, was zu unserem Hauptzweck führt, und der meinige besteht jetzt im Erwerben. Bei Allem, was ich thue, sollte ich fragen: macht es mich reicher? — und wenn das nicht ist: macht es mich gesünder?

Wie stolz sind gewisse Leute auf ihr Geld und ihren Credit! Es gibt kein Mittel, diesen Stolz niederzuschlagen, als wenn man sich selbst Geld und Credit erwirbt. — Ich verachte den Reichthum in meinem Innern; äußerlich bin ich genöthigt, ihm Achtung zu bezeugen, weil ich arm und abhängig bin. So will ich denn suchen reich zu werden, um meine Geringschätzung offenbaren zu können.

12. September.

Die Vereinigung der Kräfte auf einen Punkt, auf ein Ziel gibt in allen Dingen den entscheidenden Ausschlag. Darum will ich von jetzt an nicht nur meine ganze Thätigkeit auf meine Geschäfte richten, sondern sie auch bloß auf die oberste Leitung derselben beschränken. Meine Antwort, — wenn man mich fragt, was ich eigentlich bin und kann, — soll die des Iphikrates sein: „ich bin der, welcher diesen Allen zu befehlen weiß."

14. September.

Abends. — Ich habe angefangen Xenophons Cyropädie zu lesen. Noch kann ich dem Buche keinen Geschmack abgewinnen.

Nachts. — Das Interesse steigt, der Geist des Sokrates spricht aus dem Buche. — Von Zeit zu Zeit darf, ja soll ich in einem guten Buche lesen, um die Kraft der Ideen in mir zu erhalten und zu nähren. Alle Stärke des Menschen liegt in den Ideen.

15. September.

Nachts. — Vor- und Nachmittags dachte ich öfters daran, daß es nützlich und angenehm wäre, mir vorzusetzen, jährlich einige Bogen (nicht mehr und nicht weniger) moralisch-philosophischen Inhalts zu schreiben und drucken zu lassen. So viel Zeit werden mir meine Geschäfte übrig lassen, und wenn ich noch 10 bis 15 Jahre lebe, kann ich doch Etwas leisten, das der Welt Nutzen bringt. Ich will vor dem Einschlafen etwas im Hume lesen.

16. September.

Ich las Humes Schilderung des Stoikers. Sie ist zu declamatorisch, um ganz ernstlich gemeint zu sein. Und doch gibt es keine andere Weisheit; denn nur diese macht den Menschen frei.

18. September.

Galilei starb 1642 im 78. Jahre; in demselben Jahre ward Newton geboren. — Man muß sich über die Erscheinung dieser begünstigten Geister erfreuen, ohne sie zu beneiden oder erreichen zu wollen. Der moralische Charakter des Galilei war nicht über dem Gewöhnlichen, aber wie der aller wahrhaft wissenschaftlichen Köpfe entfernt von groben Lastern und Niederträchtigkeiten. Er lebte mit einer schönen Griechin außer der Ehe und hatte von ihr einen Sohn und zwei Töchter. Sein Handel mit der Inquisition ist ein ewiger Schandfleck für das Papstthum.

21. September.

Mittags. — Die Course erheben sich wieder, ohne Zweifel ein Resultat der ungarischen Angelegenheiten.

Nachts. — Ich lese Plutarchs Abhandlung über die falsche Scham. Sie ist voll feinen Verstandes und in vielen Stellen sehr passend auf mich.

22. September.

Morgens. — In der Nacht hatte ich erbauliche Gedanken. Die wahre Religiosität geht unmittelbar aus dem moralischen Gefühl hervor, und ich werde, wenn ich redlich fortfahre dieses zu bilden, von Gottes Dasein und der Unsterblichkeit der Seele gewiß nicht weniger als von meinem eigenen Dasein überzeugt werden.

Nachts. — Plutarchs Abhandlung von dem Vorzug der göttlichen Strafen ist voll Vernunft und Tugendgefühl.

23. September.

Abends. — Richardson gab sein erstes schriftstellerisches Werk (Pamela) in seinem 51. Jahre, sein vorzüglichstes (Clarissa) im 59. Jahre seines Lebens heraus. Er trieb ein Geschäft, das dem meinigen ähnlich ist, und strebte der Tugend im Leben nach. — Möchte ich ihm einst gleichen! — (Ich las seine kurze Biographie in Baurs Lebensgemälden, I. Th.)

„Niemand wird erst dann ein Bösewicht, wenn er sich als solcher zeigt.“ Plutarch, Abh.: von den göttlichen Strafen. — Dieser Schriftsteller ist einer der wenigen Moralisten, die dazu berufen sind, die Moral zu lehren. Welche tiefe Blicke in das menschliche Herz enthält diese Abhandlung, und was für einen edlen Begriff hatte dieser Heide von Gottes Vorsehung! — Das Gesicht des Thespesius (am Schluße) enthält beinahe die ganze christliche Hölle.

Nachts. — Die Biographien merkwürdiger Menschen haben etwas ungemein Anziehendes für mich, und ich denke nach und nach alles in dieser Art Lesenswürdige zu sammeln. — Obwohl Baurs Lebensgemälde wenig historischen Werth haben, will ich mir sie doch des mannigfaltigen Inhalts wegen anschaffen.

24. September.

Ich blätterte in Robert Boyles Leben in Baumgartens Sammlung merkwürdiger Lebensbeschreibungen. (I. B.) Boyle strebte nach der moralischen Vollkommenheit und verdient daher näher gekannt zu werden.

25. September.

Nachmittags. — Addison, dessen Leben in der Brit. Biographie ich soeben las, starb im 45. Jahr, also in dem Alter, in dem ich eben jetzt bin. Aber er hatte eine gelehrte Erziehung genossen und war überhaupt ein frühreifes Talent. Im Jahre 1702 war er in Wien. Den Zuschauer schrieb er doch erst im 39. und 40. Jahr, wie ich das Sonntagsblatt.

Abends. — Unter Tischzeit las ich zum zweitenmal Plutarchs vortreffliche Abhandlung: Wie man seinen Fortgang in der Jugend bemerken könne. — Ich werde sie noch oft lesen, und Gott gebe, daß ich jedesmal mehr Anzeichen von meinen eigenen Fortschritten im Guten darin finde.

Es fallen mir wieder einige Bruchstücke früherer Tagebücher aus den Jahren 1791, 92 und 93 in die Hände. Aus einer Anmerkung vom August 1791 sehe ich, daß ich erst gegen das Ende 1790 anfing, etwas französisch zu lernen. Meine Jugend verging beinahe ganz in träumerischem Müßiggang.

26. September.

Morgens. — Ich las Cromwells Leben in der Brit. Biographie. — Ich trage mich mit dem Gedanken, ein biographisches Werk nach Plutarchs Muster zu schreiben. Eine solche literarische Arbeit verträgt sich mit meinen Geschäften am besten, und sie kann sehr nützlich werden.

Wenn ich jährlich ein oder zwei, höchstens drei Leben beschreibe, so kann ich, falls mir Gott noch 15 bis 20 Jahre Leben schenkt, ein bedeutendes Werk zustandebringen. Es müssen lauter neuere Europäer und darunter die (in moralischer und psychologischer Hinsicht) merkwürdigsten sein: entweder Vorbilder der Tugend oder lehrreiche Beispiele menschlicher Verirrung. Die Biographien dürfen kaum länger sein, als die des Plutarch, gründlich, aber ohne gelehrten Prunk. Vielleicht können sie auch vergleichend (wie beim Plutarch) zusammengestellt werden.

Abends. — Strenge gegen mich selbst, — mild gegen Andere, — das ist die Hauptregel meines Verhaltens. Ich bin noch immer zu stolz und eitel, noch immer zu weich und träge. Das bischen Talent und Cultur, das ich vor Anderen voraushabe, macht es nicht aus. Tausende, selbst unter denen, die ich sonst gering achtete, sind bessere, vernünftigere, achtungswürdigere Menschen, als ich.

27. September.

Vormittags. — Ich nehme mir vor, in diesem (meinem 44.) Jahr gewiß nichts mehr für den Druck zu schreiben, aber noch manches Nützliche zu lesen sowohl von Alten als Neueren, unter welche Letztere vornehmlich Hume gehört.

Abends. — Die Ungarn halten fest und werden wahrscheinlich nichts für das Finanzsystem thun. Von der anderen Seite ist der Krieg im Norden dem Ausbruche nahe. Es wird aller Wahrscheinlichkeit nach im kommenden Winter große Verlegenheit und Verwirrung entstehen, auf die ich mich bei Zeiten vorbereiten muß.

Ich lese Humes Principles of morals. Welch ein klarer und starker Geist! Ich finde mit Vergnügen manche meiner eigensten Gedanken in den seinigen wieder.

Nachts. — Die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts — in seiner Allgemeinheit — ist ein fruchtbares und deutliches Princip der Sittlichkeit. Es ist auch das des Hume, dessen gerader Verstand die höchste Achtung verdient.

29. September.

Morgens. — Ich habe Humes Enquiry durchgelesen. Das Buch enthält ein Moralsystem des gesunden Verstandes, unabhängig von metaphysischen und religiösen Grundsätzen. Der Verfasser setzt einen moralischen Sinn in der menschlichen Natur als ein Factum voraus und deducirt übrigens das System der Pflichten aus den Begriffen des Angenehmen und Nützlichen in Beziehung auf uns selbst sowohl, als auf das Allgemeine. Die ganze Strenge der Pflicht, ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit läßt sich auf diesem Wege nicht ableiten. Der Sophisterei der Neigung ist dabei zu viel eingeräumt; aber immer ist es erfreulich, die moralischen Begriffe eines skeptischen Beobachters mit der wahren Sittenlehre so nahe zusammentreffen zu sehen.

Mittags. — Der Vorgeschmack der Glückseligkeit, welche das Bewußtsein eines pflichtmäßigen Lebens begleitet, macht mich jetzt öfters überaus vergnügt und heiter. Kein Genuß, keine Befriedigung einer Begierde kommt dem reinen Vergnügen gleich, das aus dem Bewußtsein entspringt, kein Unrecht, keine Schuld auf sich geladen und so viel Gutes gethan zu haben, als unsere Kräfte und Umstände erlauben.

1. October.

Die Romane und Theater haben ohne Zweifel großen Schaden in der Welt gestiftet; und wie sittenverderblich sind die erotischen Dichter! — Unsere Weiber sind auf Generationen hinaus von diesem Gift angesteckt.

4. October.

Von einer Nachtgleiche zur anderen werde das große Werk meiner moralischen Wiedergeburt geendigt. In der zweiten Hälfte meines 44. Jahres habe sich mein Charakter festgesetzt, damit man einst sage: er war ein Mann im ganzen und besten Umfange des Wortes, enthaltsam, streng gegen sich selbst, überlegt, entschlossen, standhaft, gerecht, milde und großmüthig. Die Tugenden seines reifen Alters machten die Verirrungen seiner Jugend vergessen; und obwohl sein Leben in dieser früheren Zeit tadelhaft war, so stellt es doch ein lehrreiches Beispiel auf von dem, was der Mensch, auch in späteren Jahren noch durch Vernunft und Standhaftigkeit über Natur und Gewohnheit vermag.

Wenn Gott mein Leben erhält, wenn ich werde, was ich will und soll, so ist es vielleicht auch der Mühe werth, die Welt erfahren zu lassen, wie ich es ward. Meine Bekenntnisse könnten dann ein interessantes und lehrreiches Buch werden.

7. October.

Es ist eine Art von Gleichgiltigkeit in mir, die dem Verstande sehr zuträglich ist. Man muß nicht immer gespannt sein. Die Redlichkeit gegen sich selbst ist das Einzige, was dem Menschen immer heilig bleiben muß. — Mein Freund Hume soll mich heute noch unterhalten.

8. October.

Morgens. — Ein Fehltritt, den man zu beschönigen sucht, ist der erste Schritt zum Laster.

Nachmittags. — Ich las die Einleitung zu Humes Enquiry concerning human understanding, ein Werk, welches Kant selbst als den eigentlichen Vorläufer der

Vernunftkritik betrachtet. Die Grundsätze sind bis auf die Ausdrücke beinahe ganz Kantisch. In einer Anmerkung wird Hutchesons als eines Originaldenkers mit großem Lobe erwähnt.

9. October.

Das überaus Treffende im Epiktet macht mich wünschen, daß ich ihn im Original verstünde. Vielleicht finde ich noch einmal Zeit soviel Griechisch zu lernen.

10. October.

Ich bin seit 5 Uhr wach und las — einen Roman. (Nicolais Geschichte eines dicken Mannes.) Das Buch ist ohne ästhetischen, aber nicht ohne moralischen Werth. Ich sehe in den Thorheiten des Helden, in seinem schwankenden, unthätigen, eitlen und eigenwilligen Charakter ein ziemlich treues Bild meines eigenen Lebens.

17. October.

Ich fange an Sullys Memoires und Schillers Einleitung dazu zu lesen. Seitdem ich mich der Lectüre enthalte, bin ich eben nicht thätiger geworden. In einer Gemüthsart, wie der meinigen, muß fremdes Feuer öfters das eigene ersetzen.

19. October.

Morgens. — Die Memoires von Sully interessiren mich ungemein; von diesem edlen und starken Geist und seinem trefflichen Heinrich kann ich viel lernen.

Nachmittags. — Braver Heinrich! Trefflicher Sully! Da lerne ich doch Menschen auch in neuen Zeiten kennen!

Nachts. — Ich will den heutigen Tag mit Sully und Heinrich beschließen. Der größte, ja einzige Vortheil der Lectüre für den Grad meiner Bildung besteht in der Erweiterung meiner Bekanntschaft mit großen und edlen Menschen.

20. October.

Morgens. — In Sullys Memoires habe ich bis zu Ende des ersten Bandes gelesen. Heinrich und Sully wären beide gleich sehr geeignet, einen der ersten Plätze in den moralischen Lebensbeschreibungen einzunehmen, die ich schon öfters im Sinne hatte.

Mittags. — Vortrefflicher Sully! Ehe ich daran denke, dich Anderen kennen zu lehren, will ich selbst durch und durch vertraut mit dir werden. Du hattest alle Tugenden, die mir bisher fehlten. Ich will von dir lernen, weise, klug, sparsam und standhaft zu sein.

Nachmittags. — Ein herrlicher Charakter in Sullys Memoires ist der Admiral von Villars. Die Geschichte seines Übertritts zu Heinrich hat mich bis zu Thränen gerührt. Wie viel Schönes und Edles liegt doch in der menschlichen Natur!

21. October.

Ich bin seit 6 Uhr wach und lese im Sully. — Überall finde ich eine Anwendung auf mich und meine Umstände. Folgende Stelle will ich auszeichnen: „Es ist einer der Vortheile des Geistes der Ordnung und Mäßigung, daß wer ihn besitzt, wenn er nur lange genug lebt, sich unvermerkt im Überfluß befinden wird.“

23. October.

Was ist das in uns, das uns zuweilen aus den kleinlichen Bedürfnissen, Geschäften und Sorgen des Lebens aufweckt und in die erhabene Stimmung eines Wesens versetzt, das über die Grenzen dieser Zeitlichkeit hinausstrebt? — Nein, diese Ahnungen einer höheren Ordnung der Dinge sind kein leerer Wahn.

24. October.

Ich lese Reils diätet. Hausarzt, was zwar ein mittelmäßiges Buch ist, mich aber doch über manche Punkte der Diät aufklärt.

Sully (in dessen Memoires ich bis zum 17. Buch gekommen bin) ergötzte und erheiterte mich wieder. Sein Bericht von seiner Ambassade in England ist etwas ruhmredig. Aber was für ein energischer Geist und Charakter zeigt sich in allen seinen Urtheilen und Handlungen!

27. October.

Ich lese Sullys Memoires, worin ich schon bis zum letzten Band fortgerückt bin. Unstreitig gehören die zwei Helden derselben zu den größten Charakteren der neueren Zeiten, und es könnte eine sehr nützliche Arbeit werden, ihr Leben für das große Publicum nach der Art des Plutarch zu beschreiben.

Was für ein erhebender Anblick ist es, einen Mann (wie Sully) zu sehen, der mit sich selbst völlig einig, allen Leidenschaften unzugänglich und ganz Vernunft und Festigkeit ist! Die Alten hatten keinen stärkeren Geist und Charakter, als dieser war.

Alle Kraft des Menschen liegt in der Vernunft — und im Willen, der nichts, als die Vernunft in Thätigkeit ist.

28. October.

Morgens. — Ich bin seit 5 Uhr wach und las im Sully. Das Beispiel seiner Tugenden bestärkt mich in meinen guten Vorsätzen; und obwohl meine Lage sehr verschieden von der seinigen ist, so will ich ihn doch in meinem neuen Leben zum Muster nehmen. Vernunft Ordnung, unermüdete Thätigkeit und die größte Ausdauer und

Festigkeit werden meine Geschäfte gewiß in die Aufnahme bringen, welche dieser Mann den Angelegenheiten seines Vaterlandes verschaffte. Ich bin mein eigener Herr und Diener und also freier als er in der Ausübung des Guten.

Nachmittags. — Ein Gedanke von besonderer Art beschäftigt mich. Wie, wenn ich an der Stelle von Biographien eine Reihe dramatischer Gemälde (im Geschmack von Shakespeares historischen Schauspielen) zur Belehrung und zum Vergnügen des großen Publicums entwürfe? — Sully würde das erste dieser Gemälde in drei oder vier Abtheilungen sein.

Abends. Wir waren im Theater (im Augenarzt). Diese Unterhaltung wird mir immer gleichgiltiger. —

Für die Einbildungskraft wäre die oben erwähnte Form der Biographien freilich sehr anziehend und vermuthlich auch leichter in der Ausführung (da weniger historische Kritik dazu erfordert werden würde, als zu einem streng geschichtlichen Werk); aber ich fürchte, diese Arbeit würde mich allzu sehr in das Gebiet der Dichtkunst zurückführen.

29. October.

Morgens. — Ich bin seit 6 Uhr wach und endigte die Memoires von Sully. Zu viele Liebe zu Reichthümern und Pracht, Stolz auf Rang und Würden waren Sullys Hauptfehler. — Er überlebte Heinrich 32 Jahre und wurde 82 Jahre alt.

Der Geschichtschreiber muß durch die Reinheit seiner eigenen Grundsätze und Gesinnungen die Mängel merklich machen und ersetzen, welche seinen Helden anhängen. Dadurch ist Plutarch ein so moralischer Schriftsteller, und darin besteht der größte Vorzug der Geschichte vor der Poesie Sie zeigt den Menschen zugleich wie er ist und wie er sein

soll. — Ein biographisches Werk, das wahren und allgemeinen Nutzen stiften soll, muß übrigens nicht bloß einige, sondern eine ganze Gallerie merkwürdiger Charaktere umfassen. Ein Leben, worin sich keine herrschende Idee zeigt, das weniger ein freiwirkendes Gemüth darstellt, als eine Verkettung seltsamer Ereignisse oder ein loses Spiel der Leidenschaften, das Leben solcher Menschen verdient gar keine Stelle in dieser Gallerie. Sie muß lehren: Quid virtus et quid sapientia possit.

Abends. — Um mich nicht zu sehr zu zerstreuen, werde ich gut thun, die Männer bald zu wählen, deren Leben ich besonders studiren will. Von großen Staatsmännern bezeichne ich vorläufig außer Sully unter den Franzosen: L'Hopital, Richelieu und Colbert.

30. October.

Nachmittags. — Bis vor ein paar Jahren längstens waren Eitelkeit und Stolz in mir vorherrschend. Selbst das Sonntagsblatt ist noch ein Product dieser Eitelkeit. Ich las und lernte nichts mehr, um mich zu belehren, noch weniger um mich practisch zu bessern. — In dieser Rücksicht wenigstens glaube ich jetzt auf dem rechten Wege zu sein. Aber ein Fehler des Charakters, der uns so lange anhing, ist noch immer gefährlich. Ich habe noch alle Ursache, gegen die Eitelkeit auf meiner Hut zu sein.

Abends. — Nebst den Leben der vorzüglichsten Neueren, die ich mir vornehme zu beschreiben, will ich übrigens die größten Muster moralischer Vollkommenheit nicht vergessen, welche das Alterthum aufstellt. Ich denke vier oder sechs Tugendhelden des Alterthums (Sokrates, Epaminondas oder Phocion, Cato den jüngeren oder Scipio, Epiktet und Marcus Aurelius) nach meinen Ansichten darzustellen.

Nachts. — Nur die vollkommenen Menschen sind werth, daß ihr Andenken erhalten werde. Diese aber sollte Jedermann kennen. Es ist ein Verdienst um das menschliche Geschlecht, die großen Vorbilder der Tugend zu Jedermanns Kenntniß zu bringen. Immer und überall sollten ihre edlen Gestalten erscheinen.

31. October.

Abends. — Ich blätterte in einigen Romanen, die sich zufällig unter meinen Büchern finden. Was für eine heillose Lectüre! Und beinahe überall findet die Begierlichkeit Nahrung. Gewiß, diese elenden Bücher haben mehr geschadet, als die guten Werke Nutzen stifteten.

Nachts. — Ich fange an Brantômes Memoires zu lesen, worin ich unter Anderem einen Artikel über L'Hopital fand. — Der Verfasser ist ein schwatzhafter Höfling, der aber von den Begebenheiten und Personen seiner Zeit gut unterrichtet war.

1. November.

Abends. — Unter den Zeitgenossen Heinrichs IV. ist einer der edelsten Franz de la Noue. Montaigne und de Thou geben ihm das rühmlichste Zeugniß. Siehe seine Memoires in Schillers Sammlung, 13. Band.

Nachts. — Den Abend brachte ich ganz mit der Schiller'schen Sammlung der Memoires zu, die zusammen ein höchst belebtes Gemälde der französischen Geschichte von Heinrich II. bis Ludwig XV. ausmachen. Jetzt lese ich die von Pontchartrain. — Der Gedanke, wenigstens ein großes histor. Schauspiel (Heinrichs IV. Leben und Tod) zu liefern, zieht mich aufs Neue sehr an. Diese Arbeit würde mir unstreitig viel Vergnügen machen.

3. November.

In der Nacht las ich David Humes und August Hermann Franckes Leben (in Baurs Lebensgemälden, 3. Th.). Beide waren in ihrer Art Helden der Tugend; der Letztere (Stifter des Waisenhauses) einer der reinsten, frömmsten und thätigsten Menschen; er starb 63 Jahre alt.

Joh. Fried. Wilh. Jerusalem, geb. 1709, gest. 1789. Er hatte nicht Franckes brennenden Eifer, aber auch er war einer der edelsten, thätigsten Beförderer des Guten und ein Muster von liebenswürdiger Lebensweisheit.

Th. G. v. Hippel; ein wirklich origineller (zum Theil doch affectirter) Kopf und starker Charakter, aber ohne reines Tugendgefühl und vorherrschende Vernunft. Er starb 55 Jahre alt.

Fieldings Leben ist ein lehrreiches Gegenstück zu Richardsons seinem. Die Grundlage alles wahren Glückes wie der Größe sind Ordnung und Enthaltsamkeit. — Welch eine edle Natur ging in Fielding durch Unordnung und Ausschweifungen zu Grunde; er wurde nur 47 Jahre alt.

Was für arme Stümper sind wir, wir Halbgelehrte und halbe Geschäftsleute! Ich las den kurzen Abriß von Kleinjoggs Leben im Baur. Welche Einheit und Consequenz, welche Sicherheit und Seelenstärke! — Ich muß mir seine Lebensbeschreibung von Hirzel wieder anschaffen.

4. November.

Morgens. — Eine Auswahl moralisch merkwürdiger Lebensbeschreibungen soll meine Muße beschäftigen und, wenn mir Gott Gesundheit und längeres Leben schenkt, dereinst zum Nutzen der Welt, wie ich hoffe, erscheinen. Der Einfall einer poetischen Bearbeitung taugt nichts. Die Wahrheit, die historische Beglaubigung macht eigentlich den größten Werth der Beispiele aus.

Mittags. — Wer nicht irgend einen großen, edlen, würdigen Zweck sich vorgesetzt und ihn wenigstens zum Theil erreicht hat, wer nicht an sich selbst gearbeitet und seine Talente oder seinen Charakter mit freier Thätigkeit ausgebildet hat, dessen Leben ist keiner Aufmerksamkeit werth und gar kein Gegenstand meiner Auswahl. Der höchste, ehrwürdigste Zweck aber ist und bleibt die Sittlichkeit im ganzen Umfange des Worts. Ich will sowie mich selbst, auch Andere, ihre Verdienste und ihren eigentlichen Werth strenge beurtheilen und deßhalb einige der berühmtesten Männer (z. B. Rousseau, Voltaire, Goethe) einer scharfen Prüfung unterwerfen. Den falschen Ruhm will ich bekämpfen, die wahre Tugend aber hoch und heilig halten.

5. November.

Ich lese Pontchartrains Memoires — ein trockenes, aber sehr glaubwürdiges Tagebuch. Wer diese Suite von Memoires mit Verstand liest, kennt die große Welt, die Höfe und den Geist der neueren Staatsverhältnisse vollständig. Noch immer kehrt mir die Idee zurück, ein großes dramatisches Gemälde von diesen Zeiten zu entwerfen. — Doch das ist allenfalls auf bessere Zeiten aufgespart.

6. November.

Ich finde in diesen Memoires mehrere Winke über Sullys Betragen während der Regentschaft Mariens, welche seine Verbindungen mit Condé und übrigen mißvergnügten Großen anzeigen. — Sully und Richelieu — welche Gegenstände für die historische Kunst! — Ich hoffe noch Kraft und Muße zu finden, diese Gegenstände zu bearbeiten.

8. November.

Morgens. — Ich bin seit halb 5 Uhr wach und las in Heinrichs Geschichte von Frankreich. Ehe ich daran

denken kann, eine Auswahl merkwürdiger Biographien zu treffen, muß ich mehr allgemeine Geschichte kennen lernen. Heinrichs Handbücher sind dazu brauchbare Hilfsmittel.

Plutarch soll mein Vorbild sein. Wie er, will ich die Tugend in den Annalen der Geschichte aufsuchen und, wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, der Welt in einer großen Gallerie von Lebensgemälden zur Nacheiferung aufstellen. Mein Plan muß auf die Geschichte des neueren Europa beschränkt werden.

Nachmittags. — Unter Tischzeit las ich den Beschluß der Geschichte der Merovinger und Karls des Großen Leben. Dieß ist die erste von Biographien, die in meinen Plan gehört.

Abends. — Ich lese die verworrene Geschichte der Karolinger. In diesem ganzen Zeitraum ist kein Mann, den ich zu meinen Absichten brauchen könnte, als etwa Hugo der Große, von dem aber zu wenig Particularitäten bekannt sind. (Er war eigentlich der Stifter der Dynastie Capet und zeichnete sich durch Kraft und Mäßigung aus.)

9. November.

Der Abt Suger von St. Denis, Minister Ludwigs VI. im Anfang des 12. Jahrhunderts gehört zu den ersten edlen und weisen Staatsmännern sowie dieser König selbst einer der besten französischen Könige war. — Stephan Boileau (Prévôt des marchands) unter Ludwig IX. ist die erste berühmte Magistratsperson, die in der französischen Geschichte vorkommt. Ludwig IX. (der Heilige) selbst, über dessen Leben wir Joinvilles Memoires haben, scheint seiner großen Gerechtigkeitsliebe wegen in meinen Plan zu gehören.

10. November.

Morgens. — Um 6 Uhr machte ich mir Licht und las in der Geschichte von Frankreich. Guesclin und Carl V. sind in diesem ganzen Abschnitte die einzigen für meinen Plan tauglichen Charaktere.

Wie wenig Vernunft und Rechtschaffenheit zeigen sich in den großen Welthändeln! Und doch sind die wenigen Spuren, die man davon in der Geschichte findet, das Einzige, was den guten Menschen aufrechthält und was — nebst der Vorsehung, die sich der Leidenschaften und Laster der Menschen selbst zu ihren Absichten bedient, den Untergang der Gesellschaft, der Cultur und der menschlichen Gattung selbst bisher verhindert hat und hoffentlich immer verhindern wird.

Mittags. — Endlich komme ich in der französischen Geschichte auf einen Charakter, der in moralischem Betracht lehrreich ist — auch persönlich für mich, denn er ward durch Widerwärtigkeiten gebessert — auf Ludwig XII. Der gute König fand auch einen brauchbaren Minister, den Cardinal d'Amboise.

Abends. — Der ungarische Landtag ist beendigt; man droht in einer beinahe unerhörten Sprache mit Gewalt und dem Schwert. — Was wird der Ausgang aller dieser falschen, unverständigen Schritte sein?

11. November.

Die drohenden Erklärungen des Hofes werden zurückgenommen oder desavouirt. Die letzte scheint vielleicht unecht gewesen zu sein. — Dem sei, wie ihm wolle: wir sind in den Händen erbärmlicher Menschen.

12. November.

Indem ich die Beispiele der Tugend in der Geschichte

aufsuche, will ich meine Aufmerksamkeit zugleich auf die Ursachen und den Fortgang des sittlichen Verderbens der Nationen und Zeitalter richten. Insbesondere will ich den Ausartungen des Geschlechtstriebes nachforschen, der nebst der Ehr- und Habsucht die Hauptquelle der unendlichen Verwirrungen ist, welche die Welt zerrüttet haben.

Die allgemeine Geschichte der Sitten hat noch wenig Bearbeiter gefunden, ebenso die der wahren Religiosität. Ich will versuchen, Beiträge dazu zu liefern.

13. November.

Ich lese die Memoires von St. Simon, die sehr unterhaltend sind. — Morgens las ich in Joinvilles seinen. Welche überaus edle Erscheinung in der französischen Geschichte ist Ludwig IX.! Es gibt ein neueres deutsches Werk über ihn, das ich mir anschaffen will.

14. November.

Morgens. — Ich bin seit 5 Uhr wach und lese St. Simons Memoires. Es ist ein sehr lehrreiches Buch; nie habe ich einen großen Hof so vollkommen kennen gelernt. Welch ein Mensch ist dieser Ludwig XIV.! — Und überall beinahe ist die elende Schwäche für das Geschlecht die Ursache der größten Übel und Verwirrungen der Familien sowohl, als des Staates. Die Ausartung dieses Triebes ist vielleicht das größte Hinderniß alles Guten in der Welt. Religion, Moral, Erziehung, äußere Gesetze, — Alles sollte zusammenwirken, um diese Pest in der menschlichen Gesellschaft einzuschränken und womöglich auszurotten.

Nachts. — Ich lese das 13. Buch von St. Simons Mem., welches den Tod der Dauphine und des Dauphin nebst deren Charakteristik enthält. Es ist eine der interessan-

testen Scenen in der ganzen Geschichte und sehr gut erzählt. — Hierbei fällt mir ein, daß eine historische Chrestomathie — nach meinem Plane bearbeitet — ein ungemein nützliches Buch für die Jugend werden könnte.

15. November.

Die Geschichte des Dauphin (Enkels Ludwig XIV.) ist ein höchst merkwürdiges Beispiel von der Macht der Erziehung und der Religion. Aber was für eine edle Seele mußte es auch im Grunde sein, worin die Ideen in so zartem Alter dieses Übergewicht und diese Alles bezwingende Gewalt erlangen konnten! — Wie unrein, schwach und verächtlich erscheine ich mir dagegen, der ich in so reifen Jahren der erkannten Wahrheit den Sieg so schwer mache!

18. November.

Nachts. — Den Beschluß des Tages will ich mit meinem Freund Plutarch machen. Wenn ich bedenke, daß ich Tacitus, Platon, Epiktet und selbst Sokrates vor diesem Jahre kaum kannte, so kann ich dieß Jahr doch nicht für verloren halten.

19. November.

Morgens. — Seit $^3/_4$6 Uhr bin ich wach und las nach einigem Kampf mit dem Schlaf Plutarchs Titus Quinctius Flamininus. — Nebst der Geschichte Frankreichs will ich die römische (letztere aus Quellen) zum Hauptgegenstand meiner Lectüre in den Nebenstunden dieses Winters machen. Außerdem will ich noch ein paar Moralphilosophen näher kennen lernen.

Die Ankündigung von Schlegels Museum hat die alte Autoreitelkeit wieder ein wenig in mir aufgeregt. In diesem Punkte muß ich Selbstverleugnung üben. Vor ein paar Jahren darf ich durchaus nicht ans Schreiben denken,

sowohl meiner Geschäfte, als meiner eigenen Cultur wegen, die in der Zwischenzeit hoffentlich erst ihre bestimmte Richtung und Reife erlangen wird.

Nachmittags. — Ich will ein wenig ruhen. Überspannung ist gefährlich; nur die Vernunft muß nie einschlummern. — Meine Ruhe darf nur die der Musen sein. Ich fange Fergusons Untersuchungen über die Fortschritte und den Verfall der römischen Republik (französisch) zu lesen an.

24. November.

Das größte Ereigniß im Leben eines Menschen ist der Übergang aus der Herrschaft der Neigung zur Freiheit oder zur Herrschaft der Grundsätze. — Das höchste Glück des Lebens ist mir begegnet. Ich habe den Werth der Grundsätze kennen gelernt und die Tugend in ihrer wahren Gestalt erblickt.

25. November.

Ich lese Fergusons Recherches L. I. C. 3 u. 4. Es ist ein verständiges und nützliches Buch, aber ohne großen Geist und besondere Ordnung. — Die Übersicht der röm. Geschichte bis zum ersten punischen Krieg ist mit Recht sehr kurz. Hier fängt das Werk des Polybius an, welches eines der ersten ist, die ich kennen lernen muß.

26. November.

Ich las im Ferguson bis zum Ende des zweiten punischen Krieges. Hannibal und Scipio — welche Männer! Der Letztere insbesondere gehört zu den großen Helden des menschlichen Geschlechts. Wie klein sind wir, und wie erbärmlich unsere Eitelkeiten, Sorgen und Angelegenheiten! Numerus sumus et fruges consumere nati.

Im Unglück zeigten sich die Römer am größten;

dadurch wurden sie die Herrn der Welt. — Nichtswürdig ist, wen die Noth nicht antreibt, sich selbst zu übertreffen.

28. November.

Abends. — Ich las den Anfang des II. Buches von Ferguson, welches die Zerstörung von Carthago enthält. — Müdigkeit macht meine Aufmerksamkeit stumpf und die Phantasie zu üppigem Umherschwärmen geneigt. In solchen Träumereien konnte ich mich sonst verlieren. Sie sind der Tod aller Tugend und vernünftiger Thätigkeit.

29. November.

Ich lese im Ferguson bis zum Tode des Tiberius Gracchus. Die schönste Zeit der Republik ist da bereits vorüber.

1. December.

Morgens. — Ich habe den Anbruch des ersten Tages dieses überaus wichtigen Monats mit der Lectüre von Kants Tugendlehre gefeiert und will diese Lectüre in den nächsten Tagen und Wochen fortsetzen. Die Wahrheit und Reinheit dieser Lehre wird mir immer einleuchtender, je mehr ich practischen Sinn für die Tugend erlange. Die Grundsätze des Guten müssen fortwährend deutlicher in uns werden, wenn sie unsere alleinige Richtschnur werden sollen. Es sei eine Aufgabe für diesen Winter, nebst den moralischen Schriften von Kant selbst, auch ein paar seiner besten Commentatoren, sowie einige alte (Aristoteles und Cicero) und neuere (Hutcheson und Ferguson) Sittenlehrer zu lesen. Kenntniß und Übung müssen sich wechselseitig unterstützen, wenn man wahre Fortschritte in der Tugend machen soll. Und so denke ich, wenn ich das Leben habe, denselben Cursus nach drei bis vier Jahren zu wiederholen.

Mittags. — Ich denke mir nach und nach eine vollständige moralische Bibliothek anzuschaffen, welche Alles, was sich in diesem Fache irgend auszeichnet, enthalten soll. Sie wird dessenungeachtet nicht sehr groß sein; denn so viele moralisirende Schwätzer es auch gibt, so wenig gibt es doch eigentliche Moralisten. Dasselbe ist der Fall mit der Religionslehre, die im Grunde nur einen Theil der Moral ausmacht.

Nachts. — Sylla (im Ferguson) hat mich stets interessirt ungeachtet seiner Laster und Ungerechtigkeiten. Wo sich immer Charakter zeigt, ein deutlicher Begriff und fester Wille, da nimmt unser Verstand theil. So bei Lysander und unter den Neueren bei Richelieu.

2. December.

Es ist Pflicht, sich über die Art, den Umfang und die Gründe seiner Verpflichtungen aufzuklären, und ohne Zweifel ist die deutliche Einsicht und Kenntniß seiner Pflichten der größte Antrieb zur Erfüllung derselben. Keuschheit ist eine Tugend und Unkeuschheit ein Laster; hierüber findet kein Zweifel statt. Aber wo sind die Grenzen jener Tugend und dieses Lasters? — Daß man selbst in der Ehe im höchsten Grade unkeusch leben könne, wird allgemein anerkannt. Die Kantische Idee von der gegenseitigen Erwerbungsart der Geschlechter in der Ehe scheint eine seltsame Spitzfindigkeit zu sein. Die Übereinstimmung der Herzen und die gegenseitige Absicht, Kinder zu erzeugen, kann den Geschlechtsgenuß allein rechtfertigen. Ein Vertrag über die wechselseitige Nutznießung der Geschlechtseigenschaften däucht mir eine barbarische und zugleich unsittliche Vorstellungsart zu sein. Die Maxime der Zenobia und der Swiftischen Houyhnhnms ist allein echt keusch.

Es sind Fälle denkbar, worin die Vielweiberei erlaubt und sittlich rathsam ist; die Vielmännerei kann es nie sein. Der Grund liegt in der Möglichkeit der Zeugung. Jede Vereinigung der Geschlechter, wobei die Zeugung absichtlich vermieden wird, ist H—rei.

3. December.

Morgens. — Um halb 7 Uhr machte ich Licht und las in Humes Essays. Dieser verständige und gemäßigte Schriftsteller zieht mich sehr an. Überhaupt haben die Engländer eine Reihe moralisch-politischer Schriftsteller, denen wir Deutsche beinahe gar nichts an die Seite stellen können. Ich will mir sie nach und nach alle anschaffen: Shaftesbury, Hutcheson, Smith, Ferguson; Swift und Addison nicht zu vergessen. Es war doch nützlich, daß ich so viel Englisch lernte, um diese Autoren im Original zu verstehen. Auch das Lateinische (und vielleicht das Italienische) will ich wieder mehr betreiben.

Mittags. — Und wenn es keinen inneren Unterschied zwischen Tugend und Laster gäbe, so müßten die Menschen diesen Unterschied aus freier Wahl festsetzen. Ruhm und Ehre müssen ewig nur die Tugend, Tadel und Schande nur das Laster treffen. Möge auch dieses Leben unser ganzes Dasein begrenzen, möge keine vergeltende Gerechtigkeit über den Sternen walten (und sie ist so gewiß, als die Sterne selbst sind), so muß doch das Recht auf der Erde heilig sein, und die Würde der Menschheit begründet und erhalten werden.

4. December.

Ich las vor dem Einschlafen und heute nach dem Erwachen in Kants Tugendlehre und überzeugte mich aufs Neue von dem großen Nutzen, ja von der Nothwendigkeit,

welche die wissenschaftliche und schulgerechte Kenntniß unserer Pflichten in Absicht der Ausübung derselben behauptet.

5. December.

Morgens. — Das größte, das unsterbliche Verdienst von Kant ist unstreitig der Gedanke, die Vernunft als ein rein practisches Vermögen aufzustellen und sie zur alleinigen Quelle des Pflichtbegriffs zu machen. Ich zweifle, ob es vor ihm eine wissenschaftliche Moral gab, und ich hoffe, daß nach ihm ein System der Sitten entstehen wird, das allen Angriffen des Skepticismus Trotz bietet. Es muß eine Zeit kommen, wo es kein Witz, keine Zweifelsucht, keine Neigung noch Verkehrtheit des Herzens mehr wagen darf, sich gegen die heilige, allgemein verbindende Stimme der Pflicht aufzulehnen, und wo selbst der Lasterhafte sich und Anderen seiner Nichtswürdigkeit geständig werden muß. Was soll eine Sittenlehre für eine Kraft zur Besserung der Menschen haben, die mit sich selbst nicht einig ist und von dem Geständniß ausgeht (wie Humes seine), daß man schon halbwegs tugendhaft sein müsse, um für ihre Vorschriften empfänglich zu sein, d. h. sie für verbindend zu halten? — Was das Christenthum durch das Gefühl gewirkt, das muß Kants Sittenlehre durch die Vernunft bewirken, wenn sie durch geschickte und moralisch gesinnte Bearbeiter nur erst die wahre Deutlichkeit und Popularität erhalten hat.

Abends. — Ich fange an, Ciceros Werk über die Pflichten in Garves Übersetzung zu lesen. Nachdem ich 25 bis 30 Jahre in den Wissenschaften gestümpert habe, fange ich in schon sehr vorgerücktem Alter und bei wenig Muße endlich an, diejenigen, welche fähig sind uns besser zu machen, einigermaßen kennen zu lernen.

6. December.

Morgens. — Um halb 6 Uhr machte ich Licht und las bis jetzt im Cicero de officiis, wovon ich das erste Buch gleich endigen werde. Es ist eine Lectüre, zu der ich auch der Sprache wegen noch oft zurückkehren werde.

Nachmittags. — Ich habe einen Theil von Ciceros philosophischen Schriften im Original vor mir. Sie werden künftig meine Nebenstunden öfters beschäftigen; denn ich denke, wenn mir noch ein längeres Leben bestimmt ist, auch noch ziemlich viel Latein zu lernen.

Abends. — Ich war Nachmittags auf dem Glacis und beschäftigte mich beinahe allein mit dem Projecte meiner künftigen Autorschaft. Es fiel mir ein, vom November des künftigen Jahres an unter dem Titel Winterabende von Th. W. jährlich moralisch-philosophische Versuche in wochentlichen (oder monatlichen) Nummern, im Ganzen 12—20 Bogen, herauszugeben und damit in den folgenden Wintern fortzufahren. — Bei weiterer Überlegung werde ich wohl finden, daß jener Zeitpunkt noch zu nahe angesetzt ist und daß ich mich leicht wieder in literarische Eitelkeiten verwickeln könnte. — Doch Alles hängt von den Fortschritten ab, die ich in der Ordnung meines äußeren Zustandes sowohl, als in meiner Geistes- und Charakterbildung mache.

7. December.

Morgens. — Das Größte, was in diesem Jahr geschah, ist die lebendige Überzeugung, die ich mir erwarb, daß ohne Grundsätze kein Heil ist, und daß ich anfing, mir Grundsätze zu machen. Die Grundsätze selbst aber haben keinen anderen Vereinigungspunkt, als in der reinen Sittlichkeit. Dieses obersten Grundsatzes glaube ich

nun versichert zu sein, und ich kann, wie ich zu Gott hoffe, auf der Bahn des Guten nicht mehr zurück-, sondern nur vorwärtsgehen. Welche erhebende Aussicht für die Zukunft! — Unendlich sind die Schwierigkeiten, die ich zu überwinden habe, um mein großes Ziel wirklich zu erreichen oder mich ihm wenigstens zu nähern. Aber das Schwerste ist doch geschehen; denn ich bin aus der Anarchie der Affecte, Gewohnheiten und Leidenschaften unter die Herrschaft der Vernunft übergegangen.

Mittags. — Allerdings habe ich Ursache, mich vor Autor-Eitelkeit in Acht zu nehmen. Das Project, dessen ich gestern erwähnte, kommt wenigstens noch ein Jahr zu früh, und überhaupt ist es dabei zu viel auf bloße Schöngeisterei abgesehen.

8. December.

Morgens. — Die Stoiker, denen Cicero in seinem Buche von den Pflichten durchaus folgt, hatten bewundernswürdig richtige und edle Begriffe von der Heiligkeit des Rechts. Schade, daß der unglückliche Versuch, die Identität des Nützlichen und der Gerechtigkeit in allen Fällen erzwingen zu wollen, ihrer Lehre so oft ein widersinniges Ansehen gibt.

Ich habe das Werk des Cicero zum erstenmal durchgelesen. Unstreitig enthält es sehr viel Gutes, wiewohl es als ein Ganzes schlecht ist und Cicero selbst gar kein philosophischer Geist war. — Was mir bei dieser Art von Lectüre aber überhaupt das Merkwürdigste ist, das ist der Eindruck, den sie auf mein Gefühl macht. Die bloße Beschäftigung mit solchen Gegenständen bessert unmerklich auch unser moralisches Urtheil und unser Herz. Daß ich mich so gedankenlos so manchen Verirrungen überließ, daran war die Entfernung schuld, worin ich von allen moralischen

Betrachtungen blieb. Hätte ich statt der Dichter und politischen Schriftsteller zuweilen ein moralisches Werk gelesen, ich würde nicht so in Gleichgiltigkeit versunken sein.

Nachmittags. — Der Gedanke, daß wir (ich) in allen Verhältnissen mit Menschen, mit Freunden, Dienern, Oberen, selbst mit Fremden und Gegnern immer nicht unsere ganze Schuldigkeit thun und dagegen zu viel von Anderen verlangen, ist diesen Mittag (während eines Gesprächs) sehr lebhaft in mir geworden. Die Regel der Vernunft und Sittlichkeit ist: Thue zuerst deine ganze Pflicht; — das, was Anderen obliegt, erwarte jedoch nie als die Bedingung deiner eigenen Handlungsweise!

Jetzt denke ich noch eine Stunde in Garves Anmerkungen zum Cicero zu lesen. Das ist einer der wenigen deutschen Schriftsteller, die sich für die Moral ernsthaft interessirten.

Abends. — In den Anmerkungen Garves zum 2. Buch Ciceros de officiis finden sich Betrachtungen über das Verhältniß der Religion zur Moral, die aus einem sehr edlen, warmen Herzen geflossen sind. Ohne viel Neues und Tiefsinniges zu enthalten, sind sie reich an klaren, vernünftigen Gedanken und fähig, ähnliche gute Gesinnungen einzuflößen, als der Verfasser äußert.

10. December.

Morgens. — Um 7 Uhr machte ich Licht und las seither Ciceros 1. Buch der Tusculanae disputationes. Als Kunstwerk steht diese Schrift weit über der von den Pflichten. Und welch ein Schatz von Gelehrsamkeit!

Nachts. — Es ist eine Freude zu sehen, wie hoch Cicero über die gemeinen Genüsse des Lebens hinweg ist.

11. December.

Abends. — Ich las flüchtig das 5. Buch der Tuscul., welches bei Weitem nicht leistet, was es verspricht. Es ist eine Declamation über das Glück des Tugendhaften und ein seichtes Gemische stoischer, epikurischer und anderer Lehrsätze ohne Ordnung und beweisende Stärke.

Nachts. — Ich habe Ciceros Werk über das höchste Gut zu lesen empfangen. Es enthält, wie es scheint, eine genauere Darstellung der Moralsysteme der Alten, als irgend eine andere auf uns gekommene Schrift. Die Kenntniß derselben gehört wesentlich zum Plan meines Selbstunterrichts.

12. December.

Morgens. — Das 1. und 2. Buch von Ciceros Werk über das höchste Gut, welches die Darstellung der Lehre des Epikur und ihre Widerlegung enthält, ist vortrefflich und das Beste, was ich bis jetzt von Cicero las. Welche edle, großmüthige Gesinnungen und wie viel Verstand! Gewiss, die Neueren haben die Moral nicht weiter gebracht, wenn Kants Lehre nicht vollkommen gegründet ist. Denn alle anderen Systeme der Neueren sind bei den Alten schon consequenter da gewesen.

Nachmittags. — Da ich jetzt das 1. und 2. Buch des obig. Werkes beendigt habe, so finde ich mich in der Meinung bestärkt, es bei Weitem für das Beste der drei philos. Werke des Cicero zu halten, die ich bis jetzt (wiewohl nur flüchtig) kennen lernte. Einen großen Genuß verspreche ich mir von dem 3. Buche, welches die Lehre der Stoiker darstellt.

Abends. — Das stoische System (in Ciceros Darstellung) befriedigt mich nicht. Es ist voller Spitzfindigkeiten. —

Ich lege alle Lectüre bei Seite, die nicht interessant genug ist, mich aus der Zerstreuung zu wecken, worein ich verfiel. — Der halbe Tag ist verloren; denn ich bin ohne energische Gedanken und Empfindungen.

Nachts. — Kants Kritik der practischen Vernunft soll mich in mein Inneres zurückführen. Ein gesetzter Geist, wie Kant, theilt uns von seiner Zuversicht mit.

14. December.

Morgens. — Seit 6 Uhr habe ich Licht und lese die Kritik d. pr. V. Immer deutlicher wird mir dieß allein wahre System, immer überzeugter werde ich, daß ein rein guter Wille das Höchste in und außer der Welt, und diesen in uns zu gründen, unsere oberste Pflicht ist.

Abends. — Ich lese den herrlichen Abschnitt in der Kritik: Von den Triebfedern der reinen practischen Vernunft. — Jedes Wort ist gewogen, ernst, edel, voll tiefer Wahrheit.

Nachts. — Moral muß Wissenschaft sein. Ohne streng erwiesene Grundsätze ist alle Sittenlehre nur ein gleißnerisches Geschwätz. Ich will wissen, was und warum ich es mir zur Pflicht mache.

15. December.

Ist es zu wundern, daß (bei dem damaligen Zustande meiner Geistesbildung) meine erste Bekanntschaft mit Kants Schriften so wenig bleibenden Einfluss auf meinen Charakter hatte, da diese Schriften seit den 25 bis 30 Jahren, seit denen sie in Deutschland so vielfältig gelesen, erläutert, bestritten und vertheidigt wurden, selbst bei ihren erklärtesten Anhängern keine bekannt gewordene auffallende Sinnesänderung bewirkt haben und da, soviel man sieht, dadurch ganz und gar keine merkliche Revolutition in der

Denkart und Moralität, ich will nicht sagen des Volkes, sondern auch nur des Lehrstandes bewerkstelligt worden? — Beweist dieß gegen Kant oder gegen seine Leser und Nachfolger? — Wenn ich in mein eigenes Herz greife: unstreitig nur gegen die Letzteren.

16. December.

Ich las Goethes Biographie vor und will nun den ersten Theil für mich durchlesen. Dieser Schriftsteller hat viel Einfluß auf meine Bildung und Verbildung gehabt. Es ist interessant zu sehen, wie er sich selbst verbildete; denn leider hat er seine herrlichen Talente aus Mangel eines moralischen Princips verhältnißmäßig nicht viel besser angewandt, als ich meine mittelmäßigen

17. December.

Morgens. — Goethes Selbstbiographie ist sehr interessant und lehrreich. Da sehe ich in glücklichen Umständen ein wahres Talent sich entwickeln. — Wie dumpf, unbestimmt und unglücklich war dagegen das Thun, Sinnen und Treiben meiner Jugend! Daß sich endlich Vernunft aus meinem zwecklosen Leben entwickelt, ist ein Ereigniß, welches kaum gehofft werden konnte. Lauter falsche Antriebe setzten mich von Kindheit auf in Bewegung.

Mittags. — Die Klarheit und Ruhe, welche in Goethe schon so früh sich offenbarten, waren die Wirkung einer genialischen Naturanlage. Nur die Moralität kann in gemeinen Gemüthern diese Einheit und Heiterkeit des Bewußtseins hervorbringen.

19. December.

Ich lese Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, worin mir noch Manches nicht deutlich ist, aber auf jeder Seite beinahe, bei jedesmaliger Betrachtung neue

Wahrheit und größere Überzeugung entgegenleuchten. — Die Vernunft allein — jedes Vernunftwesen — ist Zweck an sich und hat einen absoluten Werth. Alles, was die Natur umwölkt und stört — Affect, Leidenschaft, Genuß — ist ein Hinderniß dieses absoluten Werths, ist sein Widerspiel, — und das Hingeben an diese Hindernisse — Nichtswürdigkeit.

20. December.

Die letzteren Abschnitte von Kants Grundlegung sind mir, wie ich nun finde, noch wenig bekannt und es wird nützlich sein, diese Schrift bald wieder durchzulesen. — Alle anderen Philosophen, die ich bis jetzt kennen lernte, sind doch mit Kant verglichen bloß mehr oder weniger geistreiche Schwätzer. Wie sträflich bin ich, daß ich mich von diesem Schriftsteller so ganz entfernte, da ich ihn doch schon vor 20 Jahren auch als Moralisten kannte!

21. December.

Freunde zu erwerben, ist — nach der Meinung des Sokrates — die größte und nützlichste Kunst. In seinem Sinne (nur auf meine Umstände angewendet) will ich diese Maxime ausführen. Ich will einen Kreis von Menschen um mich bilden, denen ich und die mir nützlich sein können. — Dazu, nicht zur Celebrität, die ganz eitel ist, will ich meine Talente und Kenntnisse verwenden. Es sind die Elemente zu sehr fruchtbaren Verhältnissen um mich vorhanden; mit Weisheit und Klugheit kann ich noch viel leisten.

22. December.

Morgens. — Platons Apologie des Sokrates enthält Stellen von der rührendsten Wahrheit, Stärke und Schönheit. Ich werde noch oft zu dieser herzerhebenden Lectüre (und zu allem dem, was den Sokrates betrifft)

zurückkehren. Die großen Vorbilder der Weisheit und Tugend müssen mir immer gegenwärtig sein.

Abends. — Herrlicher Platon! Welche Gedankenfülle, welche Beredsamkeit, welche erhabene Gesinnung! — Ich lese den Phädon wieder.

23. December.

Ich las aus Goethes Leben vor. — Die letzteren Bücher interessiren mich auch bei der zweiten Lectüre. Welche schöne Einheit ist in der Entwicklungsgeschichte dieses Mannes! Das ist der Vorzug des Genies. Gemeine Naturen können nur durch Sittlichkeit zu dieser Eintracht mit sich selbst gelangen.

25. December.

Um 7 Uhr machte ich Licht und las im Phädros des Platon. Es sind einige erhabene Gedanken unter einem Schwall von Spitzfindigkeiten und schwärmerischen Bildern. Wie kann man uns den Platon wieder erwecken wollen und damit der Philosophie zu helfen glauben! — Man muß von den Alten lernen, aber nicht verkennen, worin es ihnen an Erfahrung und deutlicher Kenntniß fehlte. Der Schluß ist schön und enthält sehr weise Betrachtungen über den Vorzug des mündlichen (eigentlich practischen) Unterrichts vor dem Schreiben. — „O Pan und ihr anderen Götter dieses Ortes, (sagt Sokrates beim Abgehen) gewähret mir von Innen schön (edel, gut) zu werden, daß alles Äußere, was ich habe, dem Inneren befreundet sei, und daß ich für reich den Weisen halte! Goldes sei mir soviel, als dem Mäßigen und nur ihm genüget! — Sollen wir noch um etwas Anderes bitten, Phädros? Mir ist dieses Gebet hinreichend."

26. December.

Morgens. — Ich las im Platon und bin nun auf das interessanteste seiner Gespräche (den Gorgias), soweit ich sie jetzt kenne, gekommen. Der Gegenstand ist rein moralisch und also ungleich freier von Spitzfindigkeiten.

Gesegnet sei der Tag, an dem ich beschloß, dieses Tagebuch zu führen und mir Rechenschaft von meinen Handlungen und Gesinnungen zu geben! Es ist der heutige.

Abends. — Ich habe den Gorgias des Platon geendigt. Er ist (wenige dialectische Spitzfindigkeiten ausgenommen) ein unübertreffliches Meisterstück, voll der edelsten Grundsätze und stärksten moralischen Wahrheiten. Nirgends erscheint Sokrates größer, weiser, mit einem rührenderen Ernst und Tugendeifer. Und welche herrliche Form hat das Ganze! — Ich werde dieß schöne Werk oft, jährlich mehr als einmal lesen.

29. December.

In adversis vultum secundae fortunae gerere, moderari in secundis. — Ich durchlese mein Tagebuch seit November. Es ist viel Leben und Arbeit in dieser kurzen Zeit in meinem Inneren gewesen. Sehr schlimm ist es, daß ich nach jeder größeren ökonomischen Anstrengung bisher gleich wieder davon abkam. Vom 26. November bis 15. December war ich (dem Tagebuch nach) beinahe bloß Gelehrter; so sehr vertiefte ich mich in die Lectüre sei es auch an sich nützlicher Werke. Wie kann ich mich wundern, daß meine Geschäfte nicht vorwärtsgehen, da ich im Grunde so wenig anhaltenden Fleiß daran verwende?

31. December.

Ich ward um 6 Uhr wach und las nach einigen Betrachtungen gemischter Art John Wesleys (Stifters der

Methodisten) Leben im Baur. Vor dem Einschlafen hatte ich noch unseres Bürgers Leben gelesen. Beide sind, besonders als Gegensatz, sehr lehrreich. —

Und so schließe ich den ersten Jahrgang dieses Tagebuchs mit dem festen Willen, es bis zum Ende meines Lebens fortzusetzen, und in dem Vertrauen, daß ich von Jahr zu Jahr weniger Schlimmes und mehr Gutes von mir selbst darin zu sagen haben werde. Das nächste Jahr kann in ökonomischer Rücksicht sehr traurig für mich werden, in moralischer aber wird es, wie ich zu Gott hoffe, erfreulicher sein, als jedes, das ich bisher durchlebte.

1812.

1. Jänner.

Ein Jahr voll unabläßiger Arbeit und Sorge erwartet mich, voll ernster Pflichten und Prüfungen, vielleicht voll Trübsal. Was an mir liegt zu thun, um Unglück von mir und den Meinigen abzuhalten, das ist Pflicht; und wenn ich es nur daran nicht fehlen lasse, so wird wenigstens mein Geist unter den Schlägen des Schicksals nicht ganz erliegen. Was ich auch erleiden mag, ich leide es nach der Gerechtigkeit. —

5. Jänner.

Morgens. — Ich bin seit 6 Uhr wach und las nebst Anderem Gibbons Lebensbeschreibung im Baur. Auch er hielt einen großen Theil seines Lebens hindurch ein Tagebuch.

Abends. — Was gibt so vielen mittelmäßigen Menschen eine Überlegenheit in ihren Geschäften? — Nichts als dieß, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit darauf beschränken, daß sie durch keine anderen Gegenstände, durch keine Liebhabereien und Leidenschaften davon abgezogen werden. — Was hat mich in den meinigen so sehr zurückgebracht? — Nichts als Fahrläßigkeit, Zerstreuung, Mangel an Consequenz und Ordnung.

9. Jänner.

Ich habe in der Nacht und heute früh Schlegels Museum, erstes Heft, gelesen, worin Manches (auch im

guten Sinne) bemerkenswerth ist, das Merkwürdigste aber die christliche Philosophie des Herausgebers. — Wahrlich, diese Meister werden mich nicht von Sokrates und Kant abwendig machen!

10. Jänner.

Mittags. — Es ist ein schöner, milder Wintertag; ich war eine halbe Stunde auf der Bastei. — Ich fühle mich gesund, aber ohne wahre Energie. Offenbar war ich in den letzten Tagen zu zerstreut; auch bedarf ich der Beispiele und fleißiger Wiederholung der guten Lehren und Grundsätze, um nicht in sittliche Gleichgiltigkeit zu verfallen. Ich darf mich daher nicht, wie in den letzten Wochen, aller Lectüre enthalten.

Abends. — Ich lese Xenophons Abhandlung von der Haushaltungskunst. Der Geist des Sokrates ist darin merkbar; ich fühle mich besser, so oft ich mich diesem Geiste nähere.

11. Jänner.

Die ökonomischen Zwecke des Lebens, wie dringend sie auch sein mögen, füllen den menschlichen Geist nicht aus; und gewiß, es sind nur untergeordnete Zwecke. Sittlichkeit, — Charakterstärke, — Cultur der Vernunft, — das sind die höchsten Zwecke des Lebens; — ich darf diese nicht gleichsam auf bessere Zeiten aufschieben.

Die Vernunft will man uns verleiden, um uns in die Arme eines blinden Glaubens zu werfen. Ihr Thoren! wenn ihr nicht vielmehr Betrüger seid; — wonach unterscheidet ihr denn die wahren und die falschen Propheten, deren Wort wir glauben sollen, wenn es nicht nach der Vernunft geschieht? Gott hat sich den Besten zu allen Zeiten — in ihrem Innern (durch Vernunft und moralisches

Gefühl) geoffenbart und wird sich ihnen auch künftig offenbaren.

13. Jänner.

Ich lese Jean Pauls Katzenbergers Badereise Zuweilen darf (ja sollte) ich mich durch eine so leichte Lectüre zerstreuen und erfrischen.

16. Jänner.

Ich las Kants Idee zu einer weltbürgerl. Geschichte wieder, ein Aufsatz, der mich immer sehr wohlthätig anregt. Das Interesse der Vernunft, das größte menschliche, hat nie einen größeren Beförderer gehabt, als diesen Philosophen. Dieß Interesse auch an meinem geringen Theile zu befördern, ist mein höchster Wunsch in dieser Welt.

Selbst vernünftig zu leben, ist der geradeste Weg, die Vernunft überhaupt bei Ehren und Ansehen zu erhalten. Alles Anpreisen der Vernunft ohne eigene Anwendung und lebendige Beispiele hilft nichts. Ich werde also selbst in weltbürgerlicher Absicht nichts Besseres thun können, als die nächsten Jahre hauptsächlich auf meine eigene Cultur und Besserung zu verwenden und es der Vorsehung anheimzustellen, ob sie mich späterhin würdigt, als Schriftsteller oder, wie es ihr sonst gefällig ist, auch auf das Ganze zu wirken.

17. Jänner.

Morgens. — Schon in der Nacht und früh nach dem Erwachen las ich Humes Dialogues concerning natural religion. Ich glaube meiner Grundsätze genug sicher zu sein, um mich an diese Lectüre wagen zu dürfen.

Von Zeit zu Zeit darf ich der Lectüre einige Stunden widmen, ja ich soll es thun, um den Grad von Geistes-

Cultur, den ich erreichte, zu erhalten. Aber nur die vorzüglichsten Werke kann und will ich lesen.

Mittags. — Ich möchte irgend ein ausführliches Buch, das die Pflichtenlehre in ihrer größten Strenge behandelt. Es ist den Menschen so wenig Ernst mit der Erfüllung ihrer Pflichten. Staat und Kirche thun beinahe nichts für die wahre Sittenbesserung; und wie schal und leichtfertig sind selbst die meisten Moralisten von Profession.

Abends. — Ich lese die Geschichte des Kardinals Ximenes von Buchholz. Es ist einer der kraftvollsten Männer der neueren Zeiten. Grundsätze und fester Wille sind die Grundlage aller Größe.

Ximenes war 77 Jahre alt, als er die Regentschaft übernahm. Mein eigenes Gemüth, der Kreis meiner Geschäfte ist mein Königreich — und ich bin erst 44 Jahre alt.

19. Jänner.

Mittags. — Ich lese in Voltaires Essais historiques. Es ist eine geistreiche Übersicht, die auch zum Vorlesen geeignet ist. Die allgemeine Geschichte gehört zu den Studien, welche ich nicht vernachläßigen darf.

Nachmittags. — Wenn Gott mein Vorhaben segnet, wenn ich in diesem Jahr meine Geschäfte noch in einige Ordnung bringe, so möchte ich wohl 8 bis 10 Bogen (Winterabende, I. Jahrgang) drucken lassen, um auch Etwas für die Welt zu thun und nicht stumm das Leben zu verlassen. Künftige Jahrgänge (wenn mir Gott das Leben erhält) sollten dann den Fortgang und die weitere Entwicklung meiner Ideen enthalten. —

Die kurze Geschichte Mahomeds und seiner Nachfolger ist von Voltaire vortrefflich behandelt. — Auch Mahomed ward 40 Jahre alt, ehe er aus der Dunkelheit hervortrat.

Nachts. -- Ich las Voltaires Essai sur les moeurs vor und fand in der Wiederholung neben manchem geistreichen Zug doch viel Seichtigkeit und freigeistisches Geschwätz. -- Ein Geschichtsschreiber ohne Ernst und Unparteilichkeit ist eine widrige Erscheinung.

22. Jänner.

Morgens. — Vor dem Einschlafen und nach dem Erwachen beschäftigte mich Ludwigs XV. Lebensbeschreibung im Baur, ein Gemälde der schändlichsten Indolenz und Wollust. — Die Laster haben überall gleiche Wirkungen, im Staat wie im Privatleben.

Vormittags. — Der Plan meiner ökonomischen Regeneration ist noch nicht fest und deutlich, aber er liegt bereits dunkel in meinem Kopfe.

Nachts. — Aus diesem Tagebuch (wenn ich überhaupt lebe und mich erhalte) wird sich nach und nach meine Geschichte entwickeln. Wie merkwürdig ist sie schon jetzt, um wieviel mehr muß sie es werden, wenn ich noch zehn, vielleicht zwanzig Jahre lebe.

23. Jänner.

Morgens. — Ich las im Baur Dr. Bahrdts Leben. Welch ein Spiegel für Leichtsinn und Charakterlosigkeit! — Möge mir doch so viel Zeit vergönnt sein, um das Beispiel einer wahren Charakterbesserung zu geben!

Abends. — Ich habe ein interessantes Buch (Jacobi, über die göttlichen Dinge und ihre Offenbarung) erhalten, dessen Durchlesung mich heute und vermuthlich auch morgen in meinen Freistunden beinahe allein beschäftigen wird. Der erste Aufsatz über eine Weissagung Lichtenbergs ist mir großentheils unverständlich. Die bilderreiche Sprache schadet dem Sinn, und im Ganzen ist keine Ordnung.

„Nur das höchste Wesen im Menschen zeugt von dem Allerhöchsten außer ihm; der Geist in ihm allein von einem Gott. Darum sinkt oder erhebt sein Glaube sich, wie sein Geist sinkt oder sich erhebt." —

Der Hauptaufsatz (die Recension des Wandsbecker Boten) ist, soweit ich ihn bis jetzt kenne, deutlich gedacht und vortrefflich geschrieben. Es ist wahrer Glaube, echtes Tugendgefühl in diesem Schriftsteller. Ich will ihn näher kennen lernen.

Nachts. — Jacobi zeigt, in dieser Schrift wenigstens, wahre Achtung für Kant. Es macht mir herzliche Freude, diesen talentvollen Mann am Ende seiner Laufbahn noch so vernünftig, wahr und warm zugleich zu finden.

24. Jänner.

Morgens. — Ich habe in der Nacht und Morgens Jacobis (fast durchaus) treffliche Schrift ganz ausgelesen. Sein Glaube ist größtentheils auch der meinige und (wenn er recht verstanden wird) selbst Kants Glaube.

Zwei neuere Schriftsteller, die er anführt, Fries und Bouterwek, muß ich näher kennen lernen. (Immanuel Kant, ein Denkmal von B. 1805 und neue Kritik der Vernunft von Fries, 3 Th.) Die deutsche Philosophie scheint wieder eine erfreulichere Gestalt zu gewinnen. Etwas zu ihrer völligen Begründung beizutragen, ist vielleicht meinem höheren Alter aufbehalten.

Abends. — Ich habe die berufene Abhandlung über das österreichische Papiergeld in den Europ. Annalen vor mir und soll sie heute noch durchlesen. Es fehlt viel, daß sie leistete, was man von ihr sagte.

Nachts. — Der Aufsatz hat wenig Werth. — Ich will mich zum Beschluß des Tages noch mit einer gemüthlichen Lectüre ergötzen.

26. Jänner.

Ich habe die Apologie des Sokrates in der Bearbeitung von Claudius vorgelesen und bin selbst bis zu Thränen gerührt worden.

Sokrates, Epiktet — als Lehrer und Vorbilder — Platon und Kant — als wissenschaftliche Lehrer —, das sind die Gesandten Gottes und die Genien der Menschheit!

27. Jänner.

Ich habe den Kriton und (mit Abkürzungen) den Phädon vorgelesen. Auch sie machten vielen Eindruck. Groß ist die Macht des Beispiels. — Mein Umgang mit den edelsten Geistern des Alterthums erweitert sich. Ich habe Marc Aurels Betrachtungen gekauft und werde morgen anfangen sie zu lesen.

28. Jänner.

Morgens. — Außer der Sittenlehre, die ich wissenschaftlich betreiben will, werde ich mich in diesem Jahr auf die nähere Kenntniß des Sokrates, Epiktet und Marc Aurel großentheils beschränken, da es in practischer Absicht sehr wichtig für mich ist, fürs Erste nur mit den allerreinsten Charakteren (als Vorbildern) vertraut zu werden. In die speculative Philosophie mich zu vertiefen, will ich vermeiden und außer Kant bloß ein paar seiner Erklärer und neueren Nachfolger (Tieftrunk, Fries, zum Theil Bouterwek) lesen.

Abends. — Ich habe angefangen, Marc Aurels Tagebuch zu lesen. Wie lehrreich, wie erbauend ist es! — Wo dachte ich hin, was wollte ich, daß ich nur um diejenigen Bücher mich nie bekümmerte, aus denen ich wahren Nutzen hätte schöpfen können? — Daß ich überhaupt so gleichgiltig

gegen die wahre Bildung und das Heil meiner Seele war! Ich dachte gar nicht, ich träumte nur.

Nachts. — Darin stimmen alle denkenden, großherzigen Menschen überein: — frei von Begierden und Eigennutz, auf einen edlen Zweck muß die Seele gerichtet sein, wenn das Leben überhaupt einen Werth haben soll. — Und wie das Leben, so das Denken; — die Gesinnung, die Handlungsweise muß durch die Philosophie bestimmt werden, oder sie ist nur ein eitles Geschwätz. Wenn die deutsche Philosophie zu Ehren kommen soll, so muß sie ihre Kraft in der Bildung reiner und starker Charaktere zeigen.

29. Jänner.

Ich habe in der Nacht und Morgens einen großen Theil des Marc Aurel gelesen. Viele seiner Maximen passen auf meine persönlichen Verhältnisse. Er war ein Geschäftsmann und hatte also (aus Pflicht) gegen den Hang zur Speculation und zu den Büchern zu kämpfen. Die Kürze des Lebens, die Eitelkeit des Ruhmes waren ihm stets gegenwärtig. — „Thue deine Pflicht, nichts als deine Pflicht, bleibe in dem Kreis der Wirksamkeit, der dir angewiesen ist!“ Es ist auch eine Eitelkeit, „ein Muster für Andere sein zu wollen;“ — sei erst dir selbst genug!

31. Jänner.

Nur meinen Geschäften darf ich in Zukunft leben. Der eingehende Monat muß darin Epoche machen. — Pflicht, Ehre, Zufriedenheit stehen auf dem Spiel. — Hinweg mit den Planen der Eitelkeit! In meinem Gemüth, Haus und Geschäftskreis ist Alles eingeschlossen, was mich angeht. Alles Streben, das darüber hinausgeht, ist Thorheit.

3. Februar.

„Wessen Lebenszweck nicht stets ein und derselbe ist,

der kann auch selbst nicht sein ganzes Leben hindurch einer und eben derselbe sein." — „Und nur einen aufs allgemeine Wohl gerichteten Zweck darf man sich vorsetzen." — Der ganze Gedanke ist Kantisch. „Wer alle seine Bestrebungen auf diesen Zweck richtet, der wird dadurch seinen Handlungen Gleichförmigkeit geben und selbst immer derselbe sein." Marc Aurel. XI. 21.

4. Februar.

Ich lese Reches Commentar über den Marc Aurel.

Nicht eher will ich schreiben und noch weniger drucken lassen, als ich meiner wiedererrungenen Freiheit gewiß bin; auch nicht eher, als bis ich die großen Alten, die ich oben nannte, sowie Kants Moralsystem vollkommen kenne. Es ist schon allzu viel über Moral geschwatzt worden; ein Moralist dessen Leben seinen Lehren widerspricht, ist ein Ärgerniß.

5. Februar.

Reches allgemeine Anmerkungen zum Marc Aurel haben viel Verdienst. Die wahren (practischen) Stoiker, wie Epiktet und Antonin waren der Vollkommenheit sehr nahe. — In homine optimum quid est? Ratio. Hac antecedit animalia, deos sequitur. — Haec vocatur virtus. Hoc est honestum et unicum hominis bonum. Seneca 76. — Auch den Seneca will ich in diesem Jahre noch kennen lernen.

7. Februar.

Ich las eben noch einmal Schlegels Recension der Jacobischen Schrift über die göttlichen Dinge. Da ist Mangel an Denkkraft, Klarheit und vielleicht auch an Aufrichtigkeit. Aber der Grundfehler aller dieser Vernünftler und Träumer scheint in dem moralischen Indifferentismus zu liegen. Nur der pflichtergebene Mann kann ein Weiser, ein wahrer Philosoph sein.

9. Februar.

Ich lese im Cicero über das höchste Gut. — „Glückselig ist, wem es noch im Alter zutheil wird, die Weisheit und die wahren Meinungen zu erlangen." (de finibus, V. 21.)

11. Februar.

Ich las im 7. Theil des Wandsbecker Boten, der unter Anderem Auszüge aus Bacons Werken das Christenthum betreffend enthält. Der Ton der Überzeugung, mit dem so viele große Köpfe von dieser Religion sprachen, ist doch sehr merkwürdig. — Aber auch Sokrates konnte sich von der Volksreligion nicht genug freimachen; und die Geheimnisse des Christenthums haben ungleich mehr Vernunftmäßiges.

13. Februar.

Ich lese Hutchesons Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend in einer leider sehr schlechten Übersetzung. — Auch diesen ausgezeichneten Kopf habe ich bisher nicht gekannt.

14. Februar.

Morgens. — Ich bin seit 5 Uhr wach und habe nur wenig geschlafen. Vorher und nach dem Erwachen las ich in Hutchesons Untersuchung. Es ist ein gründlicher Beobachter; in mancher Hinsicht ein Vorläufer des Kantischen Moralsystems. Die Seichtigkeit des angeblich allgemeinen Princips der Selbstliebe wird von ihm hinlänglich dargethan. Aber der Schritt von dem Begriffe einer uneigennützigen Tugend (aus Gefühl) zu dem der Pflicht ist noch sehr groß.

Nachmittags. — Hutcheson ist wirklich einer der gründlichsten und liebenswürdigsten Moralisten, und ich denke ihn bald ganz kennen zu lernen. „Die Wohlfahrt der

vernünftigen und empfindenden Wesen" ist eigentlich nach ihm der Zweck und das Wesen der Tugend. Auf denselben Grundsatz hat mich schon früher der gesunde Verstand gebracht. Auch Kant scheint viel von ihm gelernt zu haben.

Abends. — Ich lese wieder im Hutcheson. Hätte ich doch solche Schriftsteller statt der Dichter und witzigen Köpfe, denen ich so lange nachäffte, zu den Gesellschaftern meiner jüngeren Jahre gemacht! Es ist unmöglich, mit vernünftigen und tugendhaften Menschen vertraut zu werden, ohne selbst besser und vernünftiger zu werden.

15. Februar.

Morgens. — Wenn ich noch ein paar Jahre an meiner eigenen sittlichen Bildung arbeite und nebenbei die großen moralischen Schriftsteller genauer kennen lerne, so werde ich wohl im Stande sein, einen nützlichen Tractat über die Moral zu schreiben. Nicht neu, noch glänzend, sondern wahr, einfach und eindringend wünsche ich zu schreiben. — Unter den Neueren sind die Engländer bei Weitem die Wichtigsten an guten moralischen Schriften: Shaftesbury, Hutcheson, A. Smith, Clarke, Hume, Ferguson, Wollaston, (unter den älteren Hobbes und Cumberland) sind sämtlich einer näheren Bekanntschaft werth. — Grotius, Puffendorf, Leibnitz und Wolf darf ich ebenfalls nicht übergehen. — In zwei bis drei Jahren kann ich den Plan des Werkes entwerfen, zwei oder drei Jahre werde ich brauchen, um es zu vollenden; vor meinem 50. Jahre wird es also auf keinen Fall erscheinen, und in der That ist dieß auch das rechte Alter zu einem solchen Unternehmen.

Nachmittags. -- Ich hatte vor Tisch eine Commission bei der Stadthauptmannschaft, wo mich die persönliche Achtung, die man mir erwies, nicht wenig ergötzte. Rechtlich-

keit, Verstand, ein gewisser Grad von Talenten erwirkt unvermeidlich Achtung und Zuneigung.

Abends. — Der Cours ging bis 286—90. Wir sind also beinahe, wo wir waren, und meine Calculs im vorigen Sommer waren nicht so unrichtig.

Nachts. — Hutchesons System ist der moralischen Gesinnung günstig, weil es die Selbstsucht ausschließt und das Factum einer freien sittlichen Beurtheilung vielfältig beleuchtet; aber der strenge Pflichtbegriff ist nicht daraus abzuleiten, und die gute Gesinnung ist darnach mehr eine Sache des Geschmacks als der eigentlichen Sittlichkeit.

16. Februar.

Ich lese das 7. Buch in der Ethik des Aristoteles, welches über Enthaltsamkeit und Unenthaltsamkeit sehr weise und verständliche Bemerkungen enthält. — Unenthaltsamkeit ist Schwäche, nicht eigentlich Laster; denn das Laster handelt nach einem verkehrten Princip (der Wille ist böse), die Schwäche aber handelt dem guten Princip entgegen. Das Laster ist häßlich, Schwäche verächtlich.

„Der Mäßige flieht die Vergnügungen und der Kluge strebt weit mehr nach Schmerzlosigkeit, als nach Vergnügen.“ Noch mehr: „Die Vergnügungen sind Hindernisse für die Tugend der Klugheit und desto größer, je lebhafter sie selbst sind. Daher keine ärgeren Feinde eines vernünftigen Betragens, als die Freuden der sinnlichen Liebe; denn diese erlauben dem Menschen gar nicht einmal zu denken.“ VII. 125.

Aristoteles beschränkt und berichtigt in den folgenden Capiteln die zwei ersten der obigen Sätze; und selbst von den körperlichen Vergnügungen sagt er: „nur Derjenige

sündigt, welcher sie nicht auf die gehörige Weise, unter den Einschränkungen der Sittlichkeit, genießt.“ Cap. 15.

Welch ein Geist ist Aristoteles! Welche Klarheit, Schärfe und Nüchternheit! Und ich habe ihn (zum Theil seine Poetik ausgenommen) gar nicht gekannt, obwohl ich den Schriftsteller, sogar den Philosophen machte! Bisher habe ich in der Ethik nur geblättert. Ich will sie in diesem Jahre noch einigemal durchlesen.

17. Februar.

Ich lese im 2. Hefte des Museums Aufsätze von Schlegel und A. Müller. Diese Schriftsteller haben wirklich viel Sprachtalent, aber wie wenig bestimmte Gedanken und wie wenig Wahrheit! — Was insbesondere dieser A. Müller will? — Es ist nicht der Mühe werth, es zu errathen.

18. Februar.

Das 5. Buch der Ethik, welches von der Gerechtigkeit handelt, enthält neben manchem Wahren und Schönen auch viel leere Spitzfindigkeiten; aber das 6. Buch über die Klugheit ist voll reifer Einsicht und Verstand.

20. Februar.

Morgens. — In der Nacht las ich noch ein Capitel des Aristoteles über die Freundschaft. — Ohne Annehmlichkeit des Umgangs gibt es keine Freundschaft. Es ist Pflicht, unsere Sitten liebenswürdig zu machen.

Nachmittags. — Ich las Lerchmanns Vorrede zu Hutchesons Sittenlehre der Vernunft, welche Nachrichten von dem Leben und den Schriften dieses „Sokrates der Schottländer“ enthält. Und dieser vortreffliche Mann starb im 53. Jahre. — Nos numerus sumus et fruges consummere nati.

Abends. — Mit Recht habe ich Hutcheson den Vorläufer Kants genannt. Niemand vor ihm hat den eigentlichen Charakter der Sittlichkeit und Tugend so genau bestimmt. Selbst die Stoiker lassen das Princip der eigenen Glückseligkeit mit dem der Tugend zu sehr in einander laufen. Hutcheson zeigt mit großer Klarheit, daß etwas ganz Anderes ist, tugendhaft sein und sein eigenes (auch erlaubtes) Glück befördern.

Ich eile in meiner Lectüre zu einem Gegenstand voraus, der mich besonders anzieht: Buch III., Cap. 1. Dieser Abschnitt enthält ungemein vernünftige Gedanken über die Ehe.

Nachts. — Ich bin heute auf dem Spaziergang wieder auf meine Winterabende gekommen. Vielleicht wäre es das Beste, die drei Charaktere von West, Brink und Palmer als Vehikel der Meinungen, die ich vorzutragen habe, vollkommen auszubilden. Brink müßte der reuige Sünder, Palmer der schuldlose Mensch, West der abwiegende Beobachter sein. — Diese Charaktere können erst durch eine solche Anwendung einigen schriftstellerischen Werth erhalten.

21. Februar.

Morgens. — In der Nacht und heute früh (nach 6 Uhr) las ich im Hutcheson. Es ist ein vortrefflicher Schriftsteller, von dem ich viel lernen kann. Ich denke zuerst die Übersetzung und dann nach einiger Zeit das Original ohne andere Unterbrechung zu lesen. Es ist Pflicht, meine moralischen Begriffe immer mehr aufzuklären und mich durch Lehren und Beispiele in den guten Grundsätzen zu bestärken. Hätte ich in früherer Zeit solche Bücher gelesen, gewiß würde ich manchen Fehltritt nicht begangen, von manchem mich eher wieder aufgerichtet haben.

Abends. — Der 9. Abschnitt des ersten Buches in Hutcheson enthält nebst einer gut gerathenen Ausführung des physikotheologischen Beweises einen verunglückten Versuch einer Theodicee. Kant hat dargethan, warum überhaupt kein solcher Versuch gelingen kann. Aber Hutcheson hatte auch noch keinen deutlichen Begriff von der eigentlichen Bestimmung des Menschen. Wenn Freiheit und Tugend das oberste Gut sind, so kann gar nicht mehr Frage sein, warum der Mensch so vielen Übeln ausgesetzt ist.

23. Februar.

Abends. — Ich bin in der Lectüre Hutchesons über den allgemeinen Theil vorgerückt. Es ist ein großer Übelstand in diesem Werke, daß die Rechts- und Tugendlehre darin vermengt vorgetragen werden. Ein guter Commentar über Kant kann mir hierüber ungleich nützlicher sein. Ich werde, bis ich etwa einmal mehr Zeit habe, nur einzelne Abschnitte von Hutchesons 2. und 3. Buche lesen. Interessanter möchte für mich seine Abhandlung über die Leidenschaften sein.

Die wenigsten Menschen denken auch nur daran, daß sie Pflichten haben, die über die gemeinen Verhältnisse des Lebens hinausgehen. Dachte ich doch selbst so lange nicht daran. Es ist die erste Pflicht, den ganzen Umfang seiner Pflichten kennen zu lernen.

Nachts. — Zuweilen meine ich, daß es nur auf die Entschließung ankomme thätig zu sein, dann finde ich wieder, daß dieses nur eine nach und nach erworbene Fertigkeit sein kann. — Träume nicht länger, handle! —

24. Februar.

Morgens. — Die meisten Menschen sterben an den Folgen ihrer Unmäßigkeit. Sehr schwache Constitu-

tionen können durch Mäßigkeit lange erhalten werden. Ich werde — das hoffe ich zu Gott — noch lange genug leben, um auszuführen, was mir Vernunft und Pflicht als nothwendig vorschreiben. — Kein Zustand ist so schlecht daß er sich nicht besser machen ließe.

Abends. — Welch ein Mann ist Aristoteles! Die ruhige Klarheit seines Geistes geht auf den Leser über. In allen Stimmungen ist eine solche Lectüre wohlthätig.

25. Februar.

Abends. — Nicht was Andere von dir denken, — laß dich kümmern, sondern was du bist! Es ist ein edler und kühner Muth in dir, wenn du ihn nur nicht selbst sinken läßt. Sei klug, standhaft, großherzig! Verachte den Stolz in Anderen wie in dir! Erhebe dich über Niemand, aber dulde auch nicht, daß sich Jemand über dich erhebe! — „Wer sich selbst zum Wurme macht, kann dann nicht klagen, wenn er mit Füssen getreten wird.“

Nachts. — Ist es nicht eine Schande, daß der große Verstand (die Kenntniß und Kunst des Lebens) dem kleinen Verstande (der Kenntniß und Kunst des Geldmachens) dienstbar sein soll? O der wahre, große Verstand ist es nicht! Denn Der vermeidet arm zu werden oder versteht es zu sein.

26. Februar.

Nachts. — Wir kommen aus dem Theater (den Katakomben). Nach so langer Entfernung war mir diese Zerstreuung angenehm. Das Stück ist nicht ganz schlecht.

28. Februar.

Es ist immer Schwäche, wenn uns die Meinung, die Andere (auch ungerechter Weise) von uns haben, beunruhigt. Epiktet und Antonin haben hierüber sehr

weise gedacht. — „Solltest du dich nicht schämen, daß du deine Seele einem Jeden, der dich beschimpft, preisgibst, so daß sie in Unruhe und Verwirrung geräth?“ Epikt. Enchir. 28. — Nicht der Schimpf, sondern unsere Meinung davon ist es, was uns beleidigt.

4. März.

In zwei bis drei Jahren könnte ich ein Kaufmann im eigentlichen Sinne des Wortes sein; zum Krämer bin ich nicht gemacht, aber alle Eigenschaften des wahren, besseren Kaufmannes lassen sich erwerben. Der Credit in der Entfernung ist eine schöne Sache. Warum sollte ich nicht noch einmal in Paris, Amsterdam, ja in London und Constantinopel so viel gelten, als jetzt ...? Aber da müßte ich irgend einen großen Handlungszweig ausfindig machen oder durch eine außerordentliche Operation Geld und Credit zugleich gewinnen. Nathan — ist keine Fabel!

Der große kaufmännische Geist ist der, welcher kein Fach hat und keine Einschränkung duldet. Landwirthe, Fabrikanten, Kleinhändler sind alle mehr oder weniger — glebae adscripti; selbst der Banquier und gewöhnliche Großhändler sind es in gewisser Art. Man muß mit wenig oder viel Capital, mit schlechten oder guten Waren in allen Zeiten und Ländern ein großer Kaufmann sein können. Der Eigensinn, die Beschränktheit sind das einzige Hinderniß, durch den Handel reich zu werden. Ich will in diesem Jahre noch Großhändler werden. Geldcredit ist schwer zu erlangen, Warencredit sehr leicht, und ich kann nur mit dem Credit Fond machen.

5. März.

Ich blättere in Novalis Schriften. Ohne Geist und Talent war er nicht; aber wie leicht ist es auch Geist

zu verrathen, wenn man keine Ungereimtheit scheut und jeden ersten Einfall kühn heraussagt! — Der Witz und die Phantasie des jungen Mannes spielten übrigens auch ziemlich oft mit dem Geschlechtsgenuß. — Gewiß ist es eine schädliche Lectüre. —

Es muß leitende Ideen geben, die den Menschen im Denken wie im Handeln in Ordnung erhalten, sonst schwärmt er in Thorheit und Lastern umher. Der Noth und dem Bedürfniß entgegenzuarbeiten, Gerechtigkeit zu üben und Wahrheit zu verbreiten, die Würde und die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts zu befördern, — das sind die Ideen, die uns im Leben wie in der Schriftstellerei auf die Bahn des Guten, Edlen und Großen führen. Ohne Vernunft und Sittlichkeit haben alle Talente keinen Werth.

12. März.

Morgens. — Abends vor dem Einschlafen und heute früh las ich im Wandsbecker Boten. Es ist doch wirklich viel Gemüth und fromme Gesinnung in diesem Schriftsteller. Auch hat er unter manchen Zierereien und Possen hin und wieder wahren Humor.

Mittags. — Ich lese die ersten Bücher der Ethik des Aristoteles. Es ist eine stärkende Lectüre.

Nachts. — Mäßigung ist das Öhl des Lebens, wie sie das Element der Vernunft ist. Auch übertriebene Arbeit und unzeitige Sorge muß ich meiden.

13. März.

Man spricht wieder von einer Veränderung im Finanz-Ministerium. Wenn ein zweiter Umsturz der Valuta erfolgen sollte, so kann ich mich nicht halten.

14. März.

Ich habe gestern Nachts und heute Morgens wieder in dem ehrlichen Montaigne geblättert. Seine Urtheile über die alten Schriftsteller (II. 10.) sind anziehend und naiv.

15. März.

Nachmittags. — Ich lese in Diogenes Laertius das Leben der sogenannten sieben Weisen. Unter den Sprüchen, die ihnen beigelegt werden, sind manche wahres Gold, z. B.

Thales aus Milet (überhaupt einer der merkwürdigsten):

„Man fragte ihn: was sehr schwer sei? — Sich selbst kennen. — Was leicht sei? — Andere warnen. — Wie man aufs Beste und Gerechteste leben könne? — Wenn man unterläßt, was man an Anderen tadelt. — (Kenne dich selbst!)"

Solon.

Zu seinen Gesetzen wird gezählt: „Wer seinen Ältern den Unterhalt versagt, der soll ehrlos sein; ebenso der, welcher das väterliche Vermögen durchgebracht hat."

Von seinen Sprüchen: „Herrsche, wenn du gelernt hast, dich beherrschen zu lassen (selbst zu beherrschen)!"

Wie die Menschen am wenigsten ungerecht sein würden? „Wenn das Unrecht, das Andere erleiden, so von ihnen empfunden würde, als erlitten sie es selbst." (Nie zu viel!)

Chilon (aus Lacedämon).

„Beherrsche deine Zunge; bedrohe Niemanden, denn das ist weibisch! — Gehe zuerst zum unglücklichen Freund, dann zum glücklichen! — Scheue den Schaden weniger, als schändlichen Vortheil; denn das ist ein immer-

währender Schaden! — Habe Acht auf dich selbst; lerne deinem Hause gut vorstehen!" —

„Am Prüfstein wird das Gold, am Golde aber werden die Menschen erprobt." (Bürge, willst du Verlust!)

Pittacus (aus Mitylene).

„Wahrhaft gut zu sein, ist das Schwerste!" (Nimm die Zeit in Acht!) „Der verständige Mann sucht das Unglück zu verhindern, ehe es erfolgt; der herzhafte Mann sucht es zu nützen, wenn es erfolgt ist." — „Wirf Niemand sein Unglück vor; fürchte die Nemesis!"

Bias (von Priene).

„Unglücklich ist, wer das Unglück nicht ertragen kann." — „Geh langsam an das, was du thun willst, hast du es aber einmal angefangen, so halte fest dabei aus bis ans Ende!" — „Was du Gutes thust, das rechne den Göttern an!" — (Von ihm wird die witzige Rede im Sturm gegen die Bethenden erzählt: Schweigt, damit die Götter nicht gewahr werden, daß ihr hier seid! — Sein Spruch war: Die meisten sind böse.)

Kleobul (nach Einigen aus Karien).

Sein Spruch war: Die Mittelstraße ist die beste. — Die übrigen, die Diogenes anführt, sind nicht besonders sinnreich.

Periander (aus Korinth).

„Die Alten sind nicht einig, ob der Tyrann und der Weise einerlei Person seien."

„Die Gesinnung der Beherrschten, nicht Waffen sind die sicherste Leibwache des Beherrschers."

(Alles fordert Übung; Übung vermag Alles.)

Anacharsis.

„Wie kann man das Lügen verbieten, wo der Handel erlaubt ist?" — „Der Weinstock trägt drei Früchte: Ver-

gnügen, Trunkenheit und Traurigkeit." — Auf seinen Statuen findet sich die Inschrift: „Beherrsche die Zunge, den Bauch und die Schamtheile!"

Abends. — Die ersten Grundsätze der Moral und der Klugheit finden sich schon bei diesen Weisen und beim Pythagoras, und insoferne ist die Erscheinung des Sokrates weniger wunderbar. — Was die Menschheit aufrecht erhält, ist die Einsicht und das Gefühl dieser höchsten practischen Grundsätze. Wenn diese erschlaffen, fängt die Barbarei an. Unser Zeitalter ist in practischer Rücksicht offenbar in Verfall.

Abends. — Anaxagoras (etwa 100 Jahre später als Thales) zeigt sehr erhabene Gesinnungen und eine größere Kenntniß der Natur, als irgend Einer seiner Vorfahren. Perikles gehörte zu seinen Schülern.

16. März.

Morgens. — Ich las im Diogenes die Geschichte der Sokratiker und darunter die des Aristipp und seiner Schüler, der Cyrenaiker.

Pythagoras — eine starke Seele — antwortete auf die Frage, wann man der Liebe pflegen dürfe: — „wenn du dich schwächen willst." — Ich lese die Geschichte der Pythagoräer, der ich die des Heraklit und der übrigen großen Geister vor Sokrates folgen lassen will.

Vormittags. — Ist es Natur, ist es Verwöhnung, was uns so gewaltig ergreift und unsere edelsten Vorsätze erschüttert? — Die Krankheit, ja die Furcht des Todes selbst vermag nichts gegen diesen unglücklichen Hang.

Mittags. — Ich las die (angeblichen) Bruchstücke aus den Schriften der Pythagoräer im Anhang zum Diogenes Laert. — Von wem sie auch herrühren mögen, es ist echte Tugendgesinnung darin. — „Ich wäre erlegen, wenn es keine tugendhaften Menschen gegeben hätte." — Kehre immer

zu den großen Mustern zurück und genüge dir nie, solange du ihnen nicht gleichst! — „Es ist schwer, wahrhaft gut zu sein;“ — aber eben darum ist es das schönste, edelste Ziel.

Nachmittags. — Der Krieg ist dem Ausbruch nahe. Guldener erzählt mir, daß Berthier und die Equipagen von Napoleon in Frankfurt angekommen sind. — Vielleicht führt er zur Abkürzung des allgemeinen Elends der Zeit.

Ich las das Leben des Antisthenes und Diogenes. Es waren doch herrliche Menschen! „Der wahre Bettler ist allein der wahre König!“

Abends. — Auch Zenon der Kittier ist ein herrlicher Charakter. Er war schwächlich von Körper und doch Stifter der stoischen Schule.

17. März.

Ciceros Sprache hat sehr viel Reiz. Da ich die Griechen im Original nicht lesen kann, sollen mir wenigstens die Lateiner auch durch ihre Sprache nützlich werden. Wenn nur erst das Schwerste überstanden, die größten Fehler in meinem Charakter verbessert, und meine ökonomische Lage zum Theil gesichert ist, so wird mir immer so viel Zeit übrig bleiben, um die schönsten und nützlichsten Studien zu betreiben und dereinst etwas Gutes zu schreiben. In meinem fünfzigsten Jahr etwa könnte ich meine ganze Reife erlangen. — Ich lese im Cicero, dessen philosophische Schriften ich in diesem Jahr auch der Sprache wegen zu einem meiner Handbücher machen will.

19. März.

Das zweite Buch von Ciceros de officiis ist für uns wenig interessant. Es ist mehr eine Rhapsodie über die Staatsklugheit für römische Große, als eine Abhandlung der Moral.

20. März.

Mittags. — Nichts übereilt, nichts zweckwidrig, nichts zwecklos zu thun, — den Neigungen und Leidenschaften gar keinen Einfluß auf unsere Handlungen zu gestatten, — das ist der Anfang und die Summe der wahren Klugheit. Ich will es mir zum Grundsatz machen, nie ohne reife Überlegung zu handeln, einen Entschluß lieber erst morgen als heute zu faßen, aber wenn er einmal gefaßt ist, keinen Augenblick zu versäumen, um ihn auszuführen.

Nachmittags. — Der Gedanke, mein bischen Talent zur Schriftstellerei auch zu meinen zeitlichen Zwecken zu nützen und schon im nächsten Winter etwas drucken zu laßen — Winterabende von Th. W. — wird nach und nach zum Entschluß. Es ist erlaubt und vernünftig, sich um die Aufmerksamkeit und Achtung der Verständigen zu bewerben, und ich habe kein besseres Mittel dazu, als eine bescheidene Autorschaft. Wenn ich jährlich sechs, acht bis zehn Bogen schreibe, so ist es genug.

Abends. — Ich lese den Tristram Shandy. Eigentlich sollte ich mir keine solche Zerstreuung machen. Indessen will ich noch eine halbe Stunde daran wenden.

21. März.

Die Skizze meiner Winterabende ist fertig, ich kann nun nach Zeit und Umständen zur Materialiensammlung und endlich zur Ausarbeitung fortschreiten.

22. März.

Morgens. — Ich las seit dem Erwachen im dritten Buch von Ciceros de officiis. Dieß Buch enthält viel Interessantes. Die Alten hatten schon die reinsten Tugendbegriffe. Es war mir unmöglich, den Tr. Shandy weiterzulesen. Für einen männlichen Geist und Geschmack ist diese manierirte Schreiberei etwas sehr Schales.

Nachmittags. — Da ich mit Ciceros Libr. de officiis fertig geworden, habe ich seine Quest. Tuscul. zur Hand genommen. Diese Lectüre ist meiner Stimmung, meinen Umständen und Absichten gleich sehr angemessen. Ich lese das zweite Buch de tolerando dolore. — Auch als Sprachübung ist sie mir nützlich.

Abends. — Das vierte Buch der Tusculan. Untersuchungen (von den Leidenschaften überhaupt) ist ein Meisterstück. Wie viel habe ich zu lernen versäumt! Und ich wagte es, Schriftsteller zu sein!

23. März.

Morgens. — Patiamur nos sanari. — Ja, die Philosophie, die echte, ist die Heilkunde der Seele; und die Krankheiten, von denen sie uns befreien kann und soll, sind Begierden und Leidenschaften! Vernunft, Grundsätze, — sie allein müssen uns regieren.

Abends. — Die größte Zerstreuung machte mir eine neue Schrift von Schelling über Jacobi. Ich will diese heute noch beendigen.

24. März.

Morgens. — Schellings Schrift ist wohl lesenswerth, wenigstens streitet der Verfasser für den strengen Gebrauch der Vernunft; aber ein Philosoph (im practischen Sinn) ist er gewiß nicht, und sein Gott ist doch ein gar seltsames Wesen.

Nachmittags. — Ich will Engels Geschichte von Ungarn durchblättern, die doch besser zu sein scheint, als ich glaubte. —

Engels Geschichte ist nichts weniger als schlecht, wie ich heute sehr voreilig urtheilte. Noch immer bin ich zu leichtfertig im Urtheilen und Reden. Sei redlich und ein Mann!

Abends. — Ich habe den zweiten Abschnitt der ungarischen Geschichte beendigt und finde darin viel Gutes und Lehrreiches. Es ist ein Werk und hat großen Fleiß und Beharrlichkeit gekostet. Wie verächtlich muß ich mir dagegen mit meiner schriftstellerischen Tändelei selbst erscheinen! Ein solches Werk zu schreiben, hatte ich Talente genug. Nur die Fehler meines Charakters haben mich zu allen nützlichen Beschäftigungen untauglich gemacht.

25. März.

Ich lese die Geschichte Ungarns, die unstreitig sehr interessant ist. Was ein gebildeter Mensch von der Geschichte überhaupt und von der seines Vaterlandes insbesondere wissen muß, will ich noch lernen. Es ist eine Schande ein Fremdling in seiner eigenen Heimat zu sein.

26. März.

Ich lese den Gorgias des Platon wieder. Der Geist der Alten umschwebe mich am letzten Tage meines 44. Lebensjahres, in dem ich zuerst mit ihnen bekannt wurde! Und so eröffne sich mir in ihrer Gesellschaft auch das neue, das morgen anfängt, das wichtigste, welches ich noch erlebte, da es bestimmt ist, mich in der Tugend zu befestigen und den Grund zu meiner äußeren Ruhe und Unabhängigkeit zu legen! —

Und so geht mein 44. Lebensjahr zu Ende, nicht so thatenreich und nützlich für meinen Zweck, als ich hoffte, aber doch nicht ohne Hoffnung für die Zukunft.

27. März.

Morgens. — Ich trete heute in mein 45. Jahr. Es ist nach dem Laufe der Natur das Jahr der vollen männlichen Reife. Aber die Mannheit besteht in vollendeter

Stärke der Vernunft und des Willens. Wie vieles fehlt noch zu dieser Stärke! In Allem ernstlich nach ihr zu streben, steht in meiner Macht, und das will ich.

Abends. — Ich las Platons Menon in der (freilich schlechten) Übersetzung von Kleuker. Der Dialog ist in Betracht der Sokratischen Methode merkwürdig, aber an Ideen weniger reich als andere. Das Resultat ist: „daß die Tugend durch ein göttliches Geschick denen ertheilt zu werden scheint, bei welchen man sie findet.“ — Eine seltsame Äußerung im Munde des Sokrates!

29. März.

Abends, 7 Uhr. — Ich habe Platons Philebus (über die Wollust) gelesen, nur flüchtig zwar und in einer Übersetzung, die den Sinn häufig verstellt und verwirrt. Dennoch fand ich viel Schönes darin. — Ich will mir nach und nach alle deutschen und französischen Übersetzungen des Platon, auch Tennemanns System der platon. Philosophie anschaffen, um mit diesem großen Autor so vertraut zu werden, als es ohne Kenntniß des Griechischen geschehen kann.

8 Uhr. — Die Übersetzung des Protagoras, die ich jetzt zu lesen anfieng, ist ungleich besser als die früheren, die ich von Kleuker las. Der Dialog selbst ist sehr anziehend; — vielmehr vortrefflich nach Inhalt und Form. Ich will noch öfter darauf zurückkommen.

30. März.

Morgens. — Laß uns erst für uns selbst sorgen, ehe wir daran denken dem Publicum zu nützen! Einer von den Hunderttausenden zu sein, die für die Motten in den Bibliotheken arbeiten, welch ein thörichter Wunsch!

Nachmittags. — Der Sophist des Platon, den ich flüchtig las, enthält außer der oft witzigen Schilderung

dieses Charakters dialektische Übungen, die sehr ermüdend sind. Indeßen will ich mich mit diesem großen und edlen Geiste doch immer näher bekannt machen.

Abends. — Auch die Fortsetzung des Sophisten (der Politiker) ist wenig mehr, als eine dialektische Spielerei. Gleichwohl ist es der Mühe werth, einen so außerordentlichen Geist, als Platon auch in seinen Ausschweifungen kennen zu lernen. —

Sanftmuth und Stärke, — Überlegung und Muth, — das ist nach Platon der königliche Charakter. Im Privatstand wie im öffentlichen Leben ist es die Vereinigung der Kraft und Milde, was den vollkommenen Menschen ausmacht. — Diesem großen Vorbild strebe denn auch du nach! Sei weise, sei entschlossen und standhaft! Es wird eine Zeit kommen, hoffe ich, wo du dein Haupt aufrecht unter den Menschen tragen darfst.

31. März.

Ein höchst unerwarteter, plötzlicher Todesfall (des Baron J. v. Lederer) mahnt mich stark an die menschliche Hinfälligkeit. Wie trostlos wäre unsere Existenz ohne Religion!

3. April.

Ich lese Platons Gastmahl und die beiden Alcibiades zum zweitenmal. Es sind wahrhaft vortreffliche Dialoge, und ich lerne und werde stets daraus lernen. Welch ein Mann war Sokrates! Und die Kunst des Gespräches kann man nur von Platon lernen.

4. April.

Ich habe vor dem Einschlafen und nach dem Erwachen Plutarchs Abhandlung über die Bezähmung des Zorns durchgelesen (3. B.). Sie ist vortrefflich; ich werde noch oft zu ihr zurückkehren.

5. April.

Dem Verdruß unzugänglich zu werden, ist das Erste; das Nächste daran, ihm auszuweichen. Entziehe der Leidenschaft die Nahrung, und sie wird erlöschen! — Wie thöricht ist es, sich von fremder Unbescheidenheit, Unvernunft oder Bosheit um seine Ruhe bringen zu laßen!

6. April.

Morgens. — Der Vernunft, der Pflicht und Tugend gehört alle Kraft des Menschen. Was wir den Leidenschaften entziehen, wächst diesen Schutzgeistern des Lebens zu.

Abends. — Plutarchs Abhandlung „wie man einen Freund vom Schmeichler unterscheiden soll“ zeigt ihn mir von einer neuen Seite. Sie hat viel guten Witz.

8. April.

Seltsam ist dieß Treiben und Drängen in uns; und nicht zu unterscheiden, was der Natur und der Gewohnheit, dem Gefühl und der Phantasie davon angehört.

9. April.

Das vierte Heft von Schlegels Museum ist erschienen, sehr dürftig an Inhalt, aber wieder voll frömmelnder Beziehungen. So sind, wie ich höre, auch seine Vorlesungen. — Ich will mich vorbereiten, dieses neue Pfaffenthum dereinst mit Erfolg zu bekämpfen. — Göttliche Vernunft, heiliger Glaube, wie sehr wirst du entweiht!

10. April.

„Zeige mir einen Mann, der frei von Leidenschaften ist, und ich will ihn in mein innerstes Herz verschließen!“ — Der Anfang alles Guten ist die Leidenschaftlosigkeit. Niemand weiß, welche Kraft in Vernunft und Willen ist, der von Neigungen und Affecten beherrscht wird.

Die Tugend ist Kampf; sie schlummert ein, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit durch Gefahren und Schwierigkeiten geweckt wird.

12. April.

Morgens. — Ich lese Tiedemanns erste Philosophen Griechenlands. Ich muß mir alle Schriften von Tiedemann anschaffen. Sie enthalten einen Schatz von Gelehrsamkeit und Kritik. — Die Geschichte des Pythagoras ist vortrefflich von ihm bearbeitet.

Nachmittags. — Tiedemann denkt groß von Pythagoras, und unstreitig war Pythagoras einer der außerordentlichsten Menschen, die jemals gelebt haben.

Abends. — Pythagoras ist der erste wahrhaft große Moralist, den die Geschichte nennt. Seine Lehre ist nicht bloß rein, sondern eindringend und im höchsten Grade practisch. Die Stoiker dachten nicht erhabener, Sokrates nicht menschlicher und edler. Ich will sein Andenken ehren, als das des ersten Priesters der wahren Gottheit.

13. April.

Ich blättere in Ad. Müllers vermischten Schriften. Was will dieser Autor? — Es ist ein widriges Gemenge von dunklen und halbklaren Vorstellungen und Bildern, voll Anmaßung und Eigendünkel. Und diese ekelhafte Frömmelei!

14. April.

Zu der vorbereitenden Lectüre, ehe ich schreibe, gehören auch die Modeschriftsteller, sowie die recensirenden Journale. Ich will daher, wenn ich Zeit finde, die letzten Jahrgänge der Literaturzeitungen, die philosophischen und politischen Journale und die neuesten Compendien der Philosophie und Moral nachlesen, um nicht wie ein Fremdling in Israel zu erscheinen.

16. April.

Morgens. — Im Pythagoreischen System finden sich schon die Keime der christlichen Philosophie, deren Geschichte ich näher kennen lernen muß.

Im Timäus kommt das ewige Wort (λογος) und der Sohn vor. (Tiedemann, Lehren des Pythagoras.) Noch mehr Aufschluß darüber muß die Geschichte der Neuplatoniker geben.

Abends. — Molitor (der Maler) ist heute früh gestorben. Ein großer Verlust! —

Tiedemanns System der stoischen Philosophie ist ein jugendlicher Versuch. Wenn ich damit fertig bin, will ich sein Hauptwerk (Geist der speculativen Philosophie) lesen.

17. April.

Die Logik und Metaphysik der Stoiker (Tiedemann, erster und zweiter Theil) will ich flüchtig, die Moral aber aufmerksam und daher zweimal lesen.

18. April.

Morgens. — Ich bin in Tiedemanns stoischem System zu der herrlichen Moral dieser Schule gekommen. Diese herzerhebende Lehre will ich aus den Quellen studiren, und mir deshalb zunächst noch Senecas und Arrians Schriften anschaffen.

Mittags. — Ich habe zwei Werke von meinem Freunde Kant, die ich seit Langem nicht mehr gelesen, (Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft und die Kritik der Urtheilskraft) gekauft und freue mich kindlich über ihren Besitz. Nun will ich die Lectüre des stoischen Systems aussetzen, bis ich wenigstens das erstere durchgelesen habe.

Nachmittags. — Wenn mir Gott Leben, Gesundheit und einiges Glück in meinen Geschäften gibt, so denke ich in diesem Jahre das Kantische System vollkommen durchzuarbeiten und hiernächst die Geschichte der Philosophie der Alten näher kennen zu lernen. Auch will ich mich mit dem Christenthum und dem Moralsystem der Briten mehr bekannt machen. — Etwas Mathematik und Physik denke ich noch zu studiren.

Abends. — Schon habe ich den ersten Abschnitt in Kants Religionslehre gelesen. Wie tändelnd, schwankend und unwahr scheint mir alles Andere, was über diesen großen Gegenstand geschrieben ist, wenn ich es mit Kants Ideen und ernster Sprache vergleiche!

19. April.

Fast habe ich meine Lectüre geendet. Wie erhebend und lehrreich ist sie! — Ja, diese Religion, keine andere ist und sei auch die meinige! In meinem Herzen will ich sie erst gründen und dann, soviel an mir liegt, an der Ausbreitung arbeiten. Mein edler, wahrheitsliebender, tugendhafter, weiser Freund! Möge es mir vergönnt sein, dir in Beispiel und Lehre nachzueifern!

Es ist lauter Vernunft, Tugendgefühl und wahre Gottseligkeit, was mich aus dem nun ausgelesenen Buche anspricht. Wie froh bin ich, die Aufrichtigkeit meines edlen Lehrers auch hier bewährt zu finden.

21. April.

Nach längerer Unterbrechung habe ich heute meine Haus- und geheimen Rechnungen nachgetragen. Man muß unaufhörlich auf seiner Hut sein, um nicht wieder in eine langgewohnte Unordnung zurückzufallen.

23. April.

Ich fange Kants Kritik der Urtheilskraft zu lesen

an, deren Inhalt mir beinahe fremd ist. Die Einleitung däucht mich sehr schwer, und die Schreibart hat nicht Kants gewöhnliche Klarheit. Eine zweite Lectüre wird sie mir schon deutlicher machen.

Desto klarer ist die erste Abtheilung des Werkes selbst (die ästhetische Urtheilskraft), die auch größtentheils trefflich geschrieben ist.

24. April.

Nachmittags. — Die Autoreitelkeit regt sich von Zeit zu Zeit in mir. Es ist erlaubt und in mancher sittlichen Absicht gut, seinen Talenten einen gegründeten Ruhm zu erwerben. Aber nie darf dadurch näheren Pflichten ein Abbruch geschehen. Zudem bin ich noch so wenig vorbereitet, und meine Talente selbst sind so zweifelhaft, daß es wohl am besten sein wird, mich noch lange, wo nicht auf immer der Schriftstellerei zu enthalten.

Nachts. — Wenn ich einst wieder für das Publicum schreibe, so soll es meine erste Regel sein, alles Manierirte zu vermeiden und nach der größten Einfachheit der Gedanken zu streben. Der humoristische Ton, den ich als Thomas West annahm, war mir nicht natürlich.

26. April.

Morgens. — Ich las in Kants Kritik der teleologischen Urtheilskraft. Der Gegenstand ist mir neu und schwer; aber ich glaube hin und wieder das Licht durchscheinen zu sehen, das mich einmal erleuchten wird.

Abends. — Ich habe die flüchtige Lectüre der Kritik der teleolog. Urtheilskraft beendigt. Welch ein Riesengeist! Und Alles führt zu einem großen Endzweck, zur Begründung wahrer Sittlichkeit.

28. April.

Ich las in Tiedemanns stoischem System. Gewiß,

diese wackeren Männer waren der Wahrheit sehr nahe. Das elende Glückseligkeitssystem der Neueren hat den Sitten unendlich geschadet.

30. April.

Man erzählt mir, daß Schlegel in seiner heutigen Vorlesung mit Geringschätzung von Kant gesprochen habe. Armer Unverschämter!

1. Mai.

Die Moral als Wissenschaft ist noch einer großen Vervollkommnung fähig. — Das bloße Geschwätz über Pflicht und Tugend führt zu nichts; aber die Wissenschaft der Sitten ist von der größten Wichtigkeit.

3. Mai.

Mittags. — Es gibt einen Punkt im Leben, wie in der Kunst und in der Wissenschaft, von dem man sicher ist, nicht mehr zurück-, sondern nur vorwärtszugehen. Was diesseits dieses Punktes bleibt, ist lauter Stümperei; aber Der, welcher ihn erreicht hat, darf deshalb noch nicht hoffen, es bis zur Meisterschaft zu bringen. Nur muß jeder Versuch, den er von da an macht, ihn dem Ziele näher führen, das vor ihm aufgesteckt ist.

Abends. — Ich denke in diesem Jahr außer dem Studium der Moral das Kantische System im Ganzen durchzuarbeiten, seine Nachfolger aber nur historisch kennen zu lernen. Zur letzteren Absicht können mir Fries, Berch und Wendel dienlich sein. Fichte, Schelling und Wagner will ich für das nächste Jahr aufsparen. —

Ich habe die Kritik der reinen Vernunft wieder zu lesen angefangen. Die Kantische Lehre von Raum und Zeit hat für mich etwas unendlich Überzeugendes und scheint mir den Schlüßel des ganzen Systems zu enthalten. Raum und Zeit sind an sich nichts; welch ein Gedanke! Und welch

eine Aussicht in eine höhere Ordnung der Dinge (die moralische), vor der die ganze Natur verschwindet!

Nachts. — Wenn ich Kant wieder aufwecken will, so muß ich seine Nachfolger, die ihn bei dem großen Haufen verdrängt haben, kennen lernen. So ganz verächtliche Köpfe können es nicht sein, die so viel gewirkt haben.

Alle Philosophie, die einen Werth haben soll, muß übrigens auf das Practische gehen und die Menschen besser machen. Diesen großen Vorzug hat die Kantische; von der seiner Nachfolger ist nichts dergleichen bekannt.

4. Mai.

Abends. — Eine neue Lectüre (Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie) beschäftigt mich. Es ist eine geistreiche Skizze ohne strenge Methode oder Form. Welche Reihe trefflicher Köpfe findet sich unter den Moralphilosophen der Engländer! Ich will nun zunächst auch Adam Smith und Shaftesbury kennen lernen. Das elende Princip des Eigennutzes hat großen Abbruch durch diese Reihe edler Männer (Shaftesbury, Hutcheson, Hume, Ferguson, Smith) erlitten.

Nachts. — Wir sahen aus meinem Fenster durch das Teleskop die Venus und den Jupiter mit drei Trabanten. Herrliche Wissenschaft! Hätten die Alten die Entdeckungen in der Astronomie und der Naturkunde gemacht, die wir besitzen, welchen ganz anderen Gebrauch würden sie davon gemacht haben. Die Moral muß neue Kraft und Nahrung aus so erhabenen Kenntnissen schöpfen.

5. Mai.

Ich lese im Ferguson. Der Geist der Stoa belebt sein Werk. Es ist ein treffliches, auf die guten Gesinnungen wirkendes Buch. Der Autor, gewiß ein tugendhafter Mann, interessirt durch seine Persönlichkeit. Ich will auch seine Geschichte der Menschheit lesen.

6. Mai.

In wenig Tagen sind die Bäume grün geworden; alles fühlt die verjüngende Kraft des Frühlings. Was für ein herrliches Geschöpf wäre der Mensch, wenn er sein wollte, was er sein kann! —

Ich habe die erste flüchtige Lectüre Fergusons geendigt. Inhalt und Vortrag sind aphoristisch, aber voll Geist und wahrer Tugendgesinnung.

7. Mai.

Ich lese Kants transcendentale Logik, die ich immer am schwersten fand und auch jetzt noch nicht verstehe; dennoch muß ich einmal hindurch, wenn ich überhaupt ein Urtheil über sein System und das seiner Nachfolger haben will.

Um in dieser schweren Materie besser fortzukommen, will ich Jakobs Darstellung der Kategorien zu Hilfe nehmen.

8. Mai.

Es ist wohl der Mühe werth, die Geschlechtsneigung in allen ihren Beziehungen, Folgen und Ausartungen zu ergründen. Noch gibt es meines Wissens kein gutes Buch weder in physischer, psychologischer noch in moralischer Hinsicht über diesen Gegenstand. Es müßte mit ebensoviel Aufrichtigkeit, als Ernst und mit keuschem Sinn geschrieben sein.

9. Mai.

Ich habe neue Nahrung für meine Einsamkeit angeschafft, darunter Arrians Epiktet und die Briefe des Seneca; auch die Moral des Pufendorf und Augustins Confessionen. Es bleibt dabei. Noch zwei Jahre will ich mich der Schriftstellerei enthalten. Erst selbst mehr werden, was ich soll, und dann Alles, was in den moralischen Wissenschaften wichtiges geschrieben ist, kennen lernen!

10. Mai.

Morgens. — „Du fragst, um was ich weitergekommen bin? — Ich habe angefangen, mein Freund zu sein.“ — Eine herrliche Maxime! Auch bewundert sie Seneca, der selbst so reich an trefflichen Maximen ist. — Ich habe diesen Schriftsteller (in Kaysers Übersetzung) zu lesen angefangen. Nächstens muß ich mir das Original anschaffen. Sokrates, Epiktet, Antonin, Seneca, Plutarch, Cicero (in seinen stoischen Schriften) sollen mein täglicher Umgang werden. — O was habe ich versäumt, daß ich diesen Umgang so lang entbehrte! —

Wünsche nicht, sondern handle! Nicht Das macht uns glücklich, was wir haben, sondern was wir thun, was wir entbehren und ertragen können. — Vom Glück möchtest du erhalten, was du von dir selbst erlangen kannst! Sei enthaltsam und standhaft! Sustine et abstine!

Mittags. — Seneca wird einer meiner Lieblingsschriftsteller werden. Es ist ein rüstiger, hochgesinnter, klarer Geist. Schade, ewig schade, daß ich ihn so spät kennen lerne!

Abends. — Ein Werk, das ich künftig einmal schreiben möchte, ist die Kritik der Schriftsteller in moralischer Beziehung (Über die Moralität der Schriftsteller) von Homer angefangen bis auf unsere Zeiten. Der Gegenstand ist so wichtig, daß ich von jetzt an meine Lectüre darnach einrichten will und z. B. den Homer in der Hinsicht lesen will, welchen moralischen Einfluß er auf seine Leser gehabt haben kann und noch hat. Für das Gedächtniß will ich mir ein Excerpten- und Anmerkungsbuch zu diesem Behufe anlegen. —

Nachts. — Ich lese in Feders Handbuch der pract. Philosophie, worin die Seichtigkeit und der gemeine Empirismus das Merkwürdigste sind. Das war unser Lehrer!

11. Mai.

Morgens. — Seit 6 Uhr lese ich im Seneca. Ungesäumt muß ich mir die Werke dieses großen Autors anschaffen. Da ist Nahrung für den Geist, das Gemüth, den Charakter. Hinweg mit allen eitlen, zwecklosen Lesereien! Nur was unmittelbar auf das Tugendgefühl wirkt, verdient Aufmerksamkeit. — Nicht zu lernen brauche ich mehr, was Tugend ist, sondern wie ich sie erwerbe.

Vormittags. — Sokrates und Epiktet haben gelebt und gelehrt, und die Menschen sind nicht besser geworden, nicht enthaltsamer noch weiser! — Aber sie selbst wurden es, und so auch Manche, die ihrem edlen Beispiel folgten. — Gehe hin und thue desgleichen, für die Menschheit aber laß Gott sorgen!

Mittags. — Ein neuer Freund ist in mein Haus gezogen. Ich habe die Werke des Seneca im Original gekauft. — Die Abhandlung de ira hätte heute schon ihre Anwendung finden können.

Abends. — Epiktet zieht mich mehr an, als Seneca. Ich lese zum erstenmal seine Reden von Arrian.

Ich habe nun mit allen großen Moralisten des Alterthums vorläufig Bekanntschaft gemacht. Vor einem Jahre kannte ich noch keinen. In diesem Jahre will ich vertrauter mit ihnen werden, zugleich aber auch die wichtigsten Neueren, die mir noch fremd sind, kennen lernen.

12. Mai.

Morgens. — Das ist eine der größten Strafen des pflichtwidrigen Lebens, daß, wenn wir besser zu werden anfangen, uns Gesundheit und Kräfte verlaßen haben und wir unseren Pflichten nur mit schwachem Bestreben folgen können. Doch auch in dieses Unglück sich zu fügen, ist Pflicht.

Abends. — Eine der erhabensten Stellen in Epiktets Reden ist der Schluß der achten Rede im zweiten Buch. — „Einen Gott trägst du in dir herum, du Elender! und du weißt es nicht. — Er (Gott) hat dich dir selbst übergeben und gesprochen: Trage mir Sorge für diesen, daß er bleibe, wie er von Natur ist, empfindlich für das Schöne und Gute, treu und wahrhaft, erhabener Seele und fähig, sich über Erstaunen, Furcht, Zorn und alle Leidenschaften hinwegzusetzen." — Und die Begeisterung im ganzen Schlusse! Sokrates und Epiktet! Nicht ruhen will ich, bis ich sie kenne, wie mich selbst.

13. Mai.

Vor dem Einschlafen und nach dem Erwachen beschäftigte mich Epiktet. Dieser Freund wird mich nicht verlaßen, wenn ich unglücklich werde; er wird mir nicht schmeicheln, wenn mir das Glück günstig ist. So will ich denn seinen Umgang sorgfältiger pflegen, als jeden anderen. —

Sokrates und Epiktet! Noch einmal gelobe ich es mir, sie zu den Schutzgeistern meines Lebens zu machen!

Ein treffliches Capitel ist das 22. des dritten Buches: über den Egoismus. — „Der wahre Bettler ist allein der wahre König." — Es ist die vernünftigste Ansicht und Lobschrift des echten Cynikers.

15. Mai.

Die vierte Rede des vierten Buches Epiktets gegen die Eitelkeit des gelehrten Lebens ist für mich sehr lehrreich und tröstend.

17. Mai.

Nachmittags. — Morgen soll die Zusammenkunft der beiden Kaiser statthaben, und der Krieg scheint im Begriff auszubrechen. Ich lebe in einer interessanten Zeit; aber wie ungleich interessanter ist mein inneres Leben!

Abends. — Ich habe die Confessionen des heil. Augustin zu lesen angefangen. Sie sind sehr interessant und in Betracht der Ascetik von manigfaltigem Nutzen.

19. Mai.

Morgens. — Ich habe den Suetonius zu lesen angefangen. Die Geschichtsschreiber sollen nächst den Moralphilosophen meine vorzüglichste Lectüre sein.

Nachmittags. — Eine Literatur wenigstens wünsche ich noch gründlich kennen zu lernen, und da wäre die römische wohl die zweckmäßigste. Zu diesem Behufe muß ich mir auch eine ausführliche lateinische Grammatik anschaffen.

Nachts. — Ich lese das Leben Augusts im Suetonius. Die Progression des Bösen in der Geschichte der Cäsaren ist wirklich höchst merkwürdig. Wer diese Geschichte gründlich kennt, kann den größten Theil der übrigen Regentengeschichten ignoriren.

20. Mai.

Morgens. — August war ein großer Regent, welchen Verbrechen er auch die Alleinherrschaft zu danken haben mochte. — Sein Leben ist absichtsvoll und auf große Zwecke gerichtet. Cäsar wurde dagegen größtentheils durch Leidenschaft regiert.

Nachts. — Ein paar unbedeutende Fallimente sind ausgebrochen, und ein großes Falliment scheint zu drohen. Große Fassung und Klugheit sind nöthig, um den Credit zu erhalten.

21. Mai.

Morgens. — Der Sturm weckte mich um halb 6 Uhr. Seitdem las ich Suetons Tiberius. — Die fleischlichen Laster schaden noch im Andenken; die Ver-

achtung und der Abscheu, mit denen sie erzählt werden, entkräften das Gift keineswegs, das ihnen eigen ist. —

Ich lese den Caligula. Welches Scheusal! — Die so gewöhnliche Verbindung der Grausamkeit mit der Wollust verdient eine gründliche Untersuchung.

Abends. — Ich habe die Geschichte des Nero im Suetonius gelesen. Der Charakter hat viel innere Wahrscheinlichkeit und Übereinstimmung. — Das ist der Mensch ohne Vernunft, Pflicht und Glaube, — wenn er Gewalt hat zu thun, was ihn gelüstet! In uns Allen steckt etwas von Neros Natur. —

Es ist von großem Nutzen, die Geschichte der menschlichen Verkehrtheit in ihrem Äußersten neben der der größten Vollkommenheit aufzustellen; und sowie ich es mir vorbehalte, dereinst den Sokrates, Epiktet, Antonin und andere Tugendhelden des Alterthums darzustellen, so möchte ich auch die großen Verbrecher jener alten Zeit, vornehmlich die Reihe der Cäsaren bis Nero als die Kehrseite der Menschheit in einem ernsten Gemälde vereinigen.

Zu diesem Behufe will ich die römische Geschichte überhaupt, vorzüglich aber das Zeitalter von Cäsar bis zu den Antoninen in den Quellen studiren.

22. Mai.

Morgens. — Die römische Geschichte von den bürgerlichen Kriegen bis zu den Zeiten der Antonine erläutert zugleich die Geschichte der neueren Stoa und läßt sich auch mit der Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christenthums in Verbindung bringen, die beide für meine Absicht sehr wichtig sind.

Mittags. — Zur Sittengeschichte des Zeitraums, den ich mir gewählt habe, ist Juvenal eine vorzügliche Quelle.

Ich will mir ihn daher nächstens anschaffen, sowie den Dio Cassius.

Abends. — Vellejus Paterculus, den ich zu lesen angefangen, ist ein geistreicher und zierlicher Schriftsteller. — Beschämt gestehe ich mir, daß die Anmaßung, mit der ich in Sachen der Literatur vordem urtheilte und schrieb, ohne etwas gelernt zu haben, eine strengere Bestrafung als die Vergessenheit verdient hätte. Die classischen Autoren hätte ich doch alle wenigstens einmal, die vorzüglichsten drei- bis viermal gelesen haben sollen. — Ich will heute noch die Lectüre des Suetonius endigen.

Nachts. — Juvenal hat den Sueton verdrängt. Zwar lese ich ihn mit Mühe und verstehe Vieles gar nicht. Aber das Feuer des tugendhaften Dichters theilt sich in halbverstandenen Worten mit. Juvenal wird einer meiner Lieblingsschriftsteller werden.

23. Mai.

Nachts, halb 12 Uhr — Meine Sonnabend-Gesellschaft verläßt mich zum Theil erst jetzt. — Ich habe wieder Bücher angeschafft, darunter Kants Leben und Shaftesbury. Welch ein Vergnügen gewähren uns die Wissenschaften!

24. Mai.

Morgens. — Das Leben meines großen Freundes (von Borowsky) beschäftigte mich und wird mich heute einen großen Theil des Tages beschäftigen.

Ich habe Kants Leben schon durchgelesen und fange nun die Schrift desselben Verfassers über Kants letzte Lebensjahre zu lesen an. Obwohl Borowsky einer solchen Aufgabe nicht gewachsen ist, so muß er doch als eine Hauptquelle betrachtet werden. — Nicht so, wie ich nun

bemerkte; der Verfasser dieser Schrift heißt Wasiansky, ebenfalls ein Königsberger Geistlicher.

Mittags. — Auch Wasianskys Schrift habe ich beendigt. Sie ist höchst interessant und rührend. Habe Dank, braver Mann, für deine edle Liebe und den Diensteifer, mit dem du meinem erhabenen Lehrer bis an sein Ende beistandest! — Guter, trefflicher, liebenswürdiger Kant! Laß mich deiner würdig werden! —

Ich habe heute wieder mehrere Gäste, darunter den Prof. Reichenberger. (Ein etwas platter Herr.)

Nachmittags. — Das lange Tafeln ist mir unerträglich. Darin kann ich mit Kant nicht übereinstimmen. Aber der große Mann scheint alle müßigen Stunden und das freie Spiel der Einbildungskraft in diesen Zeitraum verwiesen zu haben und war zudem gesund.

Abends. — Petron, den ich zu lesen anfing, scheint nur frivol und liederlich zu sein. Diese Lectüre könnte leicht schädlich werden. — Es ist nun bald Zeit, ins Theater zu gehen.

Nachts, halb 11 Uhr. — Erst jetzt kommen wir aus dem Ballet. (Dupat und die Neumann tanzten.) Es ist artig, aber wie ganz anders erscheint mir nun die Sittlichkeit dieser Kunst! Überhaupt, wo ist das Vernünftige, das Gute, das Pflichtmäßige in unseren Einrichtungen und Gewohnheiten? — Strengere Sitten müssen herrschend werden, wenn die Menschen besser werden sollen. Vielleicht führt uns die Armuth dem Ziel näher.

25. Mai.

Morgens. — Auch eine griechische Grammatik habe ich mir angeschafft. In ein paar Jahren kann ich ohne großen Zeitaufwand immer noch soviel Griechisch lernen, um leichte Autoren zu verstehen. Latein aber denke ich noch

ziemlich viel zu erlernen. Es ziemt sich für einen Mann, der einst als Schriftsteller auftreten will, nicht in diesen Stücken ganz unwissend zu sein. Auch in der Geometrie muß ich mir wenigstens Elementarkenntnisse verschaffen.

Abends. — Mein Einfall Griechisch zu lernen, beschäftigt mich sehr. Wie thöricht bin ich noch immer, welche Plane mache ich noch immer! Habe ich denn eine Zeit übrig? Vielleicht habe ich nur mehr ein paar Jahre zu leben, vielleicht nur wenige Monate. Die Frist, die mir vergönnt ist — sie sei kurz oder lang — gehört meinen nächsten, dringendsten Pflichten. Meine Geschäfte zu ordnen und mich zu allem Guten rüstig zu machen, das ists, was mir obliegt, nicht — Griechisch zu lernen.

27. Mai.

Ich las in Pufendorfs Werk de officio hominis et civis. — Es hat Verdienst. Auch den Grotius will ich bei guter Zeit kennen lernen.

28. Mai.

Morgens. — Ich bin seit 6 Uhr wach und las Carl des XII. Leben im Baur. Welch ein Mann, wenn er sich von Vernunft hätte leiten lassen! An Willenskraft gab es Wenige seinesgleichen.

Im Petron las ich zwei sehr lascive, aber geistreiche Geschichten. Ein Theil des Werkes, wie ich es vor mir habe, scheint unecht zu sein. Die lateinische Sprache wird mir geläufiger. Wenn ich die Grammatik zuhilfe nehme, werde ich ohne viel Zeitaufwand bald ziemliche Fortschritte in der röm. Literatur machen.

Nachmittags. — Die Geschichte der Circe und des Polyänus im Petron ist meisterhaft erfunden und erzählt und (wie dieser Autor überhaupt) das Original zu allen

lubriken Romanen der Neueren. In dieser Rücksicht verdient Petron gekannt zu sein. —

Die erste flüchtige Lectüre ist beendigt, und nun will ich mich ihrer entschlagen. Ohne Zweifel ist Petron ein schädlicher Schriftsteller, was man auch von der Absicht seiner angeblichen Satire sagen mag. — Vielleicht finde ich mich aber einmal berufen, über diese reiche Quelle der Verführung (die üppigen Schriftsteller) ein ernsthaftes Wort zu sagen, und dann ist es nöthig, das Haupt derselben kennen zu lernen.

Abends. — Ich blätterte im Justinus, dessen allgemeine Geschichte mir noch ganz unbekannt war. Als ein Lesebuch der alten Geschichte und zugleich eine Sprachübung ist sie mir interessant. Auch den Eutrop., Aurel. Victor und Florus will ich kennen lernen. Wegen des Eindrucks, den Petron in mir zurückließ, will ich jetzt Spaldings Bestimmung des Menschen lesen. —

Eine kleine Abhandlung (der Werth der Andacht), die der Schrift über die Bestimmung des Menschen angehängt ist, hat beinahe noch mehr Verdienst, als diese selbst. Ein überaus edler Ernst herrscht darin. In diesem Ton möchte ich selbst einmal von Gott schreiben.

Vortrefflicher Spalding! Dein Andenken soll wieder erweckt werden, wenn mir Gott Leben und Gesundheit gibt! Ich will auch seine Predigten und übrige Schriften, wie die von Jerusalem, kennen lernen.

29. Mai.

Nachmittags. — Ich habe den Shaftesbury zu lesen angefangen. Dieser Autor scheint der originellste Moralphilosoph der Briten und der Neueren überhaupt zu sein.

Nachts. — Shaftesburys Inquiry concerning virtue thut die Unabhängigkeit der Rechtschaffenheit und

Tugend von religiösen Begriffen dar und beweist, daß wir gar keine würdige Vorstellung von der Gottheit haben können, wenn nicht vorher die Begriffe von Recht und Unrecht an sich, Sittlichkeit und Tugend festgestellt sind. — Die ganze Abhandlung ist voll Geist und edler Gesinnung.

31. Mai.

Morgens. — Ich habe Shaftesburys Abhandlung über die Tugend durchgelesen und also einen Begriff von der Denkart und Manier dieses wichtigen Schriftstellers. Mein weiteres Urtheil will ich verschieben, bis ich mehrere von seinen Aufsätzen kenne.

Nachts. — Ein ernsthaftes, strenges Buch über die Geschlechtsverhältnisse möchte und will ich schreiben, wenn mir Gott Leben und Gesundheit erhält. Es ist ungeheuer, welche schädliche Vorurtheile über diesen Punkt seit unvordenklichen Zeiten herrschend sind, und mit welcher Unverschämtheit Natur und Pflicht verletzt werden.

1. Juni.

Shaftesbury fängt an, mich höchlich zu interessiren. Es ist etwas von Platons Geist und Schwung in ihm. Wie gut, edel und erhaben spricht dieser Theocles! Gewiß, es liegt nicht an den Schriftstellern, wenn die Menschen nicht besser sind.

2. Juni.

Auch Shaftesbury ist einer von den Vorläufern des Kantischen Systems. Der moralische Beweis vom Dasein Gottes wird von ihm beinahe auf Kantische Art geführt; so auch die Autonomie des Willens.

3. Juni.

Shaftesbury ist ein überaus energischer Geist und unstreitig einer der merkwürdigsten unter den Neueren. Ich wünsche auch etwas von seinem Leben zu erfahren.

5. Juni.

Selbst der Glaube an die Sittlichkeit kann wankend werden. Nur die Gesetze der Klugheit stehen für unseren beschränkten Zustand ganz fest. — Thorheit und Ausschweifung machen uns unglücklich. Vorsicht, Mäßigung, ruhige Entschlossenheit sind die besten Mittel, uns das Leben erträglich zu machen. Ich will kein Thor sein und kein Nichtswürdiger.

6. Juni.

Alle unsere Plane sind nichtig, das ganze Leben ist eine Pfuscherei, wenn wir nicht Meister unserer selbst werden und e i n e n großen, würdigen Zweck mit aller Kraft und ungestörter Aufmerksamkeit verfolgen. Lerne dich selbst beherrschen im Kleinsten wie im Größten, das ist die Summe der Weisheit!

10. Juni.

Braver Shaftesbury! Das elende System der Selbstsucht hat keinen geistreicheren Gegner unter den Neueren, als ihn. — Aber es ist auch der Mühe werth, die Urheber und Vertheidiger dieses Systems kennen zu lernen, vorzüglich Hobbes und Larochefoucauld.

14. Juni.

T i e f t r u n k s Commentar über Kants Tugend- und Rechtslehre ist, soweit ich ihn jetzt kenne, größtentheils gemein und nicht gut geschrieben. Indessen kann er doch dazu dienen, manche Sätze und Begriffe mehr aufzuklären.

16. Juni.

Mein Gefühl ist schwach und kränklich, mein Aussehen noch mehr. Dennoch muß ich mich aufraffen und dem Hang zur Traurigkeit — die selbst Schwäche ist — entgegen arbeiten. Bis zum letzten Augenblick des Lebens will ich kämpfen, wie ein Mann.

19. Juni.

Ich lese zwei ältere Abhandlungen Kants über Gegenstände der physischen Geographie (kl. Schr. 4. Th.). Welch ein Geist schon in seinem dreißigsten Jahr!

21. Juni.

Ich las ein paar Briefe des Seneca. Diese wahrhaft nützliche Lectüre darf ich nicht verabsäumen.

23. Juni.

Von nun an gibt es keinen Stillstand mehr. Nur den Geschäften will ich leben. Weg mit allen Träumereien! Mich zu erhalten mit Würde und Rechtlichkeit, das ist's, was mir obliegt.

26. Juni.

Welch ein Jahr habe ich vor mir! Welch eine Reihe von Jahren! Keinen Helden, Staatsmann oder König brauche ich um seinen Wirkungskreis zu beneiden. Mit Schwierigkeiten aller Art soll ich kämpfen, und endlich — wenn es Gottes Wille ist — wird ein edler Sieg mich lohnen.

28. Juni.

Morgens. — Sokrates und Epiktet würden in meinen Umständen die ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf die Verbesserung ihrer ökonomischen Lage verwendet haben. Pflicht und Klugheit gebieten es, zuerst die Obliegenheiten unseres Standes zu erfüllen.

Mittags. — Der Krieg ist dem Ausbruch nahe. Ein großes Ereigniß scheint ihm vorauszugehen. Der Reichstag sollte schon den 15. in Warschau eröffnet werden. — Nimm dir die Vorsicht und Energie, mit der diese Weltbegebenheiten behandelt werden, zum Muster! Unauslöschlich wäre die Schande, wenn du das kleine Ziel nicht

erreichtest, das dir aufgesteckt ist, während so große Dinge ausgeführt werden.

Abends. — Ich lese Lindners Beschreibung von China und freue mich, ein so fleißiges und verständiges Buch darin zu finden.

2. Juli.

Der Krieg ist ausgebrochen. Napoleons Proclamation an die Armee ist vom 22. Juni aus Wilkowyschki datirt. —

Kann man nur ein Held auf dem Schlachtfeld sein? — Ein Held im bürgerlichen Leben zu werden, ist auch eine große Bestimmung. Schwierigkeiten von der einen Seite, Verstand, Muth und Beharrlichkeit von der anderen machen den Helden aus. Ich will das Äußerste thun, mich zu erhalten und zu einer Besserung meines Zustandes aufzuarbeiten.

5. Juli.

Von den Büchern habe ich mich seit einigen Wochen entfernt gehalten. Dieß muß in der nächsten Zeit so bleiben. Nur in der Gegenwart, nur für meine Geschäfte darf ich leben.

10. Juli.

Napoleon läßt noch nichts Bestimmtes von sich hören. Ich sehe gern auf diesen starken Geist. Mögen die schwachen Seelen ihn anfeinden! Ich will mich im Kleinen an seinem Beispiele erbauen. Stärke fordert das Leben.

11. Juli.

Die Franzosen sollen in Wilna sein und man behauptet, Polen sei bereits hergestellt. Das ist der Weg eines Starken. —

Mache du deinen Weg im Kleinen, so gut es Kräfte und Mittel gestatten. Jeder Starkmüthige ist König in seinem Kreise.

12. Juli.

Nun will ich mich zu erheitern suchen. Wir gehen ins Theater.

Wir sahen eine leidliche Operette (Der Grenadier) und eine elende Pantomime.

19. Juli.

Das erste Bulletin der großen Armee, noch mehr aber der Anfang der auf den jetzigen Krieg Bezug habenden Actenstücke beschäftigten mich einen Augenblick auf eine interessante Weise. Welch ein Geist der Ordnung und Stärke herrscht in Napoleons Politik und Maßregeln!

20. Juli.

Diese 14 Tage entscheiden vielleicht für mein ganzes Leben. Es ist eine Frist im Ökonomischen, deren gute Anwendung mir die nächste Folgezeit erleichtern und so die endliche Begründung meines Finanzwesens möglich machen kann. —

21. Juli.

„Das Gemüth in Ruhe" ist das Element der Tugend; und so muß auch der Körper in Ruhe sein, um seine und des Geistes Kraft zu entwickeln. Das ist die Grundlage alles Guten.

22. Juli.

Drei Jahre ununterbrochener Arbeit müssen mich weiter, müssen mich meinem nächsten Zweck nahe bringen. Nicht ruhen will ich, bis Ordnung in meinen Geschäften entsteht, bis sich die Wahrscheinlichkeit zeigt, ein ehrbares Auskommen zu haben. Nie verlange ich reich zu werden; aber schimpflich ists und der Moralität selbst nachtheilig, nicht zu haben, was man braucht. — Bis dahin gute Nacht, Bücher! Ich darf und will mich nicht mehr zerstreuen.

24. Juli.

So fängt das Leben immer gleichsam vom Neuen an, weil wir das Ziel aus den Augen verlieren und den alten Weg immer wieder machen müssen.

29. Juli.

Napoleons Fortschritte scheinen entscheidend zu sein, sowie die Verwirrung in der russischen Armee. Schon sollen Friedensvorschläge gemacht worden sein. Noch ist es wohl zu früh, aber wer weiß, ob nicht in diesem Jahre noch ein allgemeiner Friede zustande kommt.

30. Juli.

Meine Lage ist sehr schlimm. — Wenn wir nicht vollkommen zu sein streben, sind wir doch nichtswürdig; und vollkommen ist nur, wer Alles ist und leistet, was er in seinen Umständen vermag. — „Keiner ist gut, nicht Einer" — und doch sollte es Jeder sein.

Schwacher Mensch! Noch immer wünschest du und erwartest von den Außendingen, was du nur von dir selbst erlangen kannst. Jede Lage ist gut, wenn wir uns ihr gemäß betragen und unsere ganze Pflicht erfüllen.

31. Juli.

Ich lese im Epiktet. Ganz darf ich mich von meinen großen Mustern nicht entfernen.

2. August.

Napoleon dringt unaufhaltsam nach Rußland vor. Herrlicher Geist, laß dein Beispiel in mir wirken! An Thatkraft gibt es keinen deinesgleichen.

3. August.

Es ist gut, auf halbem Wege zum Schlimmen wie um Guten Einhalt zu thun, um sich zu fassen und

seinen Vorsatz zu erneuern. Aber dann muß es Ernst mit diesem erneuerten Vorsatz sein. Ernst, Ernst, mein Freund! Himmlisch ist das Fortschreiten im Guten, elend und sklavisch das Versinken in Schwäche. Der höchste Preis steht zu gewinnen.

6. August.

Ich lese Wielands Euthanasia, eine ziemlich schlecht geschriebene Rhapsodie über das Leben nach dem Tode. Aber der Gegenstand interessirt mich.

7. August.

Nachmittags. — Der zweite Theil von Wielands Euthanasia ist gut geschrieben; ich bin begierig, wie er endigt.

Abends. — Wielands Euthanasia ist ein halb ungläubiges, auf kein wahres Resultat führendes Geschwätz. Daß die Sittlichkeit der feste Punkt im Leben sei, und daß die Hoffnung unserer Fortdauer nur darauf beruhen könne, fällt ihm gar nicht ein.

Nachts. — Ich habe über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des allgemeinen Friedens nachgedacht. Wenn Rußland vollständig besiegt wird und Napoleon dann bei den mäßigen Vorschlägen bleibt, die er England kürzlich machte, so halte ich diese große Begebenheit für wahrscheinlich.

9. August.

Morgens. — „Einen Gott trägst du mit dir umher, Unglücklicher, und weißt es nicht! — In dir selbst trägst du ihn, und wenn du ihn durch unreine Gedanken, durch schmutzige Handlungen entweihst, so empfindest du es nicht! — Wenn du die Bildsäule des Phidias wärest, die Minerva oder Jupiter, so würdest du deiner und des Künstlers eingedenk sein. — — Nun aber, da dich Zeus selbst hervorgebracht hat, kümmerst du dich nicht darum,

wie du dich zeigest!" Epiktet II. 8. Das ganze Hauptstück ist voll göttlichen Feuers und verdient auswendig gelernt zu werden.

Nachts. — Wir waren im Theater. Es war ein langweiliger Abend. Das Theater ist wirklich in einem schlechten Zustand, und wir können diese moderne Empfindelei und Charakterlosigkeit kein Vergnügen mehr machen.

10. August.

Wenn ich lange genug lebe und erst mit meiner Person und meinen Umständen in Ordnung gekommen bin, so hoffe ich doch noch ein Buch zu schreiben. Die Charaktere von Samuel Brink, Palmer und Thomas West selbst sind einer höheren Ausbildung fähig und könnten die Form zu einem originellen, bleibenden Werk geben.

13. August.

Wir sind nur, wozu wir durch eigene Kraftanstrengung uns machen. Aller passive Genuß ist momentane Selbstvernichtung. — Die Affecte und Leidenschaften sind Dämonen, die uns unseres Selbst berauben.

14. August.

Ich hatte einen Fremden (Gallerie-Inspector Demiani aus Dresden) bei mir.

Ich lese in Voltaires Melanges litt. einen Aufsatz über Peter I. — Wenn er jetzt auflebte und sein und seiner Nachfolger Werk der Zerstörung nahe sähe! — Denn wahrscheinlich ist die Übermacht Rußlands in wenigen Monaten gebrochen.

15. August.

Morgens. — Ich habe in einigen Capiteln im Epiktet gelesen und dann meine Rechnungen nachgetragen. An strenger Ordnung fehlt es noch überall gar sehr.

Vormittags. — Ich war in meinem Haus in der Josefstadt, wo ich nachsah und einige Parteien besuchte. Mit Freundlichkeit und einiger Großmuth kann man sich dieser ärmeren Menschenklasse leicht beliebt machen. — Diesen kleinen Besitz oder einen ähnlichen wünsche ich mir zu erhalten.

Mittags. Die Zeitungen melden die großen Fortschritte der Franzosen. Dünaburg ist mit Sturm genommen, die russische Armee hat sich gegen Smolensk gewendet, Alexander ist nach Moskau gegangen; das ist der Triumpf des Geistes über die körperliche Masse.

Nachts. — Der Inhalt des russisch-türkischen Friedens und die Bemerkungen des Beobachters darüber scheinen einen neuen Krieg auch in dieser Gegend anzudeuten. Außerordentliche Ereignisse stehen uns bevor. Die ganze Kraft der Seele wird nöthig sein, um sich darunter zu erhalten.

17. August.

Die große Wahl (dieselbe, von der die Fabel des Herkules redet) ist immer die zwischen Tugend (Stärke, Enthaltsamkeit, Arbeit) und Genuß (Trägheit und Wollust). Auch jetzt noch und jeden Augenblick steht mir die Wahl frei; Ruhm und Schande sind dieselben, ja sie sind umso größer, je später die Wahl geschieht.

18. August.

Ich war auf dem Glacis. — Jetzt fällt mir ein Bogen Maculatur in die Hände, es sind meine dramaturgischen Briefe aus dem Sonntagsblatt. Sie sind gut geschrieben. Aber um wie viel nützlicher für mich (und in der That auch für die Welt) hätte ich die Zeit, die sie mir kosteten, verwenden können! — Dieß Tagebuch würde jetzt schon andere Früchte tragen, wenn ich es vor fünf Jahren angefangen und bis jetzt ununterbrochen fortgesetzt hätte.

20. August.

Ich blättere im Sonntagsblatt. Auch diese Geburt der Laune ward durch Leidenschaft zerstört. — Wie weise war übrigens manchmal meine Feder, während Thorheit in meinem Leben herrschte! —

Nicht was wir außer uns wirken, sondern was wir in uns selbst sind, macht unseren wahren Werth aus. Ein reines Herz, ein guter Wille sind ein Juwel, das an sich einen unvergleichlichen Werth hat.

21. August.

Ich blättere in de Lignes Recueil de lettres. Seichter Witz, Eitelkeit, lockere Grundsätze — das ist ungefähr Alles.

22. August.

Täglich muß ich mir es wiederholen: — die Schwierigkeiten sind der Wetzstein der Tugend; in einer bequemen Lage würde mein Geist bald aufs Neue erschlaffen. Darum Muth und Standhaftigkeit! Sei meine Lage auch noch so bedrängt, ich muß und will mich durcharbeiten.

23. August.

Morgens. — Eine große Veränderung scheint in der Ökonomie des Landes vorzugehen. Der Preis der ersten Bedürfnisse fällt fortwährend, und auch der Cours scheint niedrig bleiben zu wollen. Wenn sich dieser Zustand consolidirt, so können doch wieder bessere Zeiten kommen.

Vormittags. — In den Kriegsbegebenheiten ist ein Stillstand. Zwar in diesem Augenblicke sind wahrscheinlich schon wichtige Dinge vorgegangen. Aber schwerlich ist es mit diesem Feldzug gethan. Die Türken und Schweden scheinen wirklich gegen Frankreich zu sein.

Mittags. Ich habe in dem Magazin der Reisen eine kurze Nachricht von Bambuk gelesen. Ein gutmüthiges, aber

träges und wollüstiges Volk! — Nur die Noth macht etwas aus dem Menschen.

Nachmittags. — Wie in der Kunst, so im Leben: Entsagung — heißt das große Wort. Wer einen wichtigen Zweck erreichen will, muß nur ihm leben. Und welcher Zweck wäre wichtiger, als der, den ich mir vorgesetzt habe!

24. August.

Himmlische Einsamkeit, Du wirst immer meine Zuflucht, mein Trost, mein reinstes Vergnügen sein! — Aber die Einsamkeit muß uns zugleich wieder an die Welt knüpfen; in ihr sollen wir uns vorbereiten, zu den Menschen zu sprechen, denn es ist nicht gut, daß unsere edelsten Gedanken mit uns zu Grabe gehen. — Ich will, spät oder früh, etwas schreiben und ein Denkmal meines Daseins zurücklassen.

26. August.

Nachts. — Es ist eine herrliche Sternennacht; meine Fenster sind geöffnet, ich erquickte mich an ihrem Anblick. Nein, wir können nicht für diese großen Dinge einen Sinn erhalten haben, nur um sie kaum flüchtig zu bemerken und mit dem Bewußtsein unserer selbst wieder in ewige Nacht zu vergraben! Wir werden fortdauern, um dereinst die Entwicklung dieser Räthsel zu sehen!

29. August.

Ich blättere in Lavaters Tagebuch. Ein ernstes Bestreben gut zu werden war auch in ihm; aber die Vernunft war noch zu wenig reif.

30. August.

Die Franzosen haben eine Schlacht in Spanien verloren. Dieser Krieg kann noch einmal ganz zu ihrem Nachtheil umschlagen. — Schweden erklärt seine Neutralität. Da sind doch noch irgendwo Vernunft und Friede.

31. August.

Ich lese in Lemprières Reise durch Marokko.

Meine Zeitgenossen wenigstens sollte ich kennen lernen. Die ganze Mannigfaltigkeit der menschlichen Natur findet sich jetzt auf der Erde zerstreut. Wer seine Zeitgenossen in allen Erdstrichen kennt, kennt auch die Geschichte der Menschen. Nur die edelsten Naturen muß man auch in der Vergangenheit suchen.

1. September.

Die Franzosen haben Smolensk genommen. Welche Ereignisse! Napoleon erobert die Welt, — und ich sollte nicht ein kleines Eigenthum erwerben? — Den Starken gehört die Erde, die Starken erringen auch nur den Himmel. Möge auch noch so viel verloren sein, wenn ich nur meiner selbst mächtig bin!

2. September.

Ich habe fast den ganzen Tag mit der lehrreichsten Lectüre (meines Tagebuchs vom September bis November v. J.) zugebracht. Erst jetzt fange ich an, mich ganz kennen zu lernen. Die Geschichte meiner Gesundheit, meiner Neigungen, meiner Fehltritte und Beschäftigungen in dem Zeitraum, den dieß Tagebuch umfaßt, gibt mir erst den wahren Aufschluß über meine Persönlichkeit. Was ist mir die Weltgeschichte gegen diese! — Eine solche Urkundensammlung ist mehr werth, als Alles, was die Bibliotheken enthalten.

3. September.

Nachmittags. — Der Cours ist unter 150. Eine neue Revolution bereitet sich in der Ökonomie und den Finanzen des Landes vor. Es muß wohlfeil werden, und dann wird das Geld wieder zum Vorschein kommen. Um den Kreislauf zu vollenden, scheinen aber vier bis fünf Monate nöthig zu sein.

Nachts. — Ich habe gespielt. — Es ist keine rechte Klarheit und Stärke in mir. Die Lage der Finanzen verdiente wohl ein ernsthaftes Nachdenken. Meine eigene Erhaltung hängt von der richtigen Ansicht dieser Dinge und einem denselben angemessenen consequenten Betragen ab. Ich will den jetzigen Umständen einmal recht unbefangen und reiflich nachdenken.

4. September.

Morgens. — Ich kann nur wenig thun, meine Lage zu verbessern; und selbst da, wie schwer ist es den Zeitpunkt weder zu übereilen noch zu versäumen! Wie, wenn der Cours doch gegen 130—20 käme und ein Jahr, vielleicht länger darauf bliebe? Möglich ist es, und dann wäre es nur Verlust für mich. Sollte der Cours aber in paar Monaten umschlagen und wieder auf 200 und darüber gehen, und ich habe nichts gethan, — so hätte ich es versäumt, den Grund zu einer wahrhaften Verbesserung meiner Umstände zu legen. — Doch ich habe heute noch dringendere Dinge zu bedenken.

Nachmittags. — Je tiefer der Cours gefallen ist und vielleicht noch fällt, desto schneller wird er zurückgehen.

Nachts. — Wir kommen aus dem Wiedener Theater, wo wir uns in der Oper (Johann von Paris) recht gut unterhielten. Es ist eine heitere Composition, und die Leute machen ihre Sachen ganz gut.

5. September.

Ich las in Johann Müllers Briefwechsel. — Müller hatte eine gelehrte, glückliche Erziehung und früh sehr gute Freunde und Gesellschaft. Meine Jugend war unglücklich, ohne Rath und Leitung. Daß mein Leben für die Welt nur eine Stümperei geworden, ist nicht bloß meine Schuld.

6. September.

Morgens. — Ich lese Müllers jugendlichen Briefwechsel. Wie glücklich war des Mannes Jugend! Wäre ich nur in meinem 22. Jahr in ähnliche Verbindungen gekommen, ich wäre ein großer Schriftsteller geworden und vielleicht ein glücklicher Mensch. Aber die Wege der Vorsehung sind mannigfaltig.

„Ich danke Gott, daß ich erst 24 Jahre alt bin; wir werden zu unserer Zeit große Schauspiele sehen, Tragödien in Europa, Lustspiele in der neuen Welt. Unsere Zeit wird manche Revolutionen sehen." — Welch Entzücken, wenn ich dasselbe sagen könnte! Mein Geist ist noch jugendlich, mein Körper alternd, meine Lage drückend. — Aber ich danke Gott, daß er mich erhielt und mir neuen Muth und gebesserte Gesinnungen eingeflößt hat. —

Vormittags. — Müller ist ein herrlicher Mensch. Ich lese seinen Briefwechsel mit dem größten Interesse. Wie viel Edles, Schönes, Großes hat Gott in unser Herz gelegt! — O meine verlorene Jugend!

Nachts. — Ein elendes Stück (die Pflegesöhne von Kratter) nahm den Abend weg. Vorher waren wir eine Stunde lang auf dem Glacis.

8. September.

„Der Widerhaken bleibt in der Seele zurück." — Es ist ein Gedanke des Sokrates, und auch beim Epiktet kommt er vielfältig vor, daß die Hingebung an eine Begierde oder Leidenschaft nicht nur gegenwärtig schadet, sondern auch durch die Folge, weil sie den bösen Hang nährt und die Seele immer mehr verstrickt und unterjocht.

9. September.

Müller hatte viel religiöses Gefühl schon in seiner Jugend. Er war ein sehr gutherziger, liebenswürdiger

Mensch. Nur etwas mehr Stärke, so wäre er einer der größten geworden.

Ich glaube in Müllers Geschichte mich selbst zu erkennen, nur der Mangel einer gelehrten Erziehung macht den Unterschied. Jetzt in meinen Jahren habe ich noch das kindliche Gemüth, das ihn charakterisiert. Je mehr ich ihn kennen lerne, desto mehr liebe und ehre ich ihn. Wie viel gesunden Sinn und Verstand, wie viel Einfalt bei so großem Wissen!

10. September.

Um Gesundheit bitte ich dich Gott, wie mein Freund Müller, alles Andere wird sich finden. Er erkannte früh, was ich spät, er hoffte mehr zu leisten, als er wirklich geleistet hat; das wird noch mehr mein Fall sein. Aber die Gesinnung will Gott in uns, nicht den Erfolg.

11. September.

Müllers Briefe, die ich lese, rütteln mich aus meinem Seelenschlaf. Wie viel Glauben war in des Mannes Seele! Und welche Unschuld! — Pfui über die Laster!

12. September.

Die gute Gesinnung — auch für die Welt geht sie nicht verloren. Wie ängstigt sich der gute Müller, daß er keine Zeit finden werde, sich auszusprechen. — Sein bestes, nützlichstes Werk, die Briefe an seine Freunde, entstand unter diesen Beängstigungen. Und wenn ich nur einen Menschen erwecke, den Glauben eines Einzigen stärke, so war mein Leben nicht verloren.

Alle unsere Kraft liegt im Willen, in seiner Reinheit und Stärke. — Ein guter Wille ist mehr werth, als eine ganze Welt voll Glückseligkeit. — Dieser ehrliche Müller mit allem seinem Geist, Wissen, seiner Güte und Liebens-

würdigkeit ist dennoch ein sehr zweideutiges Wesen. Die Stärke fehlt, der entschiedene Charakter und der rein gute Wille.

14. September.

Ich las Müllers letzte Briefe und endige nun mit einigen Aufsätzen über den Ausgang seines Lebens. — Mangel an Stärke machte diesen edlen Geist wenig nützlich für die Welt (sein wirksamstes Werk sind seine Briefe) und endlich recht unglücklich. — Das ist (nur weniger rein und schön) auch meine Geschichte.

Die körperlichen Erscheinungen seines letzten Lebensjahres sind mir interessant. Kummer und Mangel an Bewegung beförderten seinen Tod. — Sei rüstig, erheitere dich möglichst! Ich will stehend, kämpfend sterben.

15. September.

Ich las eine (sehr schlechte) Biographie von Opitz in Schlegels Museum. Der Dichter starb 1639, im 42. Jahre seines Alters. Die deutsche Literatur darf ich doch nicht ganz vernachlässigen.

16. September.

Ich habe mir wieder einige Bücher angeschafft, darunter einen latein. Polybius. Diesen großen Autor wollte ich schon lange kennen lernen. Des Aristoteles Politik und Rochefoucaulds Maximen sind dann zwei andere interessante Aquisitionen, endlich Bossuets Discours sur l'histoire universelle; lauter Bücher, die ich früher oder später lesen muß.

17. September.

La Rochefoucauld gehört zu den Schriftstellern, die ich schon der Schreibart wegen studiren muß. Aber er ist auch einer der feinsten Beobachter, und die Einseitigkeit schadet seinem Scharfsinn nicht.

18. September.

Ich lese den dritten Theil von Müllers Weltgeschichte. Es erhebt den Geist, die große Verkettung der großen Welthändel zu übersehen. Auch ziemt es sich, wenigstens etwas von dem zu wissen, was der Welt ihre jetzige Form gab.

21. September.

Napoleon ist nach einer gewonnenen Schlacht in Moskau eingerückt. Welche Zeiten und welch ein Mann. Und wenn er nun seine Pläne auf Europa in einem Zuge ausführte? — In zwei Jahren kann das feste Land in einer Hand vereinigt sein. —

Ich habe Müllers Cid gelesen, ein unschmackhaftes, kaum verständliches Geschichtchen. Was hilft alle Gelehrsamkeit ohne festes Urtheil und Geschmack? — Und dieser Mann kannte die Alten und liebte sie, wie kaum Einer!

23. September.

Ich habe den Lucretius zu lesen angefangen. Es ist eine Sprachübung. Aber auch Weisheit ist bei ihm.

25. September.

Nachdem ich im Polybius geblättert, lese ich wieder Müllers Briefe.

27. September.

Von Lobkowitz erhielt ich gestern einen Einladungsbrief, mein Votum über die von ihm ausgeschriebenen Preise zu geben. Ich will ihm heute noch antworten.

28. September.

Ich habe den dritten Band von Müllers Briefen geendigt. Auch Collins erwähnt er mit Lob. Und ich habe ihn vernachlässigt, wie so Vieles, wie Alles!

29. September.

Wie war doch die Nachricht von dem Einzug der Franzosen in Moskau zu voreilig! Vielmehr scheint Napoleon große Schwierigkeiten zu finden.

30. September.

Ich blättere in Rousseaus Emile. Ein leichtes Kopfweh hindert mich am Lesen.

1. October.

Gestern ist endlich die officielle Nachricht von Napoleons Einmarsch in Moskau angekommen (den 14.). — Wie, wenn Friede würde, wenn die Finanzen endlich doch auf einen festen Fuß kämen? Dann könnte unser Papier wohl noch besser werden.

2. October.

Ich lese Rousseaus Confessions. Es gibt viel Berührungs punkte in Rousseaus Geschichte mit der meinigen: Mangel an Erziehung und bestimmter Beschäftigung in der ersten Jugend. — Auch er hatte im Grunde ein kaltes Herz, eine kränkliche Anlage des Körpers, Trägheit und Stolz.

3. October.

Morgens. — Rousseau ist mir fast ganz neu und sehr lehrreich. Ich will nach und nach alle seine Schriften bloß um des Mannes und des Einflusses willen lesen, den er auf die Zeit hatte. Eine Schrift über ihn gehört zu meinen schriftstellerischen Planen; das erste Gesetz, das ich dabei vor Augen haben muß, ist Gerechtigkeit.

Abends. — Die Bizarrerien meines Kopfes, der Mangel an Gegenwart und die Schwierigkeiten, die ich im Schreiben finde, erinnern auch an Rousseaus Eigenheiten. — Trefflich ist das Gemälde, das er im dritten Buch davon macht.

Nachts. — Noch in seinem Alter schwelgt Rousseau in dem Andenken seiner Verirrungen mit den Weibern. Das ist ein fauler Fleck in unserer Cultur. Möchte ich lange genug leben und Zeit und Kräfte haben, um etwas Eindringliches über diese Krankheit der moralischen Welt zu sagen! — Die Verhältnisse der Geschlechter sind äußerst verkehrt.

4. October.

Morgens. — Es ist Sonntag. Ich lese Rousseaus Confessions. Das Buch ist wichtig für meine Selbstkenntniß; die Ähnlichkeit und die Verschiedenheiten unserer Charaktere und Schicksale sind gleich lehrreich für mich.

Vormittags. — Meine Rechnungen sind in Unordnung; nie war Ordnung nöthiger. Diese Nachgiebigkeit gegen die Eindrücke des Augenblicks hat das Unglück meines Lebens gemacht. — Ich will mich fassen und zu stärken suchen.

Nachmittags. — Armer Rousseau! In deinem sechzigsten Jahre kanntest du das wahre Glück noch nicht, denn du suchtest es im Genuß. — Wie mitleidswerth (wäre es weniger sträflich) ist das kindische Klagen über das Schicksal, diese Unzufriedenheit mit der Welt und mit sich selbst; nicht daß man nicht gethan, was man sollte, sondern daß man nicht erreicht, was man phantastisch gewünscht! — Im höheren Alter und von körperlichen Leiden erschöpft, kannte dieser Weise des Zeitalters noch kein höheres Gut als die Erinnerung an den physischen Genuß!

5. October.

Ich lese die zweite Abtheilung von Rousseaus Confessions. Meine Vorstellung von ihm fängt an sich zu berichtigen. Nein! Mir ziemt es am wenigsten, den ersten Stein auf den Unglücklichen zu werfen.

Rousseau schrieb nichts von Bedeutung vor seinem vierzigsten Jahr. Vielleicht ist es mir bestimmt, in meinem fünfzigsten zu schreiben, was nach mir bleibt.

6. October.

In Rousseaus Confessions bin ich bis ins neunte Buch vorgerückt. Damals hatte er mein Alter und schrieb die Heloise. — Sein Unglück war das Hingeben in die Leidenschaftlichkeit. Von eigentlichen Pflichten hatte er keinen Begriff oder vielmehr, er war nicht davon durchdrungen. Das sind die Volontaires der Tugend: Phantasterei und Stolz! — Diese Lectüre befängt mich so sehr, daß ich eilen muß, sie zu endigen.

Von nun an darf Phantasie und Gefühl auf meine Handlungsweise keinen Einfluß mehr haben. — Herrlich ists in dem Reich des Verstandes. Nur die Religion ist noch höher. Da ist das Feld des Erhabenen, nicht in den armseligen Leidenschaften.

7. October.

Nachmittags. — Armer Rousseau! mit der Eremitage! Hier ist sie — est ulubris. Mein Zimmer gewährt mir das Glück der Einsamkeit, das du in Wäldern und Grotten suchtest.

Nachts. — Rousseau fängt an mich zu interessiren; ich bin bis ins 11. Buch gekommen. Diese ewige Einbildung von Verfolgungen ist wirklich abgeschmackt.

Ich blättere in den vier Bändchen von Briefen, die den Confessions angehängt sind. Sollte ich noch einmal Zeit finden, so will ich Alles lesen und Grimms und Marmontels Memoires damit verbinden. Jetzt wäre es sträflich mich darauf weiter einzulassen.

12. October.

Das fortwährende Zurückgehen des Courses (er war heute 138 und darunter) beunruhigt mich sehr. Allem Anscheine nach ist der Umschlag noch nicht nahe, und wer weiß, ob der Cours in dem nächsten halben Jahr auch nur bis über 150 steigt. — Dieß Alles darf mich nicht muthlos machen.

14. October.

Der Cours ist auf 134. Welche Erscheinung! Und es ist nicht der geringste Anschein zu einem Umschlag. Was ich für möglich hielt, aber nicht glauben wollte, wird wahrscheinlich geschehen. Vielleicht bleibt der Stand zwischen 120 und 130 ein halbes Jahr lang und darüber.

16. October.

Ich will schreiben — Gedanken und Meinungen, wie Montaigne. Zu keinem anderen Buche habe ich Zeit, Vorkenntnisse und Talente genug. In drei Jahren etwa könnte das erste Bändchen erscheinen und sofort, wenn ich am Leben bleibe, einige. Immer sollte wenigstens ein Jahr zwischen der Composition und der Bekanntmachung vorbeigehen.

17. October.

Von der Theaterdirection wurde mir die erste Oper zur Beurtheilung übersandt (Die Nibelungen). Ein unsinniges Machwerk.

18. October.

Abends. — Ich bin um das ganze Glacis gegangen. Es ist ein milder Herbsttag. — Die Beurtheilung der eingesandten Oper beschäftigte mich. Ich will sie heute noch niederschreiben, um das wieder aus dem Kopf zu haben.

Nachts. — Wir waren allein. Ich las einen Roman vor (Adolfino). —

Die Beurtheilung der Nibelungen hat mich schon zu viele Zeit gekostet. Ein paar Tage will ich sie noch liegen lassen.

19. October.

Ein alter Bekannter begegnete mir heute. Er schien von meinem schlechten Aussehen betroffen und sprach von der Zeit (1796), wo ich in meiner Blüthe war. Diese Menschen sehen nur die Oberfläche. Gerade damals taugte ich am wenigsten. — Was liegt an meinem Aussehen, wenn ich nur besser bin!

21. October.

Und wenn das Göttliche nur in uns wäre, nicht außer uns, wenn die Seele stürbe wie der Leib, — dennoch müßten die Menschen die Gerechtigkeit, die Unschuld und Tugend über Alles hochachten. Ja dann umsomehr! Dieß heilige Feuer darf nie erlöschen.

23. October.

Ich las Collins Horatier und Curiatier. Die Gerechtigkeit fordert, daß ich diesen Schriftsteller mit unbefangenem Gemüth kennen lerne. Vielleicht ist es Pflicht, ihm noch einmal Genugthuung zu geben. — Die Leidenschaft verbitterte meine Kritik.

Noch ein Stück von Collin (Julie von Villenau). Einer bärmliches Werk. — Vielleicht recensire ich seine sämmtlichen Schriften für die hiesige Lit. Zeitung.

24. October.

Ich habe angefangen, an meinen Gedanken und Meinungen zu schreiben. In einzelnen Sätzen will ich aufzeichnen, was ich über die wichtigsten Gegenstände denke. Vielleicht wird dann einmal ein Buch daraus.

25. October.

Warum — Gedanken und Meinungen? — Dieß Tagebuch enthält sie am wahrsten und originellsten; wenigstens will ich keinen Werth auf die Einfälle legen, die ich etwa niederschreibe.

Nein, noch nicht schreiben, nicht einmal für mich! Auf dieses Tagebuch will ich mich beschränken. Werde erst selbst wahrhaft gut, klug, streng und zufrieden, ehe du Andere dazu machen willst!

30. October.

Ich lese die Politik des Aristoteles. Sie ist wie Alles, was von ihm kommt, voll gesunden Urtheils und Klarheit. Nach langer Zeit ist das wieder eine Lectüre, die meinem Geist Nahrung gibt.

31. October.

Ich habe mein Tagebuch vom October v. J. wieder gelesen. Es ist eine Freude ohnegleichen, den Kampf zu sehen, in den uns ein moralischer Vorsatz mit verwöhnten Neigungen und den äußeren Umständen versetzt. Nur dieser Kampf gibt dem Leben einen Werth. Nicht das Resultat, der Kampf selbst ist der Zweck. — Der Kampf mit Sorgen und Noth ist in der Erinnerung aufmunternd. — Herrlich ist die Bahn der Tugend!

3. November.

Herrliche Stoa! Du warst die Schule großer Seelen! Wenn noch irgend etwas Gutes in mir ist, so muß es durch Leiden und Entbehrungen zu Tage gefördert werden. — Die Weichlichkeit ist der Tod aller Tugend und Selbstständigkeit.

4. November.

Wir kommen aus dem Theater. — Das elende Stück (Fridolin) ist zum Glück nicht lang. Welcher Unsinn

wird der Jugend durch diese Theaterstücke in den Kopf gebracht! — In Paris war ein Aufstand. Napoleons Gestirn könnte sich doch verdunkeln. Das wäre die Strafe der unbegrenzten Herrschsucht.

7. November.

Ich habe ein gutes Büchelchen gekauft (Recueil de pensées de poëtes latins par Berthelin). In diesen geistreichen Sprüchen suche ich die Tugendgesinnung. Was mich darin bestärken kann, ist classisch, sonst nichts.

8. November.

Wenige Worte, die ich in den alten Meistern (Seneca, Juvenal) lese, geben mir jetzt mehr Sinn, als vor Jahren ganze Bücher. So werden dereinst, wenn ich Muße finde zum Schreiben, auch wenige Blätter tief gedachter und empfundener Wahrheiten mehr Nutzen stiften, als lange und breite Werke, die ich vielleicht hätte liefern können, wenn ich den Wissenschaften allein gelebt hätte.

9. November.

Die große Regel ist, jeden Tag einen Schritt vorwärts! zu thun. Nulla dies sine linea! — So im Ökonomischen, wie im Moralischen — und im Detail, wie im Allgemeinen.

10. November.

Man erwartet noch große Begebenheiten vom Kriegstheater. Wie wird es in einem Jahre sein, wie in zweien? — Doch das eigentlich Wichtige ist, wie es mit mir sein wird.

12. November.

Ich will mich durch eine verständige Lectüre zerstreuen (Les écrivains de l'histoire Auguste); später muß ich spielen.

13. November.

Abends. — Ich las im Catull. Welche Zügellosigkeit! Das sind die Quellen unserer Verderbtheit.

Nachts. — Nein, das Beispiel ist nicht fruchtlos! Ich habe das Leben des tugendhaften Antoninus von Jul. Capitolinus gelesen und fühle mich besser, als vorher. Das ist die Lectüre, die mir geziemt.

14. November.

Ich las das Leben Marc Aurels (von Capitolinus) und des Scheusals Commodus. Der ältere Antonin ist eine noch edlere Natur als Aurel.

15. November.

Ich lese ein neues Concurs-Stück (der Sänger Raff), das etwas verspricht. — (Doch zu leer und unbedeutend.)

16. November.

Napoleon hat den Rückzug von Moskau angetreten. Auch ihm gelingt nicht Alles. Mäßigung ist das Gesetz der Menschlichkeit.

Ich lese Goethes Leben (2. Theil) mit großem Interesse, besonders seine Urtheile über die deutsche Literatur seiner Jugendjahre.

17. November.

Morgens. — Ich habe mein volles Maß geschlafen. Goethe unterhielt mich vor und nachher. Dieses lehrreiche Buch macht Alles gut, was er gefehlt hat.

Abends. — Ich habe Goethes Leben (2. Buch) geendigt; er schließt wieder mit einer allerliebsten Idylle.

Dieß Buch wird das wichtigste, das Goethe schrieb, wenn er es in dieser Art noch durch mehrere Bände fortsetzt. So rein, offen und sinnig muß der Geist sein, so schuldlos und heiter die Jugend, um solche Früchte zu tragen. —

Wie dumpf, schwach und zerstreut in Leidenschaften und kümmerlichen Verhältnissen war dagegen mein Leben! — Ein Stümper war ich in allen Dingen.

Nachts. — Ich will zur Ruhe gehen und mich noch ein wenig mit Ammianus Marcellinus unterhalten.

19. November.

Morgens. — Tieftrunks Commentar über das Kantische Princip enthält doch vernünftige Gedanken. Es ist mir Bedürfniß, ja Pflicht, guten Rath zu hören.

Nachmittags. — In der Rechtslehre von Tieftrunk kommt viel Grüblerisches vor. Dieser Gegenstand ist noch lange nicht erschöpft. Ich will meine ehrliche Überzeugung, wenn ich damit im Reinen bin, dereinst bekannt machen.

20. November.

Ich las Goethes Leben vor. Es hat doch theilweise viel Gedehntes und hin und wieder fehlt die Schärfe und Richtigkeit des Gedankens. Der Mann gefällt sich selbst allzusehr.

21. November.

Morgens. — Ich las in der Historia Augusta das Leben des Sept. Severus und nun das des Caracalla. Die Lectüre darf wieder etwas mehr Theil an meiner Zeit haben. Ich muß die Beispiele der Tugend und des Lasters fleißig aufsuchen und betrachten, um selbst das Bild und die Folgen beider immer lebhaft vor den Augen zu behalten.

Abends. — Ich lese das Leben des Alexander Severus von Lampridius; eine wohlthätige Erscheinung nach den Ungeheuern Caracalla und Heliogabalus.

22. November.

Mittags. — Der Stand der französischen Armeen in Rußland und Polen scheint jetzt wirklich schlecht und bedenklich

zu sein. Innerhalb 14 Tagen muß sich viel aufklären. Napoleons Rückzug war sehr dringend.

Abends. — Es ist Trebellius Pollion, der in seinem Leben der dreißig Tyrannen die merkwürdige Anekdote von Zenobien erzählt. — Die ganze Geschichte enthält meines Wissens keinen ähnlichen Zug.

Ich habe angefangen den Ammianus Marcellinus zu lesen, einen lehrreichen, wiewohl etwas redeseligen Schriftsteller. Das Leben Julians will ich ganz durchlesen und dann mein Urtheil über den Autor feststellen.

Nachts. — Tibull, in dem ich noch blättere, ist auch einer der Verführer, die ein redliches Gemüth fliehen sollte.

23. November.

Morgens. — Tibull ist ein wahrer Dichter, und zur Cultur des Geschmacks und der Sprache gehört es, ihn zu kennen.

Nachmittags. — Nulla dies sine linea. — Nur eine Viertelstunde täglich auf die lateinische Sprache und Literatur verwendet, wird in einigen Jahren Früchte bringen. Es ist eine angenehme und nützliche Erholung, und wenn ich einst schreibe, so ist das eine sehr nöthige Vorbereitung.

Nachts. — Ich habe wieder aus Goethes Leben vorgelesen. Es ist doch kein wahrer Ernst und Gediegenheit in diesem Buche. Die schöne Sprache und manche anziehende Details haben mich verführt, mehr darin zu sehen, als eigentlich darin ist.

24. November.

Ich las in den Briefen des Plinius. Diese Zeit ist uns näher, als die des Cicero; die monarchische Verfassung fordert andere Tugenden und Eigenschaften, als eine Republik. Übrigens ist es die Zeit des Tacitus, Epiktet und Plutarch; also eine höchst merkwürdige.

27. November.

Abends. — Ich habe einen Eingang zu Wests Wintermonaten zu schreiben angefangen und will, da ich auf diesen Gedanken so oft zurückkomme, nun künftig damit fortfahren, wenn ich zu solcher Lust oder Arbeit aufgelegt bin. Nach und nach entsteht dann vielleicht doch etwas, das ich in einiger Zeit brauchen kann. Nicht stumm will ich aus der Welt gehen.

Nachts. — Ich soll etwas vorlesen. — Die Erfindungskraft und blühende Phantasie des Ariost belebt und erheitert den Geist. Zuweilen darf, ja soll ich eine solche Lectüre wählen, um meinen Gedanken Schwung und Frischheit zu geben. Ich will diese Vorlesungen fortsetzen und zuerst den Ariost oder den Homer, vielleicht auch den Virgil vortragen.

28. November.

Morgens. — Nur das Edelste, was in der menschlichen Natur liegt, verdient ausgesprochen und in der Schrift aufbehalten zu werden. Ich habe ein Jahr Zeit, mich vorzubereiten und dann drei Monate, um Das zu ordnen und zu feilen, was ich mittheilen will. Zwölf Bogen, jede Woche einer, sollen vom December des künftigen Jahres an erscheinen.

Abends. — Meine Charaktere sind in Bewegung. Ich habe die Scene (der Winterabende) eröffnet und glaube an dem Eingang nichts mehr ändern zu dürfen.

Nachts. — Nichts Spaßhaftes darf in diesem Eingang sein. Wenn der Ton des Ganzen erst festgesetzt ist, mag die Laune etwas zur Erheiterung beitragen.

29. November.

Ich lese Bürgers Ehestandsgeschichten, freilich eine etwas starke Zerstreuung.

Auch diese Lectüre, wie anstößig sie auch in mancher Rücksicht ist, kann nützlich werden. Ich empfinde wahren Abscheu vor diesen schändlichen Thaten an sich. Wie tief erniedrigen sie den Menschen; zu welcher Falschheit, Heuchelei und allgemeinen Lasterhaftigkeit verleiten sie überdem! Welche Zerrüttungen verbreiten sie in den Familien!

Und wie dieser unglückliche Mann nicht merkt, dass die Quelle alles seines Elendes in der Schwäche und Sinnlichkeit seines Charakters liegt! Was für rohe Vorstellungen er von den Pflichten der Ehe und von der Gemeinschaft der Geschlechter hat! — Gewiß, es gibt kein furchtbareres Ungeheuer, als die Unkeuschheit, und kein wahres Gesetz der Geschlechtsverhältnisse, als das der Erzeugung. Was darüber hinausgeht, ist H — ei, es sei in oder außer der Ehe.

Noch ist es nicht Zeit, ans Schreiben zu denken; noch ist meine Seele nicht stark, mein Geist nicht reif genug. Vielleicht wird er es nie. — Welche Thorheit! Kaum bin ich dem inneren Sturm entgangen und schon will ich Andere lehren, gegen Sturm und Ungewitter zu steuern. Nicht bloß meine ökonomische Lage, auch die Lage meines Gemüths legt mir die Pflicht auf, mich vor schriftstellerischer Zerstreuung zu hüten.

30. November.

Ich bin allein im Hause; und da ich morgen einen ziemlich strengen Tag für die Geschäfte habe, so lese ich Pascals Leben, dessen Pensées ich mir anschaffte.

Pascal starb vor seinem 40. Jahr! Ich fing erst in diesem Jahr zu leben an. — Aber meine Gesundheit verspricht mir noch eine zweite Jugend. Ohne seine Talente kann ich der Welt vielleicht nicht weniger nützlich werden. Aber ich kann es nur durch das Bestreben nach einer wahrhaft himmlischen Tugend.

Pascals Leben war das eines Heiligen. Er war ein aufrichtiger Christ. Die christlichen Philosophen unserer Tage scheinen sich sehr wenig um die Heiligkeit der Sitten zu kümmern. — Ich will bei Gelegenheit auch seine Provinciales wieder lesen. Die Pensées kannte ich vorher gar nicht.

Blicke des Genies, große Talente und edle Gesinnungen kann ich im Pascal finden; aber reife Weisheit ist von so jungen Jahren nicht zu erwarten.

1. December.

Nicht schreiben oder sehr spät schreiben! — Das ist eine Hauptregel. — Man hält es für weniger wichtig, tugendhaft zu sein, wenn man nur wie ein Tugendhafter schreibt. — Das Beste erkennen, das Beste wollen, das Beste thun, — das ist die Aufgabe.

5. December.

Ich habe das neue Testament wieder zur Hand genommen und will nun öfters wieder darin lesen. Auch das alte Testament will ich mir anschaffen. Nicht mit zu vielen Erbauungsbüchern kann ich mich umgeben.

6. December.

Morgens. — Ich habe das Buch Genesis zu lesen angefangen. Die Naivetät und Kraft dieser uralten Geschichten rühren wunderbar.

Mittags. — Ich lese das Buch Genesis und werde künftig die Bibel fleißig lesen. Schon historisch ist sie höchst merkwürdig.

Abends. — Ich habe die Genesis zu Ende gelesen. Eine herrliche Urkunde und theilweise gewiss vom höchsten Alter. Die Geschichte der Erzväter ist freilich mit politischer Beziehung geschrieben. Nun will ich Moses näher kennen lernen.

Nachts. — Ich lese den Exodus, Mosis Wunderthaten in Ägypten.

7. December.

Das fünfte Buch Mosis (Deuteronomium) ist die Abschiedsrede des Propheten an sein Volk (eine Recapitulation alles Wesentlichen der vorhergehenden drei Bücher) und wirklich ein Meisterstück von Volksberedsamkeit, voll Kraft und Kühnheit. Wenn einst die wahre Religion, die Religion der Vernunft und des reinen Herzens, mit solcher Innigkeit und Stärke vorgetragen wird, so müssen die Wirkungen unendlich sein. —

Die Bibel, das Buch der Bücher, worauf die Hälfte unserer Cultur, unsere besten und manche unserer schlimmsten Gedanken beruhen, kannte ich nicht einmal! Und ich vermaß mich zu schreiben und als Lehrer des Volkes aufzutreten!

10. December.

Ich habe verschiedene Bücher über die Ehe mir angeschafft. Ehe ich meine Gedanken über diese Verbindung abschließe, muß ich die herrschende Denkart darüber kennen lernen.

12. December.

Morgens. — Ich habe ein wichtiges Buch zu lesen angefangen, Jakobs allgemeine Religion. Diese Lectüre wird mich zur Feier meiner großen Epoche würdig vorbereiten.

Abends. — Ich bin allein und lese Jakobs allg. Religion. Es ist eine wohlgerathene, populäre Ausführung des Kantischen Religionssystems. Nur hin und wieder scheinen Unrichtigkeiten untergelaufen zu sein; und dem Ganzen wäre mehr Kraft und Wärme zu wünschen.

13. December.

Abends. — Ich habe ein verrufenes Buch (Sanchez, de matrimonio) zum Durchblättern vorgenommen. Verstand

und Ernst wenigstens sind darin. Aber Vernunft und Sittlichkeit fehlen in diesem Theil der menschlichen Gesetzgebung noch gar sehr.

Nachts. — Ich habe das erste Buch der Könige angefangen, das lebhaft erzählt ist und viel Interessantes hat.

14. December.

„Über den moralischen Charakter der Schriftsteller" — von der Bibel und Homer angefangen bis auf unsere Zeiten, — das ist ein Buch, das ich dereinst zu schreiben wünsche. Wenn mir Gott Zeit und Kräfte gibt, so will ich mich dazu berufen glauben.

15. December.

Mittags. — Meine Religion, wenn sie mir erst selbst ganz klar geworden, wird der Mittheilung werth sein. Sie wird auf denselben Gründen beruhen, als Kants Religion, aber sie wird wärmer und tiefer empfunden sein.

Abends. — Ich lese den dritten Theil des Sanchez und finde viel Lehrreiches darin. Sein Buch ist doch das Hauptwerk über diesen Gegenstand der Moral und des Rechts.

Nachts. — Im Einzelnen stößt man doch auf manches Obscöne, und hin und wieder ist die Moral ziemlich lax.

16. December.

Ich bin mit dem curiosesten Theil meiner Lectüre beinahe fertig. Die christlichen Moralisten waren der Wahrheit in diesen Dingen sehr nahe; aber die Gefälligkeit für die Neigungen und Gewohnheiten der Menge verdarb ihre Grundsätze, und auf dem Wege der Sophisterei kamen sie nach und nach auf alle Greuel des Lasters. Wie an einem einfachen Ausspruch der Sittlichkeit gekünstelt wird, ist das Princip des Guten unvermeidlich verkehrt.

17. December.

Napoleons Feldzug gegen Rußland ist verunglückt. Das könnte zu manchem Guten führen, aber auch noch zum Schlimmen. Oesterreich behält nun wieder mehr politisches Gewicht. Der Krieg kann noch viele Jahre dauern.

18. December.

Napoleon ist nach Paris zurückgekehrt. Bald wird es sich zeigen, was er jetzt für Absichten hat.

19. December.

Ich habe die Geschichte Josefs (das schönste Stück in den Büchern Mosis) mit Rührung vorgelesen und dieselbe Rührung erregt. Die Tugend ist nur Eine; der keusche, redliche Jüngling ist auch der gerechte, großmüthige Mann.

20. December.

Mittags. — Ich las eine neue Concurs-Oper (Der Trank der Unsterblichkeit, vielleicht von Bertoldi). In den nächsten Tagen muß ich über die bisherigen Bericht geben.

Nachts. — Ich lese das Buch Job. Aber die Übersetzung ist schlecht, und ein Commentar wäre nöthig.

21. December.

Napoleons Stern ist im Sinken; er soll persönlich stark angegriffen sein. Diese Wendung der Dinge kann und muß beinahe eine Veränderung in der allgemeinen Politik hervorbringen.

Ich selbst fühle mich von diesen Ereignissen niedergeschlagen; meine Erwartungen und Voraussagen finden sich getäuscht. Auch verliere ich eines meiner Vorbilder. Aber große Lehren sind daraus zu ziehen; alle Macht wird durch Übermuth gestürzt. Und vielleicht steht doch aus dieser Katastrophe die Freiheit von Europa auf. Rußland hat seine

Furchtbarkeit gezeigt, Frankreich seine Grenzen kennen gelernt. Der Himmel gebe den Mittelmächten Weisheit.

22. December.

Morgens. — Ich las das Buch der Weisheit, unstreitig das philosophischeste Stück des alten Testaments, voll echter Religiosität und Tugendgefühls. Es ist aber auch offenbar viel neuer, als die historischen Bücher und die Sprüche Salomons.

Mittags. — Die neuere Geschichte enthält kein Beispiel so ungeheuerer Verluste in so kurzer Zeit, als Napoleon erlitten hat. Sein Kriegsruhm ist dahin, vielleicht seine Macht. — Das ist recht, denn er hat sie gemißbraucht.

Nachmittags. — Diese totale Niederlage (mehr eine Wirkung des Landes und der Jahreszeit, als seiner Feinde) erklärt Napoleons schnelle Zurückreise. Wenn die Nachricht früher als er nach Paris gekommen wäre, so war er vielleicht verloren. — Und noch jetzt: — sein persönlicher Sturz könnte die Nationen am leichtesten aussöhnen. —

Da ich mich mit Moses und dem alten Testament beschäftige, lese ich Müller über diese Gegenstände nach. Es ist viel Geist- und Sinnreiches in seinen Ansichten.

Nachts. Die Katastrophe in Rußland verdrängt alle anderen Gedanken. Welche ereignißvolle Zeit! — Und sollte Europa noch frei werden?

23. December.

Ich lese den Jesaias. Es ist eine kraftvolle Seele, und überall sind Beziehungen auf Zeiten, wie die unsrigen. Wo ich Aufmunterung sehe, will ich sie suchen. Muth und Standhaftigkeit zum Guten will ich erwerben.

24. December.

Man spricht davon, daß der König von Neapel mit

dem Rest der Armee capitulirt habe. Dieser Ausgang wäre entsetzlich. — Gott ist es, der den Ruhm Napoleons vernichtete.

25. December.

Morgens. — Es sind keine neueren Nachrichten von der Armee hier. Die Geschichte von dem König von Neapel ist ein Märchen.

Mittags. — Ich habe die Wolfenbüttler Fragmente (über das alte Testament) wieder zu lesen angefangen. Da ist ein strenger (manchmal leidenschaftlicher) Beurtheiler der Moralität der Bibel, Erzväter und Propheten. Das Buch ist scharf gedacht, aber nicht gut geschrieben. Eine unparteiische Würdigung der Moralität jener alten Schriften ist auch nicht überflüßig.

Nachmittags. — Der kleinliche Scharfsinn bringt den Menschen nicht weiter. Man muß Alles in größeren Massen betrachten. Übersicht, bestimmter Zweck und Energie, — das sind die Elemente des practischen Lebens.

26. December.

Gesegnet sei der Tag meiner geistigen Wiedergeburt!

Die Franzosen haben das russische Polen ganz geräumt. Welch ein Ausgang!

27. December.

Lessings Erziehung des Menschengeschlechts ist eine überaus verständige und sinnreiche Ansicht der Offenbarungen. Offenbarung ist Erziehung. Und was ist ein tiefsinniger Gedanke, der in einem großen Kopfe (wie Kant z. B.) entsteht, anderes als Offenbarung?

Auch das Judenthum erscheint in dieser Ansicht in einem milderen Lichte; es paßt gut in den großen Erziehungsplan Gottes. Und vollends das Christenthum! Wie sehr verdienen beide Religionen gekannt zu werden!

15

28. December.

Ich lese das 5.—7. Capitel des Matthäus (die Bergpredigt) wieder mit großer Erbauung. Das ist (fast durchaus) wahrhaft Gottes Wort! Welche Reinigkeit und Stärke der Gesinnung! Welche milde Kraft und Beredsamkeit! — Überhaupt macht der Theil des Ev. Matth. vom Cap. 3—11 ein herrliches Ganze aus.

Der geschichtliche Theil der Evangelien ist dunkel und wird es immer bleiben. Aber auch darin ist Gottes Hand. Der Glaube an die Person sollte den Glauben an die Lehre unterstützen und beleben, solange es nöthig war. Die Lehre wirkt und erhält sich durch sich selbst.

29. December.

Auch das Evangelium des Markus ist lesenswerth in historischer Rücksicht mehr, als in moralischer. — In einem Jahre werde ich im Stande sein, über die Geschichte und Lehre Jesu aus eigener Überzeugung zu urtheilen.

30. December.

Paulus ist ein Mann Gottes; er hat Tugend gekannt und gepredigt durch Lehren und Beispiele. Es ist ein erhabener Geist in diesem ersten Christen. Ich Thor, der ich die Weisheit bei den Thoren suchte! Von nun an soll mir die Bibel ein heiliges Buch sein.

31. December.

Der Schluß des Jahres hat in politischer Rücksicht neue seit 12 Jahren nicht mehr zu erwartende Aussichten herbeigeführt. Die Übermacht Frankreichs ist wahrscheinlich dahin; vielleicht stürzt es wieder in neue Revolutionen zurück und ganz Europa mit ihm. — Und so endige ich auch dieses zweite Jahr.

1813.

1. Jänner.

Mittags. — „Prüfet alles und behaltet, was gut ist“ (das Beste)! Paul. a. d. Thessal. II. 5. 21. — Mit dieser Maxime will ich den Paulus selbst lesen und ebenso die Philosophen und Dichter.

Nachmittags. — Auch die kurzen Episteln des Petrus enthalten manches Gute; und so auch die des Johannes. Ich bin im Christenthum geboren und erzogen und lerne es jetzt erst kennen. Zwar das ist vielleicht besser; denn jetzt fasse ich nur das wahrhaft Gute auf und dieß mit desto größerer Innigkeit.

3. Jänner.

Morgens. — Es ist Sonntag, der erste im Jahr. Heute will ich mich mit Jakobs allgemeiner Religion erbauen; aber auch die Bibel soll ihre Zeit haben. —

Die physikotheologische Methode, welche Jakob befolgt, ist zu weitschweifig und geht zu sehr ins Detail, um einen großen Eindruck machen zu können. Sein Werk wird dadurch ein gewöhnliches Lesebuch, ohne die Kraft und Wärme, welche jeder Religionsvortrag haben sollte.

Abends. — Ich lese Jakobs religiöse Betrachtungen der Natur. Meine Lectüre wird interessanter, sowie ich über die Kunsttriebe (der Insekten besonders) hinauskomme, wovon mir das Meiste schon bekannt ist.

6. Jänner.

Ich habe die Lectüre von Jakobs allgemeiner Religion geendigt. Das Beste davon ist die Behauptung und stete Zurückführung auf den Gedanken, dass alle Religion aus dem Herzen (dem guten Willen) stammt und daß, wer der Tugend aufrichtig nachstrebt, von selbst religiös werde. — Dieß habe ich erfahren und erfahre es täglich.

8. Jänner.

Ich lese wieder meinen Freund Kant, gestern und heute die Abschnitte in der Kritik der reinen Vernunft, welche den Übergang zum Moralsystem machen. Gewiss, das ist der tiefste und reinste Geist, der jemals schrieb und lehrte! Das Zeitalter ist seiner nicht werth, aber was er schuf, wird bleiben und noch nach Jahrhunderten wirken.

Jetzt las ich die Abschnitte in der Kritik über Gott und Unsterblichkeit. Ja, das ist das neue Evangelium! Eine Zeit wird kommen, wo es allgemein dafür erkannt werden wird.

9. Jänner.

Die Altomonte war da und sang. Diese kleine Zerstreuung that mir gut.

10. Jänner.

Das Buch Jesus Sirach, worin ich gestern vor dem Einschlafen und heute früh nach dem Erwachen las, hat sehr viel Gutes. In dem neueren Judenthum findet sich schon zum Theil die Reinigkeit der Sittenlehre Christi.

14. Jänner.

Ich war in dem Concert von Spohr. Es ist ein vollkommener Künstler. Einige Notiz ist es anständig von diesen Erscheinungen zu nehmen.

16. Jänner.

Der Verstand verbietet oder widerräth vielmehr nach den Folgen, die Vernunft nach der Pflicht. Wo sich beide vereinigen, muss alles Andere schweigen.

28. Jänner.

In Schlegels Museum, 1. Stück d. J. kommt ein überaus wegwerfendes Urtheil über Kant vor. Was bilden sich diese Menschen ein? — Und so ein Affe beschuldigt Kanten der Anmaßung!

31. Jänner.

Preussen scheint sich zu einem Abfalle von Frankreich vorzubereiten. Eine Maßregel die Tresorscheine betreffend wird hier nachgeahmt werden, wenn wir in den gleichen Fall kommen. Das Papiergeld wird gewiss noch einmal schlecht, darauf muss ich alles berechnen. — Der alte Wieland ist am 20. Jänner gestorben.

2. Februar.

Die sinnlichen Vorstellungen überwältigen die Ideen, wenn wir ihnen Raum lassen. Das ist es, worin wir fehlen; denn nichts ist stärker als die Idee des Guten, wenn sie redlich gepflegt und erhalten wird.

6. Februar.

Ich habe die Bibel (das zweite Buch der Könige) vorgelesen. Elias scheint wirklich eines der Vorbilder Christi gewesen zu sein.

7. Februar.

Ich habe drei Preisstücke abgefertigt. Diese lästige Sache war in einer Viertelstunde abgethan.

8. Februar.

Napoleons Muth und Geist regen sich wieder. Möge er gerecht werden! Als thätiger Geist bleibt er ein Vorbild.

10. Februar.

Es gibt heilsame Erschütterungen und Leiden. Die rein sittlichen Antriebe sind es selten, die uns den ersten Anstoß geben, von dem Unrecht abzulassen. Aber sie bahnen diesen den Weg.

Es ist gut, daß der Mensch von Zeit zu Zeit auf sich selbst zurückkommt. Was da Gutes ist, wird nicht untergehen. Aber Schlacken können sich absondern.

12. Februar.

Nachts. — Wir kommen aus einem läppischen, langweiligen Stück. (Welche ist die Braut?)

13. Februar.

Seelenstärke, wo bist du hin? — Wo die Kraft des Entschlusses und der Ausdauer? — Auch der Verstand sagt mir, daß ich ohne Stärke nichts bin.

Neue Hindernisse, neue Feinde habe ich kennen gelernt. Erbärmlicher Neid, Mißtrauen, Befürchtungen aller Art verwirren und verdüstern mein Gemüth. — Es ist die Geschichte des ausgetriebenen bösen Geistes, der mit zehn anderen zurückkehrt, die alle ärger und stärker sind als er. — Nein, der Mensch kommt nie zur Ruhe mit sich selbst! Kampf ist seine Bestimmung, ein endloser Kampf. —

Brans Journal (Chronos), wovon das erste Heft ankam, ist schlecht geschrieben. Die Literatur verfällt täglich mehr. —

Eine Empfindung gibts, die vom Himmel stammt. Sie darf und soll neben Vernunft und Pflicht bestehen. Läutern sollen wir sie, nicht unterdrücken.

14. Februar.

Zu höheren, edleren Empfindungen will ich mich erheben oder allen Gefühlen entsagen. Niedrig sind Begierde

und Neid, Vertrauen und Liebe sind edel. — Die strenge Vernunft isolirt uns. Schöne Empfindungen sind gesellig.

16. Februar.

Ich lese eine der literarischen Vorlesungen von Fr. Schlegel, um diesen Mann auch von seiner besseren Seite kennen zu lernen.

Sprachtalent und ein gewisser großartiger Geschmack ist Schlegel nicht abzusprechen. Wollte er nur seine halb ergrübelten, halb empfundenen Einfälle nicht zu tiefsinnigen Orakelsprüchen machen!

19. Februar.

Verstand und Muth sind uns gegeben, uns durchs Leben zu helfen. Die Grübelei hat noch keinen Menschen gut und glücklich gemacht. Mit großherzigem Vertrauen will ich es wagen. — Genug und mehr als genug der Zweifel und Selbstpeinigung!

Ich beschäftige mich mit einer leichten Lectüre (dem deutschen Merkur).

20. Februar.

Wir kommen aus dem Theater, aus einem Stücke (Sophie van der Daalen), das viel Gutes hat und mich zum Theil sehr rührte.

22. Februar.

Das Gute suche in allen Verhältnissen, dann werden sie rein und glücklich sein! — Der Thor klagt über Andere. Die größte Schuld liegt immer an uns selbst, nicht in den Dingen außer uns.

23. Februar.

Morgens. — In dem Graben vor meinen Fenstern ist hohes Wasser. Das Land ist weitum überschwemmt.

Nachmittags. — „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ — Dieser herrliche Spruch ist das Thema alles

dessen, was man über die innigsten Verhältnisse des Lebens sagen kann.

28. Februar.

Morgens. — Die häuslichen Vorbereitungen zum Kinderball und die dringenden Geldgeschäfte entfernten mich von meinem Tagebuch.

Nachmittags. — Die Russen sind den 20. d. M. in Berlin eingerückt. Norddeutschland scheint fürs Erste eine andere Gestalt erhalten zu müssen.

Abends. — Ich blättere in Hippels Buch über die Ehe. Ruhe und eine leichte Unterhaltung sind mir nöthig.

2. März.

Die Hand der Vorsehung ist in den öffentlichen Angelegenheiten in den letzten Zeiten sichtbarer. Es scheint, daß die freien Verfassungen (in Staat und Kirche) das Übergewicht erhalten werden: — England, Schweden, — der Protestantismus.

7. März.

Wir gehen ins Theater. Heute ist mir diese Zerstreuung willkommen. —

Das eine Stück (Hedwig) ist lauter Schwulst und Phantasterei, das andere (die alten Liebschaften) nicht ohne Witz, aber leichtfertig und schal. — Es ist doch Schade, daß ich für die Literatur nichts mehr thun kann.

14. März.

Morgens. — In Berlin sind die Russen mit Jubel aufgenommen worden. Der Aufruhr in den Seeplätzen scheint ernsthaft und allgemein zu sein. Deutschland kann seine Freiheit wieder erlangen. In wenigen Monaten muß es sich zeigen, was zu hoffen ist.

Abends. — Wir gehen ins Theater. Eine kleine Zerstreuung nach ernsten Gedanken, die mich beschäftigten, ist mir nöthig.

Nachts. — Eine abscheulich langweilige Oper (Salem) leistete nicht, was ich suchte. — Die Unruhe über meine ökonomische Lage verfolgt mich außerdem überallhin.

16. März.

Eine interessante Lectüre (Christian Weiß von dem lebendigen Gott) hielt mich wach und beschäftigt mich jetzt wieder.

Auch in Dresden war ein Volksaufstand gegen die Franzosen. Es ist eine verhängnißvolle Zeit. Deutschland kann frei, vielleicht herrschend werden.

18. März.

Die deutsche Philosophie (wovon ich den Versuch von Chr. Weiß kennen lerne) scheint in der That auf große Resultate zu führen. So ernst und aufrichtig war in neuerer Zeit nirgends das Streben nach Wahrheit.

19. März.

Ich las Weißes Gedanken über Unsterblichkeit; — voll ahnungsvoller Wahrheit und Kraft.

22. März.

Wir kommen aus Mozarts Titus. (Mad. Schönberger.) Die Musik ist wirklich vortrefflich, die Execution der Stimmen im Ganzen schlecht. Auf welche Thorheiten geräth man in unserer Zeit! Zwei Männerrollen wurden von Weibern ausgeführt.

23. März.

Die Übung, die ich mir im Schreiben mache, kann zu einem guten Zweck führen. Erhält mir Gott Leben und Gesundheit, so werde ich gewiß noch einmal Gebrauch von der Gabe des Schreibens machen.

24. März.

Die Gaben, die Gott in dich gelegt hat, nütze zu deinem, deiner Freunde und der Welt wahrem Besten! Alle bloß auf dein Wohlsein abzielenden Wünsche vermeide! — Gut sein und wirken sollst du! Für das Übrige laß Gott sorgen!

27. März.

Morgens. — Mein 46. Lebensjahr hat angefangen. — In adversis vultum secundae fortunae gerere. — Das ist die erste Regel. Die zweite, die Gefahren und Schwierigkeiten zu theilen.

Nachts. — Die Russen sind in Dresden. Die preussische Kriegserklärung ist hier, auch eine schwedische liest man. Eine englische Landung wird erwartet. Napoleons Gestirn scheint ganz gesunken zu sein. Es ist wahrscheinlich, daß Deutschland, vielleicht Italien und Holland frei werden.

28. März.

Morgens. — Verhältnisse, die nicht zu ändern sind, müssen mit Schonung und Klugheit erhalten werden. — „Aus krummem Holze kann nicht völlig gerades gezimmert werden." — Ich will künftig mehr Rücksicht auf diese Regel nehmen.

Mittag. — Der österr. Beobachter enthält die preussischen Proclamationen. Das könnte wohl ein Vorläufer eines veränderten politischen Systems sein! Es ist wahr, ein so günstiger Zeitpunkt für Österreich, das Verlorene wenigstens größerentheils wieder zu erhalten, war nie. Und wenn der Zeitpunkt versäumt wird, so kommt er nie wieder.

Nachmittags. — Es ist eine verhängnißvolle Zeit. Ganz andere öffentliche Verhältnisse, als die bisherigen, müssen entstehen, wenn sie Dauer haben sollen. Das Alte

kann nicht zurückkehren; und wie wird man einig werden über etwas Neues? — Die Persönlichkeiten, worauf das Meiste ankommt, sind größtentheils erbärmlich.

30. März.

Gen. Tettenborn ist an der Spitze von 3000 Mann russischer Cavallerie den 18. d. unter allgemeinem Jubel in Hamburg eingerückt. Die Declaration der Dänen scheint uns nahe zu sein. Wenn die Preussen und Russen mit Macht über die Elbe gehen, so wird Deutschland frei.

31. März.

Ein Beispiel sollst du geben von wahrer Herzensbesserung! Was soll die Lehre wirken ohne Beispiel? — Aber wenn auch dieses unfruchtbar bleibt, so laß es dich nicht kümmern. — Es ist Thorheit, sich fremde Vollkommenheiten zum Zweck zu machen.

2. April.

Nachmittags. — Ich lese den Ovid. Es ist eine rein empirische Philosophie. Mehr als gut ist bemerke ich davon hin und wieder.

Nachts. — Die Russen und Preussen sind über die Elbe gegangen. In wenigen Wochen muß die Gestalt der öffentlichen Angelegenheiten deutlicher werden.

3. April.

Die Russen und Preussen breiten sich in Sachsen aus. In Kurzem muß es zu ernsthaften Treffen kommen, oder die Sache der Franzosen geht in Deutschland schlimm. Der König von Sachsen bleibt auf Napoleons Seite. Er selbst muß bald erscheinen.

4. April.

Vormittags. — Die Hansestädte armiren und von der norddeutschen Armee sind alle Zeitungen voll. Schwedische

Truppen haben gelandet. Auch die Altonaer Zeitung scheint antifranzösisch. Dagegen spricht Napoleon in seiner Rede an das gesetzliche Corps von seiner nahen Abreise zur Armee.

Abends. — Ich lese die Ars amatoria. Es ist doch viel Verstand darin. Wenn ich einmal über diesen Gegenstand schreibe, so muß ich zu diesem alten Codex zurückkehren. —

5. April.

Rußland und Preussen erklären den rheinischen Bund für aufgelöst und betheuern, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis die Unabhängigkeit Deutschlands und die Freiheit von Europa anerkannt sind.

6. April.

Wolle nicht erzwingen, was nur durch Freiheit möglich ist! In beschränkter Ansicht ist Manches gut, was in allgemeiner nie gut werden kann. Nur die Religion kann uns vollkommen machen; das Leben im Verstande ist nothwendig unlauter, eitel und Stückwerk.

7. April.

Mittags. — Der Aufruhr in Norddeutschland breitet sich aus. Innerhalb vier Wochen müssen höchst wichtige Dinge geschehen. Wird Deutschland frei, so wird es die Welt; geht es ein zweitesmal unter, so scheint die Unterjochung von ganz Europa unvermeidlich.

Nachts. — In einem gleichgiltigen Leben schleppen wir uns hin ohne Zweck, ohne Energie und Tugend. Was ist an den Menschen, die ich oft am meisten schätzte? — Sehr wenig Gutes. Sie wollen leben und sich vergnügen. Aber in sich besser werden und das Gute außer sich verbreiten, wer will das? —

8. April.

Ich habe mir Bahrdts Juvenal angeschafft und

will nun diesen kräftigen Dichter (als ein Gegengift gegen die Weichlinge Tibull und Ovid) lesen.

9. April.

Ich las in Bahrdts Juvenal. Die Übersetzung ist schlecht; aber welche edle, kräftige Seele hat der Dichter!

10. April.

Morgens. — Hätte Juvenal auch nichts geschrieben, als die 10. Satire, so müßte man ihn schon für einen großen Geist und Charakter erklären. Man fühlt es, er war tugendhaft, er schwatzte nicht bloß von Tugend.

Mittags. — Juvenal wird einer meiner Lieblingsautoren werden. Solche kräftige Seelen muß ich zur Gesellschaft haben, um nicht weichlich zu werden.

Abends. — Ich habe die Erklärung und Actenstücke des schwedischen Hofes gegen Frankreich gelesen. Sie sind in keinem sehr kriegerischen Sinn und Ton abgefaßt. Schwedens Lage scheint keinen activen Antheil am Kriege zu gestatten.

11. April.

Morgens. — Juvenal unterhält und belehrt mich. Was sind wir gegen die Alten? Nicht das Talent, — der Charakter war es, der ihnen dieses Übergewicht gab.

Mittags. — Entbehren ist besser als genießen. Das haben alle wahren Weisen gelehrt; dadurch allein ist der Mensch edel und groß.

Nachmittags. — Mich erheitern das Gefühl der zurückkehrenden Gesundheit und die abwechselnde Lectüre meiner lateinischen Dichter. (Auch in den Metamorphosen blättere ich.) Die römische Literatur und Sprache kann ich noch kennen lernen den Geschäften unbeschadet. — Die Metamorphosen sind leicht zu verstehen und als Sprachübung vortrefflich.

Abends. — Auch Ovid schließt sein Hauptwerk mit einem:

Jamque opus exegi, quod nec Jovis ira nec ignes
Nec poterit ferrum nec edax abolere vetustas
— — nomenque erit indelibile nostrum. —

Er hat wahr gesprochen; aber sein Ruhm ist nicht rein, denn die Güte des Charakters mangelt.

12. April.

Mittags. — Mäßigung ist das große Gesetz des Menschenlebens. Innerhalb dieser Grenzen ist wenigstens verzeihlich, was außer ihnen unverzeihlich wird. — Aufrichtigkeit und Mäßigung sollen meine Schutzgeister sein.

Nachmittags. — Dieß Leben ist nicht bloß ein Übergang, es ist etwas für sich und die Verhältnisse, in die wir gelangen, müssen aus sich selbst beurtheilt werden. — Glücklich, wenn Vernunft und Gefühl dabei in Eintracht sind.

Nachts. — Die Meinungen der besten und verständigsten Menschen über Gott, Unsterblichkeit und die Bestimmung unsers Geschlechts auf dieser Erde zu sammeln, wäre eine sehr interessante Aufgabe für einen denkenden Schriftsteller. Das eigentlich ist die wahre Geschichte der Menschheit; denn nur im Geiste der Edelsten lebt und webt sie.

Es sind selbst so viele sinnlich-edle Anlagen in uns, die einer Entwicklung werth zu sein scheinen. Wir werden fortdauern auch in unserer sinnlichen Natur. Alles wird sich erklären und ausgleichen, selbst die Verhältnisse, in denen wir gelebt.

13. April.

Mittags. — Um mich zu zerstreuen, las ich im Suetonius das Leben des Caligula, Claudius und Nero.

Man muß den Menschen in seiner ganzen Verkehrtheit auch kennen.

Nachmittag. — Dänemark ist mit England ausgesöhnt. Nun fängt der nordische Bund an wichtig zu werden, und die Angelegenheiten der Franzosen werden zweifelhaft. Gen. Morand soll in Lüneburg gefangen sein; das sichert Hamburg für den Augenblick. Nehmen die Dänen thätigen Antheil, so wird Holland und die Nordküste allgemein aufstehen.

Abends. — Ich lese Allerlei durcheinander: Hemsterhuis, Tralles (über Unsterblichkeit), jetzt Tellers älteste Theodicée. — Viel Nützliches ist geschrieben worden; wäre es nur auch angewendet! — Und doch geht schwerlich ein guter, erbaulicher Gedanke ganz verloren. In irgend einer Seele wird er fruchtbar. Darum laß mich an mir selbst arbeiten und hoffen, daß einst auch Andere einen Nutzen daraus schöpfen werden!

Nachts. — Es ist ein überaus wichtiger Gedanke, daß die Trennung des Genußes von dem Zweck der Natur die Quelle alles Verderbens in dem Geschlechtsverhältnisse und der wahre Anfang und Nerv des Lasters sei. Diesen Gedanken wünsche ich einmal mit echtem Ernst auszuführen.

14. April.

Der Krieg in Deutschland fängt an lebhaft zu werden; auch bei Magdeburg haben die Franzosen einen Verlust erlitten.

17. April.

Mittags. — Ein neues Finanzpatent ist erschienen, das eine Emission von 45 Mill. neuen Papiergelds ankündigt. Der Cours ist auf 161 und wird nun ohne Zweifel nach und nach auf 200 gehen.

Nachts. — Ich habe die 13. Satire des Juvenal gelesen. Ein herrliches Werk!

18. April.

Morgens. — Ungeheuere Begebenheiten stehen bevor. Unterliegen die alliirten Armeen, so wird Deutschland wahrscheinlich ganz unterworfen. Vielleicht ist selbst die Niederlage des vorigen Winters ein Mittel, Napoleons Oberherrschaft schneller und fester zu begründen. Alle Rücksichten hören auf, wenn er jetzt siegt.

Abends. — Ich erneuere eine alte Bekanntschaft, indem ich den Agathon lese. Das erste Buch hat viel Gemeines.

19. April.

Morgens. — Der Verfolg von Agathons Geschichte ist interessant, aber auch sehr verführend. Gewiß, Wieland hat viel an dem Charakter der Deutschen verdorben. — Es wäre der Mühe werth, ihn in moralisch-ästhetischer Rücksicht ernsthaft zu würdigen. Vielleicht finde ich einmal Zeit dazu.

Mittags. — Die Lage der kriegführenden Mächte wird immer ernsthafter. Schweden tritt mit Macht auf; wenn sich Dänemark auch dazu entschließt, so könnte das Übergewicht doch auf die Seite der nordischen Mächte fallen.

21. April.

Morgens. — Wenn äußere Verhältnisse Rücksichten verdienen, so verdienen es die des Gemüthes noch mehr. — Mäßigkeit heißt das Gesetz der Menschlichkeit.

Abends. — Napoleon wird jetzt schon bei der Armee sein. In einem Monat ist vielleicht das Schicksal von Europa entschieden.

22. April.

Napoleon ist bei der Armee. Die großen Schläge werden nun bald erfolgen. Ein mittlerer Zustand ist das Wünschenswertheste und auch das Wahrscheinlichere.

23. April.

Nachmittags. — Jeder Mensch ist eine Macht, wenn er sich selbst nicht herabwürdigt. Aber alle Macht wird zu Schanden ohne Vorsicht und Consequenz.

Nachts. — Ich habe den Musarion vorgelesen; unstreitig ein sehr vorzügliches Kunstwerk. Übrigens ist und bleibt Wieland einer der Verführer des Zeitalters, wiewohl ohne eigene Freiheit, also auch ohne Bosheit. — Die Geisteskraft ist merkwürdig.

25. April.

Es ist gleichgiltig, was der Mensch wirkt und ausrichtet, wenn er in sich selbst nur tüchtig ist, von reiner Gesinnung und starker Seele. — Das Leben ist eine Schule der Tugend. Uns selbst erkennen und rechtthun lernen, — das ist hiernieden unsere Bestimmung.

28. April.

Nachmittags. — Ich lese (in Schellings Zeitschrift) die Memoires von Diderot. — In mancher Rücksicht finde ich Ähnlichkeiten mit mir.

Abends. — Diderot wurde 71 Jahre alt. Er war eine gutartige, liebenswürdige Natur. An Geisteskraft that es ihm keiner seiner Zeitgenossen bevor. Le premier pas vers la philosophie est l'incrédulité. Das ist eines seiner letzten Bonmots.

29. April.

Keine bestimmte Nachricht vom Kriegsschauplatz. Napoleon läßt sich Zeit. Indeß verbreitete sich heute ein Gerücht von einem seiner Siege. — Er wird — ex fumo dare lucem.

30. April.

Ich lese Bruchstücke eines philosophischen Sehers (des verstorbenen Hülsen) im Schellingischen

Journal. Deutliche Begriffe fehlen da; aber doch blickt eine gewisse Ahnung des Wahren, Höchsten, Göttlichen durch. — Wunderbar (das größte Wunder) sind das Leben, unser Geist, seine Anschauung unserer selbst.

2. Mai.

Nachts. — Wir kommen aus dem neuen Trauerspiel (Die Schuld). Es ist nicht ohne Nerven und Kunst, aber der Ausgang verdirbt Alles. — Das Schaffot für ihn, für sie ein Kloster: — das allein sollte der Ausgang sein.

3. Mai.

Mittags. — Die französische Armee war am 26. zwischen Jena, Naumburg und Merseburg concentrirt. Vermuthlich fällt in diesen Tagen eine Schlacht vor, wenn es nicht schon geschah.

Nachts. — Ich las vor (den Zauberring von La Motte Fouqué). Es ist ein seltsames Mischmasch von Gemüthlichkeit und Faselei. Die Literatur scheint wirklich eine wahre Revolution zu erfahren.

4. Mai.

Begierden und Leidenschaften weichen von uns, wie böse Geister von dem frommen, festen Glauben an Gott und unser Leben in Ihm. Nur der Glaube reinigt und stärkt die Seele.

5. Mai.

Unsere Lectüre (der Zauberring) fängt an interessant zu werden. Es ist eine große Erfindungskraft und eine nicht gemeine Kunst der Composition darin sichtbar.

7. Mai.

Morgens. — Nur etwa 6 Stunden Schlaf. Jetzt las ich in de la Motte Fouqués Zauberring. Die üppige Sprache ausgenommen, unstreitig ein vorzügliches Werk. Und die sittlich-religiöse Gesinnung verdient Achtung und Lob.

Nachts. — Wir kommen aus dem Ballet (Akis und Galatee), wo die Vollkommenheit der Tanzkunst an Duport und dessen Frau zu bewundern ist. Vor 20 Jahren machte die Vigano in dieser Art großen Eindruck auf mich.

8. Mai.

Mittags. — Der Cours ist abermals zurückgegangen auf 155 und darunter. Nun sind meine vermeintlichen Gewinnste schon Verlust. Ich muß gleichwohl auf meinem System festhalten. —

Man spricht allgemein von wichtigen Gefechten zum Nachtheil der Franzosen. Dagegen soll Dänemark den Schweden den Krieg erklärt haben.

Abends. — Es scheint wirklich eine große Schlacht vorgefallen zu sein, und die Unbestimmtheit der Nachrichten deutet nicht günstig für die herrschende Partei im Publicum.

Nachts. — De la Motte Fouqués Roman zieht auch meine Zuhörerinen mächtig an. Es ist unstreitig eine wichtige literarische Erscheinung, und die neueste Literatur fängt an mir achtungswürdiger zu werden.

9. Mai.

Morgens. — Der Beobachter enthält die Nachricht aus Leipzig und Dresden von der am 2. und 3. gegen die Franzosen gewonnenen Schlacht bei Lützen. Die Franzosen hatten sich zurückgezogen. Ob der Sieg entscheidend war, muß sich erst zeigen. Von Gefangenen und genommenen Kanonen ist keine Rede, und der Russische Kaiser und der König von Preussen kamen am 4. nach Dresden zurück. Das verräth wenigstens keine großen Fortschritte.

Nachmittags. — Ein kleines Haus zu machen, ist sehr angenehm. Selbständigkeit in ökonomischen Verhältnissen gehört zu den würdigen Aufgaben des Lebens.

Nachts. — Noch beschäftigt mich meine Lectüre, die sehr interessant ist. Solch eine Erfrischung der Einbildungskraft thut mir wohl. Und die edle, religiöse Gesinnung des Ganzen erwärmt das Herz.

10. Mai.

Morgens. — Ich endigte meine Lectüre. Unter all dem wilden Zauberwesen blickt eine große moralische Absicht durch. Und die dunkle Verflechtung der Menschen durch Buhlschaft und Treubruch! — Wie Gespenster wandeln die Sünden uns verstrickend durch die Welt.

Ein ernstes Geheimniß, das in die Geisterwelt streift, ist das Geschlechtsverhältniß. Nie, auch in dieser Geschichte nicht, ist das stark und herzerschütternd genug dargestellt worden.

Mittags. Die Russen und Preussen haben sich zurückgezogen; also ein umgekehrter Sieg. Man spricht heute schon von dem Einzug der Franzosen in Dresden. In zwei Tagen länstgens muß es klar werden und schwerlich zum Vortheil der Alliirten.

11. Mai.

Mittags. — Die Course steigen (162) unstreitig als Folge der Kriegsnachrichten. Die russisch-preussischen Armeen sind über die Elbe zurückgegangen. Innerhalb 14 Tagen kann das ganze Land zwischen der Elbe und Oder wieder in französischen Händen sein. Die Berichte der Russen und Preussen sind erbärmlich.

Nachts. — Alles sieht die Rückkehr der Franzosen in Berlin für nahe an. Pezzl glaubt nicht, dass wir (nun) gegen sie sein werden. Also hat wahrscheinlich Preussen aufgehört zu sein. Zwar noch ist kaum die Scene der neuen Tragödie eröffnet.

So ist denn Napoleon wieder im Steigen; möchte er seinen wahrscheinlichen Triumph mit Weisheit und Mäßigung nützen!

13. Mai.

Napoleon soll in der Nacht vom 8. zum 9. in Dresden angekommen und der König von Sachsen eben dahin gegangen sein. Die Gegenpartei schmeichelt sich mit Hoffnungen. Ich glaube, die Franzosen werden bis Ende dieses das ganze Land bis an die Oder im Besitz haben.

16. Mai.

Morgens. — Ich las mit großem Interesse Hallers Beobachtungen über Schriftsteller und sich selbst; besonders die letzteren.

Der beste Mensch bringt es nicht weiter, als im Kampf gegen das Böse redlich auszuharren. Wie merkwürdig sind die Rückfälle des edlen Mannes!

Und Haller war so frühe, wo ich spät noch nicht bin! Gleichwohl blieben seine Schwächen und die Unlauterkeit, deren er sich bewußt war.

Mittags. — Vor 60—70 Jahren urtheilte Haller gesünder und richtiger über Moral, Religion und Geschmack, als in unseren Tagen darüber geurtheilt wird. Er war einer der größten Deutschen.

19. Mai.

Abends. — Ich war eine viertel Stunde auf der Bastei. Wenigstens habe ich etwas frische Luft geschöpft. Jetzt lese ich einen Aufsatz Herders über Lessing, — den älteren, größeren Bruder meines Geistes.

Nachts. — Ich lese Helvetius Buch de l'esprit. Schon der Anfang verräth einen seichten Kopf, aber die Art Popularität, die seiner Darstellung eigen ist, erklärt den Beifall, den sein System fand.

20. Mai.

Morgens. — Helvetius ist mir nicht mehr gefährlich und kann es Niemandem sein, der einen richtigen Begriff von Pflicht und Tugend hat. Wenn ich einst über die Moralsysteme schreibe, kann die Widerlegung des seinigen einen nützlichen Abschnitt geben. — Der allgemeine Nutzen ist auch sein Nothanker; aber zu welchen Consequenzen führt dieß Princip!

Mittags. — Man träumt wieder von russischen Siegen. Indeß ist die französische detailirte Nachricht von der Schlacht am 2. aus Paris gekommen. Napoleon ist doch ein herrlicher Geist; sein Gestirn leuchtet wieder. Gib ihm Milde und Weisheit, gütiger Gott!

Nachts. — Die Franzosen haben vor Bautzen doch einen Nachtheil gehabt; aber ihre größte Stärke geht auf Berlin. — Ich habe mich gegen einen leidenschaftlichen Menschen heute wieder unbesonnen über diese Kriege ereifert. Sei bescheiden!

21. Mai.

An Beobachtungen ist Helvetius reich und sofern brauchbar. Man könnte einen sehr lehrreichen Tractat über ihn schreiben.

22. Mai.

Ich las Hallers Urtheil über den seichten Helvetius nach und fand es ganz gegründet. — Das ist ein Beweis meiner Fortschritte in der Moral, daß ich ein solches Buch ohne Ärgerniß lese.

23. Mai.

Morgens. — Ein Band von der österreichischen Monatsschrift fällt mir in die Hände, und ich lese meine Aufsätze darin mit Interesse. Gewiß, ich wäre ein nütz-

licher, vielleicht ein großer Schriftsteller geworden, wenn ich meinen Vorsätzen und der Literatur getreu geblieben wäre.

Nachmittags. — Lessings antiquarische Briefe fielen mir in die Hände. Welch ein Schriftsteller! — Und ich konnte mir manchmal einbilden, etwas von Lessings Geist in mir zu haben! — So ist der Affe — ein Mensch.

24. Mai.

Nachmittags. — Noch keine Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Für Hamburg war man besorgt. — Die Schlacht, die man erwartet, wird nun geschlagen sein und wahrscheinlich zum Nachtheil der Alliirten.

Nachts. — Ich glaube den Plan Napoleons sich entwickeln zu sehen. Die Stärke seiner Operation war auf der linken Flanke; seine Corps konnten die Straße von Bautzen auf Berlin früher erreichen, als er dem Feind auf der Dresdener Straße selbst folgte. Die Hauptmacht gieng über Torgau.

26. Mai.

Nimm dir ein Beispiel an den Weltbegebenheiten! Der klare Begriff, der entschiedene Wille setzt durch, was er vorhat. Mehr hast du nicht gut zu machen, als Napoleon.

27. Mai.

Ich las in Kants Religionslehre. Solche Lectüre ist die einzige, die ich mir erlauben darf, denn sie ist der Moralität beförderlich; aber vertiefen darf ich mich auch darin nicht. — Handeln, handeln soll ich, nicht grübeln.

Die wahre Tugend hat doch nur er auf Begriffe gebracht. — Wie nichtig erscheinen an diesem Maßstab die Götzen unserer Neigungen! Die Stelle im ersten Stück, S. 32 bis 34 ist classisch für die Beurtheilung gewisser Menschen und Verhältnisse.

29. Mai.

Ich las Kants Religionslehre. Vieles däucht mir neu. Bei einer wiederholten Lectüre wird mir das Ganze noch deutlicher werden.

30. Mai.

Morgens. — Schon im April v. J., wo ich dieses Buch (Kants Rel.-Lehre) nach langer Zeit flüchtig wieder las, machte es einen großen Eindruck auf mich. Auch damals war ich von Außen sehr bedrängt und mußte mich zu schnell davon losreissen. — Jetzt ist nicht nur meine innere religiöse Stimmung diesem Eindruck noch günstiger, sondern ich bin auch durch einige Bekanntschaft mit der Bibel mehr dafür vorbereitet. — In Kants Sinne, und in keinem anderen, will und kann ich ein Christ sein.

Sobald ich eine etwas freie Zeit habe, will ich dieß höchst wichtige Buch (den Kanon des echten Religionsglaubens) mit mehr Aufmerksamkeit wieder lesen. — Schreiben werde ich nur, wenn mir Gott noch zehn Jahre Leben, leibliche Gesundheit und Muße schenkt.

Nachts. — Was wir in dieser Welt sind, wirken und vorstellen, — ist gleichgiltig; ob ich im Staate, in der Literatur etwas bedeute oder nichts, soll mich nicht kümmern. Aber was ich in mir selbst bin, ob mein Wille gut ist, mein Herz, ob ich das Ebenbild der Gottheit in mir aufrecht erhalte, — darauf kommt es an.

31. Mai.

Der Friedens-Congreß ist gewiß. Der Cours wird stark fallen; ein neuer Schlag für mich.

1. Juni.

Der Beobachter enthält die Nachricht des Moniteurs von der Eröffnung des Congresses in Prag.

3. Juni.

Die Franzosen sind in Breslau eingerückt. Unsere Beurlaubten werden dagegen eingerufen, und die größte Thätigkeit herrscht im Armiren. Österreich scheint die Bedingungen des Friedens vorschreiben zu wollen. In 14 Tagen muß es sich entscheiden, ob Friede wird, oder ob wir gegen Frankreich sind.

4. Juni.

Welch ein elendes Leben ist dieß! Um Geld zu sorgen bloß um Geld! Und nicht einmal um einen Geldgewinn, sondern um Schulden zu decken! -- Nicht länger darf dieser Zustand dauern. Er ist moralisch und ökonomisch nichtswürdig.

Die Thoren, die da glauben, das Wesen sei in der Materie, — da wir von der Materie selbst nur durch den Geist Begriff und Überzeugung erlangen! Im Geist liegt das Wesen, und was ursprünglich in ihm ist (das Moralische), beharrt allein.

6. Juni.

Die ökonomischen Fehler sind die, für welche wir hier am meisten büßen. In ihren Folgen sind sie auch beinahe die schmählichsten.

7. Junius.

Ich bin zerstreut und blättere in Lessings Briefwechsel. Wie zieht mich doch dieser Mann immer an sich!

Es ist Nathan, den ich in diesen Briefen entstehen sehe. Der treffliche Mann kämpfte mit Geldsorgen (mit wie kleinlichen!), während er ihn schrieb.

8. Juni.

Mittags. — Man spricht von Waffenstillstand; auch ist der Cours wieder etwas zurückgegangen.

Nachmittags. — Gott gebe, daß es Friede werde! Wie viel mir das auch im Einzelnen schade, im Ganzen kann es meine Geschäftslage nur verbessern. Die österreichischen Finanzen werden noch immer ziemlich lange schwankend sein, und dann kann ich mich auch in Betracht der Coursverluste erholen.

Abends. — Ich unterhalte mich wieder mit Lessings Briefwechsel. Welch ein kräftiger Geist! Er und Kant sind und bleiben für mich die Koriphäen der deutschen Literatur.

9. Juni.

Die Bedingungen des Waffenstillstandes sind im Beobachter. Napoleon steht unerschütterlich da; auch Preussen gilt wieder. Und was wir Oesterreicher gelten? Wenig oder nichts.

10. Juni.

Der Waffenstillstand ist gut, — für die Welt, wenn auch nicht für mich, — und ich danke Gott dafür. Der Schwindel, der alle Köpfe ergriffen hat, wird sich doch etwas legen. Die Vernunft kann wieder zur Sprache kommen.

12. Juni.

Ich blättere in La Mettrie. Eine wunderliche Philosophie! Wenigstens ist sie aufrichtig.

16. Juni.

Der Staat ist am Ende, dessen Fehler die meinigen gutmachen muß. In einigen Jahren muß die Valuta wieder zu Grunde gehen; eine Compagnie, die große Creditgeschäfte macht, muß reich werden.

20. Juni.

Ich las in Cäsars Commentarien. Das Detail ist zum Theil geringfügig, und ohne eine gute Karte wird die Lectüre leicht unverständlich.

22. Juni.

Nachmittags. — Seit gestern sind die Gerüchte ganz kriegerisch, auch ist der Cours auf 156 gestiegen. Noch glaube ich nicht an den Krieg, aber alle Anstalten gehen dahin. Die Staatsausgaben müssen enorm sein. Man sieht Anticipationsscheine von allen Sorten. Der Cours wird sich doch nach und nach erheben. Aber er muß sehr hoch gehen, wenn meine Finanzen dadurch gebessert werden sollen.

Abends. — Die wenigsten, etwas nachdenklicheren Menschen glauben an den Krieg. Wozu denn aber diese gewaltigen Bewegungen? — Meint man Frankreich zu imponiren? — Das wird schwerlich geschehen.

25. Juni.

Ich habe im Sonntagsblatt, das mir in die Hände fiel, geblättert. Es sind gut geschriebene Aufsätze darin, aber viel Leidenschaftlichkeit. — Die Schreibart in einem Theil des Sonntagsblattes ist wirklich musterhaft. Es ist doch schade um diese Anlage in mir.

26. Juni.

Ich las den Nathan vor. Die Lectüre erheiterte mich ziemlich. Heute will ich mich der Sorgen möglichst entschlagen.

27. Juni.

Das Theaterstück (Freemann) ist mittelmäßig, die Aufführung noch darunter; dennoch hat es mich ruhiger gemacht.

2. Juli.

Nathans Lectüre ist geendigt. Der Schluß gefällt mir weniger, als die mittleren Scenen; es wird mehr ein gewöhnliches Theaterstück.

3. Juli.

Ich lese im Shakespeare (Die zwei Veroneser). Ein sehr mittelmäßiges Stück.

4. Juli.

Mittags. — Ich lese ein zweites Stück von Shakespeare (Was ihr wollt), das einige schöne Stellen hat, aber voll Unwahrscheinlichkeit, ohne Plan und Geschmack ist. Auch über diesen Schriftsteller hatte ich viele Vorurtheile.

Nachmittags. — Ich lese Shakespeares Gleiches mit Gleichem. Das ist ein Werk der Reife. Der Gang der Handlung, die Charakteristik, die Sprache, — Alles ist aus einem Stück und meisterhaft.

Abends. — Ich habe die Lectüre des Stückes Measure for Measure geendigt. Es ist, was den Gang der Handlung betrifft, eines der vollkommensten, wo nicht das vollkommenste von Shakespeare.

5. Juli.

Die Friedenshoffnungen nehmen wieder zu. Man spricht von Verlängerung des Waffenstillstandes.

6. Juli.

Nachmittags. — Im Beobachter steht die Nachricht von der erwarteten Ankunft der Friedensunterhändler in Prag. Von der anderen Seite werden die Rüstungen thätigst betrieben. Der Ausgang ist sehr zweifelhaft.

Abends. — Es ist wirklich mehr Anschein zum Frieden. Der Waffenstillstand ist verlängert. Man hofft selbst englische Bevollmächtigte zu sehen.

8. Juli.

Furchtbar ist meine Lage. Fast ist es Vermessenheit zu denken, daß ich gerettet werden könne.

9. Juli.

Adam Smiths Theorie der sittlichen Ge-

fühle, in denen ich lese, hat viel Originelles und verspricht viel Vergnügen. — Ja der Unterschied zwischen Glück und Unglück ist nicht so groß, als der Mensch sich einbildet!

11. Juli.

Ich fühle mich sehr verstört und entkräftet. Es ist offenbar, daß mich die Fortdauer dieser Anstrengungen aufreiben müßte. Umsonst nehme ich mir vor, mich zu erheitern. Die Nähe der Bedrängnisse, die mir bevorstehen, überwältigen meine erschöpften Kräfte.

12. Juli.

Wunderbar ist die Regenerationskraft der Natur. Wenn ich diese ökonomisch-physische Krisis überstehe und noch einmal zur Ruhe komme, so werde ich manches Merkwürdige über die menschliche Natur sagen können.

13. Juli.

Ich hoffe nun nichts mehr für den Frieden. In wenigen Tagen werden die kriegerischen Anstalten öffentlich werden. Napoleon wird doch keinen leichten Stand haben. Wenn wir unser ganzes Gewicht in die Wagschale legen, möchte es ihm zu viel werden. Aber der Krieg wird langwierig, wenn er nicht gleich ganz unglücklich für uns ausfällt. Im Inneren wird die Noth aufs Höchste steigen.

14. Juli.

Morgens. — Mein Übel weckte mich vor 6 Uhr. Seither las ich im A. Smith. Seine Darstellung der verschiedenen Moralsysteme hat viel Gutes.

Ein wichtiger (zwar schädlicher) Schriftsteller, den ich noch gar nicht kenne, ist Mandeville. In Kiesewetters erstem Grundsatz der Moral findet sich eine Nachricht von seinem System, das auch Smith darstellt.

Mittags. — Es wird wieder mehr vom Frieden gesprochen. Doch das scheint keinen Grund zu haben.

Nachts. — Indem ich der Möglichkeit des Friedens nachdenke, finde ich überall unübersteigliche Hindernisse. Napoleon kann schwerlich und glaubt gewiß nicht gezwungen werden zu können, seine Herrschaft in Deutschland und seine Projecte auf Polen (wenigstens Warschau) aufzugeben. Preussen und Österreich glauben ihre Unterjochung zu unterschreiben, wenn sie auf die alten Bedingungen Frieden machen.

15. Juli.

Die Wahrscheinlichkeit des Krieges nimmt zu. Noch weiß man nichts von der Ankunft eines russischen Deputirten. Die französischen Truppen machen eine Bewegung vorwärts. Der Waffenstillstand ist nicht verlängert.

16. Juli.

Wie verschieden sind doch unsere Ansichten, wie abwechselnd unsere Gefühle! Was uns einmal beinahe gleichgiltig läßt, erschüttert uns ein anderesmal. Ein entschiedener Indifferentismus kann nicht schlimmer sein, als dieses Schwanken.

Bei Hofe macht man Anstalten fortzugehen. Die Partie des Krieges scheint ergriffen und Wien preisgegeben zu sein.

Gern möchte ich den Ausgang sehen, den diese Dinge nehmen. Mein innerer Zustand, mein äußerer, der Zustand der Welt — sind alle in einer höchst denkwürdigen Krisis.

17. Juli.

Mittags. — Ungeachtet der zunehmenden Wahrscheinlichkeit des Krieges scheint er noch wenig geglaubt zu werden. Der Cours bleibt auf 155, und es wird nicht viel gemacht.

Nachts. — Ich las Calderons Andacht zum Kreuz sehr verwundert, daß ich in diesem wilden Product ehedem so viel gefunden. — Wie kann man sich selbst so täuschen? — Und ich wars nicht allein, auf den dieß Stück vor neun oder zehn Jahren so viel Eindruck machte.

18. Juli.

Jetzt lese ich Calderons Über allen Zauber Liebe. Auch diesen Schriftsteller nannte ich oft und urtheilte über ihn, ohne ihn zu kennen.

Es ist viel Imagination und ein guter opernmäßiger Gang in diesem Stücke. Aber wie ist es möglich, diese Dichtart für musterhaft zu halten? — Genug für heute!

19. Juli.

Ich lese Arrians Geschichte des Alexander — zum erstenmale. Wie viel Großes kenne ich noch nicht!

20. Juli.

Möchte noch ein Jahr zweifelhafter Friede bleiben! In dieser Zeit müßte sich der Finanzzustand des Landes entwickeln, und damit könnte der meinige gedeihen. — Noch immer scheint Krieg und Frieden unentschieden. Ein verdrießlicher Zustand!

21. Juli.

Es ist ein seltsamer Indifferentismus im Publikum, der sich schwerlich schnell genug in Enthusiasmus wird verwandeln lassen.

23. Juli.

Ich blätterte in Günthers Gedichten. Die Geschichte der deutschen Literatur soll, wenn ich das Leben habe, ein Erholungsstudium für mich werden. —

Der Waffenstillstand ist bis zum 10. August verlängert, die Friedensunterhändler sind versammelt. Die Hoffnung zum Frieden ist also noch nicht ganz verschwunden. Während dieser Zeit muß auch ich mich rüsten; denn der wirkliche Ausbruch des Krieges wird meine Lage sehr erschweren.

25. Juli.

Die Franzosen haben eine Niederlage in Spanien erlitten. Dieß macht den Ausbruch des Krieges desto wahrscheinlicher. Es sei denn, wenn es sein muß! Möge sich mein Schicksal mit dem allgemeinen zugleich entwickeln!

27. Juli.

Morgens. — Alles ist voll kriegerischer Bewegung. Bald wird die große Frage entschieden sein.

Nachts. — Ich will mich noch mit Shakespeare, den starken, aufregenden Geist, unterhalten und dann zur Ruhe gehen.

28. Juli.

Ich erheiterte mich mit dem herrlichen Shakespeare (Heinrich IV.). Dieses Stück ist in der That die höchste Reife seines Geistes.

29. Juli.

Gott hilft uns, wenn wir uns selbst helfen in Demuth und Glauben. Jeder Mensch hat Anlaß, ein Held zu sein. Kluge Verschlossenheit ist die erste Eigenschaft des Helden im Krieg und im bürgerlichen Leben.

30. Juli.

Die Niederlage der Franzosen in Spanien scheint entscheidend und von großen Folgen zu sein. Napoleon soll nach Paris gegangen sein, vermuthlich um vor Eröffnung des Feldzuges in Deutschland noch Anstalten im Inneren zu treffen. Wäre ein militärisches Talent, wie Wellington,

an der Spitze der verbündeten Armee, so müßte Europa frei werden.

4. August.

Ja, das Leben ist keiner ernsten Sorge werth, und die sittliche Vollkommenheit selbst kann nur durch eine edle Zuversicht errungen werden. Laß uns redlich sein, aber entschieden und kühn! — Gott erhält dir Leben und Gesundheit: Alles Übrige sollst du dir selbst verdanken.

5. August.

Noch ist doch nicht alle Hoffnung zum Frieden verloren. Gott gebe, daß Napoleon in sich gehe! Die Ankunft der Kaiserin in Mainz deutet auf etwas der Art. Vielleicht, — wahrscheinlich sogar — kommt Deutschland wieder auf.

6. August.

Der öffentliche Zustand nähert sich seiner Krisis. Heute wurden aus allen Häusern Schanzen aufgeboten; die Einberufung der Feuergewehre scheint ein Vorbote des Landsturms zu sein.

7. August.

Alles zeigt auf den nahen Ausbruch des Krieges. Die Geldnoth wird die erste Folge davon sein; für mich in beiden Valuten gleich drückend.

Ich lese Shakespeares Heinrich VI.

8. August.

Shakespeares Heinrich VI., 2. Theil unterhält mich; es ist eine große Charakteristik und treffliche Situationen darin.

9. August.

Morgen Mittags geht höchstwahrscheinlich der Kongreß auseinander. Unser Kaiser hat noch ein Schreiben von Napoleon erhalten. Bis Donnerstag ist uns bekannt, ob

der Krieg anfängt. — Ich bin von diesen Dingen sehr befangen. General Moreau ist wirklich auf dem festen Lande. Ich habe es gestern stark bezweifelt. Möchte der Krieg wenigstens nicht unglücklich geführt werden!

Ich lese Shakespeares Richard III., ein gewaltiges Werk. Es ist Stärkung fürs Gemüth.

11. August.

Morgen wird vermuthlich laut, was man so lange im Stillen betrieb. Die Erklärung des Krieges kann in den jetzigen Umständen Muth und Vertrauen erwecken. Und der Friede, — da er besser sein muß, als die vorigen, — würde allgemeine Freude verursachen. Auf jeden Fall wird es in den nächsten Tagen erträglicher sein, als bisher.

12. August.

Es ist also Krieg. Dieser Tage werden die Erklärungen erfolgen.

13. August.

Napoleon bleibt seinem Charakter getreu. Er wagt Alles um Alles. So jetzt auch wir und vorzüglich Preussen. Mit Dem Gott ist, der wird es ausführen.

14. August.

Noch ist keine Kriegserklärung erschienen. Der König von Neapel ist in München angekommen. Nun ist eine Invasion von Italien aus möglich.

15. August.

Morgens. — Der Krieg fängt heute oder morgen an. Siegt Napoleon, so ist das Weltreich entschieden, unterliegt er, so kommen wieder bessere Zeiten. Was auch geschehe, es führt zu göttlichen Zwecken. —

Und so die Entwicklung meines eigenen Schicksals. Denn ich bin in einen gleichen Kampf für Sein oder Nicht-

sein verwickelt; ja in einen schwereren, als die Völker. Doch Gott leitet auch diesen.

Abends. — 120000 Russen und Preussen sind in Böhmen eingerückt. Die drei Monarchen kommen in Prag zusammen. Das große Spiel hat also angefangen.

19. August.

Der Krieg hat also angefangen. Gott lenke ihn zum Heil der Welt! Ich habe bessere Hoffnungen als jemals. Oesterreich kann wieder aufkommen, und die Freiheit der Völker wieder erkämpft werden.

22. August.

Mein Ruin ist unvermeidlich und sehr nahe. Der Ausbruch des Krieges, die Wahrscheinlichkeit einer feindlichen Invasion machen alle Rettung und selbst eine längere Fristung unmöglich. — Umsonst suche ich mir Muth einzureden; meine Lage ist ohne Hilfe. Nur ein Wunder könnte mich retten, — mir schwebt ein solches Wunder vor, — und ich muß mich gewöhnen, das Unvermeidliche zu denken.

24. August.

Mich treibt die Angst hinweg. Ich bin nicht zu retten und so Viele, die ich unglücklich machte. In wenigen Tagen wird mein Schicksal entschieden sein.

30. August.

Der entscheidende Tag meines Ruins scheint erschienen zu sein. Gott verhüte größeres Unglück! — —

18. September.

Seit 18 Tagen aß ich heute zum erstenmal wieder etwas Fleisch. Die Überzeugung, daß ich arm, in diesem Augenblicke bettelarm bin, (denn ich kann nicht arbeiten und bin Anderen selbst meine Arbeit schuldig) hat mir die Kostbarkeit der einfachsten Nahrungsmittel (des Wassers,

Brodes, der Suppe, gemeiner Zugemüse) kennen gelernt. Ich habe zugleich die Stärke meiner Constitution in Erfahrung gebracht; ohne Wein, geistige Mittel und alle Bequemlichkeit habe ich die ungeheuersten Gemüthsbewegungen und alle Entbehrungen ertragen. — Mit wie Wenigem könnte ich leben, und wie sehr würde mein Gemüth dabei gedeihen!

20. September.

Ich las in Wielands Horaz. — Jetzt brachte man mir den Beobachter. Der Feldzug scheint entschieden für die Alliirten, und die Freiheit Deutschlands nahe zu sein.

1. October.

Die Richtigkeit und Solidität der Inventur sind von der größten Wichtigkeit für jetzt sowohl, als künftig. Der successive Verkauf der Gegenstände, die dem Waarenfond zur Last sind, wird dadurch sehr erleichtert, und nur auf eine solide Inventur kann eine künftige gute Bewirthschaftung gegründet werden.

13. October.

Seit einigen Tagen lese ich die Historien des Tacitus mit Dottevilles französischer Übersetzung. Ich will, wenn ich das Leben habe, diesen Autor jährlich einmal lesen.

16. October.

Es wird stiller in mir, doch ist mein Kopf noch befangen. Ich las jetzt einige von Horazens ernsthafteren Oden. Diese Vielseitigkeit ist eine der bewunderungswürdigsten Eigenschaften des Dichters.

Wenn ich einst wieder ruhiger werde, so hoffe ich erst wahren Genuß und Nutzen von solcher Lectüre.

Ich habe angefangen, Sismondis Littérature du Midi de l'Europe zu lesen.

17. October.

Sismondis Werk ist sehr lehrreich und nichts weniger als Schlegelisch. Ich denke es ganz durchzulesen. Eine solche Zerstreuung wird meinem Kopf gut thun.

20. October.

Mittags. — Zwischen der Arbeit lese ich Sismondis Werk (über die spanische Literatur); es ist lehrreich und voll Verstand.

Nachmittags. — Sismondi ist ein trefflicher Schriftsteller, und die Spanier ziehen mich an, ihre Sprache noch zu lernen. Italienisch und Spanisch kann ich neben dem Latein ohne große Mühe erlernen.

27. October.

In der Nacht las ich einen Dialog von Diderot über Glauben und Unglauben; das Beste, was jemals in moralischer Hinsicht zur Vertheidigung des Letzteren geschrieben wurde.

13. November.

Ich habe angefangen, den Rambler zu lesen und will nun nach und nach in meiner Lectüre die Ordnung bringen, die meinen literarischen Planen am angemessensten ist. Ein Wochenblatt (Winterabende von Th. West) scheint noch immer das nächste zu sein, an dessen Ausführung ich denken kann. Ich muß leben und also auch für Geld schreiben.

14. November.

Ich las den Rambler, mit dem ich auch fortfahren und so nach und nach die englischen Wochenschriften alle durchlesen will. — Bald hoffe ich, mich meinen schriftstellerischen Planen ganz widmen zu können. —

Eben lese ich Nr. 16 von J. Rambler. Eine sehr glückliche Erfindung, die ich benützen kann. — Nichts eigentlich

übersetzen, aber anwenden kann ich viel aus den englischen Wochenschriften; denn ich muß meinen Winterabenden einen ausgedehnteren Plan geben, wenigstens in den ersten Jahren, um mir Leser zu verschaffen.

16. November.

Ich las im Rambler. Dieser Charakter einer Wochenschrift wird mir angemessener sein, als der des Spectator; ruhige Vernunft, Ernst, zuweilen Schärfe.

18. November.

Von abstrakten Wissenschaften werde ich mich auf die Logik und die Elemente der Mathematik beschränken müssen und auf die Lectüre von Fries' Schriften nebst Wiederholung der praktischen Werke von Kant. In Sprachen auf das Lateinische und die Anfangsgründe des Griechischen; denn die letztere Sprache muß ich wenigstens oberflächlich kennen lernen. Lesen will ich außer meinen Lieblingsschriftstellern unter den Alten vorzüglich Geschichte, dann die englischen Prosaisten: Addison, S. Johnson, Humes Essays, Shaftesbury 2c.

19. November.

Man sprach mir von der Wiener Literaturzeitung; ein kleines, sicheres Verdienst gebe die Redaktion gleich. Aber in der ersten Zeit wird es mir an Muße und auch an der nöthigen Vorbereitung fehlen. Zudem ist die Arbeit sehr trocken und stumpft den Geist ab. Überhaupt muß ich mich noch vor Engagements in Acht nehmen.

20. November.

Morgens. — Es ist außer Zweifel, daß ich vor einem halben Jahr keine literarischen Arbeiten übernehmen kann, wahrscheinlich auch nicht vor einem ganzen Jahr.

Außerdem muſs ich mich vor literarischer Taglöhnerei in Acht nehmen.

Nachts. — Ein Buch werde ich schreiben, wenn mir Gott Leben und Kräfte gibt, das gewiß interessirt: — meine Selbstbiographie. Es wird lehrreich sein und selbst erbaulich, wenn ich durch eine noch hinlängliche Dauer des guten Lebenswandels beweise, daß meine Besserung aufrichtig und bleibend war.

21. November.

Meine künftigen literarischen Arbeiten beschäftigten meine Einbildungskraft vor und nachher. Die Winterabende scheinen mir immer noch die angemessenste schriftstellerische Unternehmung für die ersten Jahre. Ich denke den Plan auf drei Stücke (zu 1/2 Bogen) wöchentlich zu erweitern, wovon immer eines aus den englischen Wochenschriften entlehnt, eines aus meiner Lectüre der Alten und Neueren geschöpft und das dritte ganz von eigener Erfindung sein soll. Auf diese Weise hoffe ich leicht Stoff zu vier Jahrgängen zu finden und meinen übrigen Studien nicht viel Zeit abbrechen zu dürfen. Bei den entlehnten bleibt mir noch immer das Verdienst der Wahl und der Sprache, auf welche letztere ich die größte Sorgfalt zu verwenden denke. Schon jetzt will ich bei meiner Lectüre auf diesen Plan Rücksicht nehmen und auch bald zu übersetzen anfangen.

22. November.

Vormittags. — Ich habe angefangen, Nachweisungen zu den engl. Wochenschriften zu schreiben, die mir das Brauchbarste zu meiner Absicht leicht finden lassen. Damit will ich nun fortfahren und ähnliche über meine andere Lectüre machen. — Als Schriftsteller-Unternehmung ist das Wochenblatt gewiß das zunächst Beste; nur muß ich nicht mein Hauptgeschäft als Studium daraus machen.

N a ch m i t t a g s. — Ich habe meine Nachweisungen zu den bisher gelesenen Stücken des Rambler geendigt. So wird mir diese Lectüre jetzt schon fruchtbar. — Nun will ich ein wenig ins Freie. —

Der Spaziergang war angenehm; es ist wieder milderes Wetter. Auf dem Glacis lebt und bewegt sich Alles in militärischer Freudigkeit. Deutschland ist nun ganz vom Feinde befreit und wieder von Muth und Hoffnung belebt. So ist denn meine Regeneration mit der meines Landes in e i n e n Zeitpunkt gefallen.

25. N o v e m b e r.

M o r g e n s. — Ich habe den Eingang zu den Winterabenden geschrieben, der Charakter dieses Blattes ist nun ziemlich bestimmt, und wie mein Kopf heiterer wird, wird mir das Weiterarbeiten leichter von der Hand gehen. Welch ein Genuß steht mir bevor!

N a ch t s. — Ich habe angefangen, eine Nummer des Rambler zu übersetzen. Es ist eine harmlose und nützliche Beschäftigung; aber ohne Wörterbuch komme ich nicht vorwärts. Diese gehören zu meinem Werkzeug. Ich muß überhaupt auf meine kleine Büchersammlung viel Aufmerksamkeit verwenden.

27. N o v e m b e r.

Ich habe wieder einen Abschnitt an dem ersten Stück der Winterabende geschrieben; er scheint gelungen zu sein. Nach und nach komme ich in den rechten Ton.

28. N o v e m b e r.

M o r g e n s. — Gestern trug ich mich mit dem Gedanken, die Winterabende noch in diesem Jahr (im Februar) anzufangen und für dieses Jahr 8 bis 10 Bogen herauszugeben. Die Eitelkeit hatte wie gewöhnlich den größten

Antheil an diesem übereilten Gedanken. — Ich bin davon zurückgekommen und aufs Neue entschlossen vor dem künftigen Winter nichts drucken zu lassen.

Abends. — Ich habe angefangen, die erste Nummer der Winterabende umzuschreiben. Alles muß gehaltener und trockener werden; dieser Tugendeifer ist hier nicht an seiner Stelle, und ich darf diesen heiligen Namen nur selten aussprechen.

Nachts. — Der Gedanke, daß kleinliche literarische Arbeiten mich von der großen Bestimmung für diese Welt abziehen, der ich aufgespart zu sein scheine (der neuen wissenschaftlichen Begründung der Moral und Religion), ist mir aufgestiegen. So außerordentliche Schicksale, eine solche wunderthätige Zurückkehr in mich selbst – sollten sich nicht mit einer Wochenschrift endigen. Kant! — Das ist mein Vorbild.

2. December.

Kaum 6 Stunden Schlaf. Nach 5 Uhr machte ich Licht und las S. Johnsons Leben. Dem Rambler ist doch sein geistreichstes Werk hiernächst die Lebensbeschreibungen der englischen Dichter und seine zerstreuten kritischen Schriften. The Idler (1758—60) hat mehr Leben und Leichtigkeit, als The Rambler. — Am Adventurer (1752—54) nahm er Antheil; von ihm dazu aufgemuntert auch Dr. Warton. — Bonnel Thornton und Colman unternahmen zu derselben Zeit den Connoisseur. — Diese drei Wochenschriften fehlen mir noch.

3. December.

Morgens. — Daß meine Bücher, meine wenige Kleidung und Hauseinrichtung das Einzige sind, was mir eigen bleibt, macht mich mehr vergnügt, als traurig, denn mit Freuden scheide ich von dem erborgten Besitz und der

erlogenen Vermögenheit. Das tägliche Brod wird Gott bescheren und auch ein Übriges für die alten Tage und die Meinigen, wenn ich nicht mehr bin.

Nachts. — Ich habe vorgelesen, unter Anderem eine Criminalgeschichte in Langbeins Feierabenden.

5. December.

Ich lese den Rambler. Es ist unstreitig das Werk eines Meisters und starken Kopfes. Gesunder Verstand, durch treffliche Grundsätze und classische Gelehrsamkeit befestigt und erweitert, — macht die Grundlage dieser lehrreichen Versuche aus. Die Deutschen haben nichts Ähnliches, die Franzosen ebensowenig.

7. December.

Ich habe die Nachweisungen zum 3. B. des Rambler geschrieben; dieß treffliche Werk allein gäbe mir Stoff zu ein paar Jahrgängen der Winterabende. Es verdient auch unter uns mehr gekannt zu sein. — Wenn ich jener Wochenschrift mehr den Charakter einer Sammlung gebe, kostet sie mich weniger Zeit, und ich kann meine ernsthaften Studien dabei ungehindert fortsetzen. Als Speculation kann sie nur dadurch gewinnen.

9. December.

Morgens. — Ich las gestern im Rambler und fing auch den Tattler an.

Im Tattler habe ich etwa 10 Nummern gelesen. Da er das älteste Wochenblatt ist, lerne ich daraus zugleich die Geschichte und die allmählige Ausbildung dieser Gattung kennen. Erst als Addison beitrat, erhielt das Blatt Gediegenheit und Reichthum.

Abends. — Ich zerstreue mich mit der Lectüre der Schriften von Mad. Pichler.

Die Schalheit der Pichler'schen Schriften hat mich wieder zum Rambler zurückgebracht. Zuweilen thut jedoch leichte (auch schlechte) Lectüre dem Geist wohl; es spannt ab.

10. December.

Abends. — Ich habe die Lectüre des Rambler geendigt. Es ist das Werk eines reifen Geistes und wohl werth, daß man ihm nacheifere. Vielleicht werden die Winterabende ein Gegenstück dazu.

Nachts. — Ich lese jetzt den Tattler, worin sich nun schon Addisons Humor zeigt. Es ist doch sehr der Mühe werth, die ganze Reihe seiner Wochenschriften durchzulesen.

11. December.

Nachmittags. — Ich lese einen ungleich besseren Roman der Mad. Pichler (Leonore). Diese Bekanntschaft muß ich seinerzeit erneuern.

Nachts. — Diese Romane — sie taugen alle nichts; sie verweichlichen das Gemüth und verführen die Einbildungskraft. — Wohl hatte Platon recht, die Dichter aus seiner Republik zu verweisen.

Ein Buch will ich schreiben, — wenn es Gottes Wille ist — einen ernsten Roman: — mein Leben. Daraus läßt sich etwas lernen; denn ich habe das Schlimmste und das Beste in meinem Herzen getragen.

12. December.

Morgens. — Der Pichler'sche Roman hielt mich bis Mitternacht wach.

Vormittags. — Die letzten Scenen häuslichen Glück's (in Leonore) haben mich sehr gerührt. Es ist mehr die Sache als die Kunst, die so auf mich wirkt.

Zur Abwechslung las ich in Humes politischen Versuchen (deutsch). Gesunder Verstand ist auch dieses, wie jedes wahrhaft großen Geistes, hervorstechender Charakter.

13. December.

Morgens. — Vom neuen Jahr will ich meine ernsthaften Studien ordentlich betreiben. Im ersten Jahr kann die Tagesordnung so eingerichtet werden:

Frühstunden: 2 Stunden Logik und allg. Philosophie. (Historisch: Logik von Wolf, Baumgarten und Segner. — Zur Vergleichung: Logik des Aristoteles, Lamberts Organon, Lodie. — Leibnitz und Malebranche und Hume. Fries und Kritik; Chr. Weiß Psychologie. — Buhle oder Tennemann Geschichte der Philosophie.)

—	2 Stunden	—	Mathematik.
—	1 Stunde	—	Latein.
Abendstunden:	1 Stunde	—	Latein.
—	1 „	—	Griechisch.
—	1 „	—	Neue Sprachen.

Dazu noch 2 Stunden — Geschichte, Reisen und schöne Literatur.

Sollte eine Aussicht zu einer Bibliothekarstelle sein: so muß eine Stunde von den Sprachen und eine von der gemischten Lectüre erspart und auf allgemeine Bücherkenntniß verwendet werden.

Abends. — Olivier von Mad. Pichler hilft mich zerstreuen. — Olivier hat einen beinahe meisterhaften Gang der Handlung. Das ist eine Schriftstellerin, wie — ein Mann.

Nachts. — O Glück ohne Gleichen! Ich darf den Wissenschaften leben. Bald — bald werden sie meine einzige Beschäftigung sein.

14. December.

Also zum Theater! — Mein Herz ist ganz entgegen. — Das Projekt occupirt mich sehr.

15. December.

Morgens. — Das ganze Glück des Lebens, das ich mir träumte, fällt zusammen, auch alle meine besseren Absichten, wenn ich aufs Neue in diesen Strudel der Eitelkeit geraten sollte. In der Beschränkung (auf das blos Kritisch-Literarische), worin ich dem Geschäfte vielleicht noch gewachsen wäre, bin ich den Unternehmern von zu geringem Nutzen. Dazu kommt meine Kränklichkeit und die Eile, womit ich nach einer solchen Katastrophe wieder in der Welt auftreten soll.

Vormittags. — Nein! Ich kann, darf und mag auf dieß Projekt nicht eingehen. Ernst ist mein Leben und höheren Pflichten geweiht. Wir werden leben, auch ohne Das. —

16. December.

Jacta est alea! Ich habe vorläufig zustimmend geschrieben und um eine Unterredung auf heute Abend gebeten.

17. December.

Was ich etwa schreibe, muß rein wissenschaftlich sein, mein Leben ausgenommen, das als Beispiel lehrreich werden kann.

Ich lese die Ruth von C. Pichler. Es ist ein ziemlich unbedeutendes Gedicht.

18. December.

Morgens. — Der Tattler wird vom zweiten Theil an immer intressanter. Es ist für die Kunst des Wochenschriftstellers viel von ihm zu lernen und manche sinnliche Erfindung anzuwenden.

Vormittags. Wohl bin ich noch nicht zum Sittenlehrer geeignet, denn ich bedarf selbst noch der Lehre. — Was die Menschen (selbst die Schlechtesten) von mir denken, kümmert mich noch immer mehr, als die Erfüllung meiner Pflicht. Weg mit dieser Weichheit, dieser feigen Niedergeschlagenheit! Thue Recht und scheue Niemand! —

Nachmittags. — Addisons liebenswürdiger Humor erheitert mich öfters. — Der Spleen (es ist mitunter meine Krankheit) hält nicht gegen seine Kurart. S. Tattler Nr. 80.

Nachts. — Noch kann ich über meinen künftigen Stand nichts festsetzen. Erst muß der wahre Schluß meines ersten Lebens vorüber sein.

19. December.

Vormittags. — Wenn ich die Winterabende wirklich schreiben sollte, so denke ich folgende Eintheilung der Blätter zu machen: 1 Blatt jede Woche didaktisch (Moral, Klugheitslehre im ernsten Lehrton), 1 Blatt historisch-literarisch (Biographie, Charakteristik und Kritik; auch Bruchstücke aus der allgem. Geschichte und Völkerkunde) und 1 Blatt humoristisch-satirisch. — Nach diesen Hauptfächern will ich die einzelnen Gegenstände auszeichnen und ordnen, dann darnach sammeln, meine eigenen Gedanken niederschreiben und endlich an die Ausarbeitung gehen.

Nachts. — Welch ein schöner Geist ist Addison, und wie nützlich sind seine Schriften! Gewiß, ich hätte genug gelebt, wenn ich den Deutschen werden könnte, was er den Engländern war. Aber er starb in dem Alter, in dem ich diesen Gedanken zu fassen anfange.

20. December.

Ich habe Ozanams Cours de Mathematique zu lesen angefangen und zwar die Algebra, um einen vor-

läufigen Begriff davon zu haben. Er läßt darauf Euclids Grundsätze folgen.

22. December.

Ich mache mir eine Zerstreuung mit Helvetius de l'homme, das ich unter meinen Büchern fand und doch lesen muß.

26. December.

Helvetius hat doch viel Verdienst, obwohl sein System nichts taugt. Auf jeden Fall verdient er ganz gekannt zu werden.

28. December.

Es sind treffliche Sachen im Helvetius, von denen ich auch in der Wochenschrift öfter Gebrauch machen könnte; dahin gehören vorzüglich seine Betrachtungen über die Glückseligkeit des Einzelnen (der Armen und Reichen), über die Langweile ꝛc.

Anmerkungen.

1811

Jänner.

1. Aus Addisons Cato, V. Act, 1. Scene.

20. The Rambler, eine von Samuel Johnson 1750—1752 herausgegebene Wochenschrift, vgl. S. 261 und 265.

Februar.

7. Die Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen constituierte sich unter der Präsidentschaft der Fürstin Karoline von Lobkowitz, geb. Fürstin von Schwarzenberg, im J. 1810. Sie bezweckte, bestehende gemeinnützige Anstalten durch Privatmittel zu unterstützen und neue ins Leben zu rufen. Als erste Aufgaben des Vereines wurden in Aussicht genommen: die Förderung des Taubstummen-Institutes und der Anstalt zur Erziehung blinder Kinder, die Heranbildung von Augenärzten, die Errichtung einer öffentlichen Schwimmschule und — die Verbreitung der Bienenzucht. Sekretär der Gesellschaft war Josef Sonnleithner. Vgl. über diesen Anmerkung zum 21. März 1814.

15. Johann Elert Bode: Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude. 8⁰ Berlin, Himburg, 1808.

März.

9. Charles de Bonnet: Idées sur l'état futur des êtres vivants, ou Palingénésie philosophique, Genève 1769 und Münster, Coppenrath, 1770; deutsch von Lavater unter dem Titel „Philosophische Palingenesie". Zürich, Orell 1769.

17. Durch das Finanzpatent vom 20. Februar 1811 wurden die bis dahin als Papiergeld coursierenden Bancozettel außer Umlauf gesetzt und zum Course von 20 für 100 gegen „Einlösungsscheine“ umgetauscht.

April.

2. Aschenbrödel, Romantische Oper in 3 Acten, nach dem Französischen des Etienne, Musik von Nicolo Isouard. 1. Aufführung im Theater a. d. Wien am 2. April 1811.

4. Bonnet: Contemplation de la nature. 3 vol. Hambourg 1782; deutsch von J. D. Titius, 2 Bde., Leipzig, Gleditsch 1803.

12. Hermann Samuel Reimarus: Abhandlung von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, mit Anmerkungen von J. A. H. Reimarus. Hamburg, Bohn 1791.

14. Hermann Samuel Reimarus: Die Vernunftlehre als eine Anweisung zum richtigen Gebrauche der Vernunft. Hamburg, Bohn 1790.

15. Die Templer auf Cypern, Schauspiel in 5 Acten von Zacharias Werner. 1. Aufführung im Burgtheater 28. März 1811.

16. Hermann Samuel Reimarus: Angefangene Betrachtungen über die thierischen Kunsttriebe. Nach seinem Tode herausgegeben von J. A. H. Reimarus. Hamburg, Bohn 1773.

Mai.

9. Hufeland: Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. 2 Thle., Berlin, Realschulbuchhandlung 1798.

10. Ludwig Heinrich Jacob: Grundriss der allgemeinen Logik und kritische Anfangsgründe der Metaphysik. Halle, Hemmerde und Schw. 1800.

Joh. Heinr. Tieftrunk: Grundriss der Logik. Halle, Curt 1801.

Joh. Andr. Segner: Specimen logicae universaliter demonstratae. Jenae, Cröcker 1740.

Joh. Georg Heinrich Feder: Grundsätze der Logik und Metaphysik. 8. Aufl., Göttingen, Dieterich 1794.

13. In der von Leopold Alois Hoffmann herausg. „Wiener Zeitschrift“ veröffentlichte Schreyvogel die Aufsätze „Ein Vorschlag, den Streit über das Recht der Konstitution betreffend, mit einer kurzen

Prüfung der neuesten Äußerungen des Herrn Justus Möser über das benannte Recht“ (Bd. I, S. 282—304; Justus Mösers Aufsatz war in der Berlinischen Monatsschrift 1791 erschienen) und „Hat vor dem Hochgerichte der französischen Nation eine rechtliche Klage gegen die ausgewanderten Franzosen statt?“ (Bd. II, S. 98—109.)

„Die eiserne Maske, ein Trauerspiel“ erschien in der „Österr. Monatsschrift“, u. zw. der 1. Act in Bd. I, S. 305—330, der 2. Act in Bd. II, S. 99—138, der 3. Act ebend. S. 196—236. In einer Nachschrift zum 3. Act bemerkt Schreyvogel, dass dieses Trauerspiel, sein erster Versuch im dramatischen Fache, in 5 Acten angelegt war, dass er jedoch in einer neuen Bearbeitung des Ganzen begriffen sei und darum hier abbreche. Dennoch erschien der 4. Act im Bd. III, S. 87—108.

Johann B. Alxinger, der Dichter des „Doolin von Mainz“ und des „Bliomberis“, geb. Wien 24. Jänner 1755, gest. daselbst 1. Mai 1797, Gründer und Herausgeber der „Österreichischen Monatsschrift“, zu deren Mitarbeitern auch Schreyvogel (s. o.), sowie von Ehrenberg, Leon, Ratschky und Schwandner zählten. Im Novemberheft 1793 kündigte Alxinger an, dass vom kommenden Jahre ab jeder der genannten Redacteure selbstständig und unter eigener Verantwortlichkeit je 2 Hefte der Zeitschrift herausgeben würde. Schreyvogel übernahm die Monate Jänner und Juni des Jahres 1794 und wendete sich alsbald gegen den Exjesuiten Felix Franz Hofstätter, der in seinem „Magazin der Kunst und Literatur“ die schon von Leopold Alois Hoffmann begonnene Denunziation und Verdächtigung aufgeklärt denkender Schriftsteller fortsetzte und Schreyvogel im 7. Hefte des Jahrganges 1793 persönlich angegriffen hatte.

Am Schlusse des Juniheftes kündigt Schreyvogel an, dass damit die Zeitschrift zu erscheinen aufhöre. Die Nörgeleien, denen die Mitglieder der kleinen Gesellschaft, infolge der literarischen Fehde mit Hofstätter, von Seite der Behörden ausgesetzt waren, hatten zu ihrer Auflösung geführt. Damals fasste Schreyvogel den Plan, Wien zu verlassen, und Alxinger bemühte sich ihm Eingang in die literarischen Kreise Deutschlands zu verschaffen.

Die Philosophie unseres Zeitalters in der Kinderkappe (von Pölitz). Dresden, Arnold 1803.

14. Franz Josef Mumelter von Sebernthal, geb. Bozen 2. Februar 1762, gest. Wien 1798, Geschichtsforscher und seit 1790

Professor der allgemeinen Weltgeschichte an der Wiener Universität. Schreyvogel plante in den Jahren 1796 und 1797 mit Mumelter eine Umänderung der „Wiener Zeitung" in eine Hof- und Staatszeitung nach englischem Muster. Als Mumelter plötzlich starb, trat an seine Stelle der berühmte Jurist Zeiller. Das Unternehmen kam nicht zustande, da sich die oberste Hofkanzlei und der Staatsrath gegen Schreyvogels Project aussprachen. Ausführlicheres hierüber in Bettelheims „Biogr. Blättern", Bd. I, S. 54 bis 107: „Josef Schreyvogels Entwurf einer Wiener Hof- und Staats-Zeitung. Mitgetheilt und eingeleitet von Karl Glossy."

19. Buffons „Théorie de la terre" (3 Bde.) erschien 1792 in Bern.

21. Franz Volkmar Reinhard: Versuch über den Plan, den der Stifter der Religion zum Besten der Menschheit entworfen. Wittenberg, Zimmermann 1798

31. Gersthof, zu Schreyvogels Zeit beliebte Sommerfrische Wiens, heute ein Theil des XVIII. Wiener Gemeindebezirkes.

Juni.

5. Johannes von Müller: 24 Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit, nach seinem Tode durch seinen Bruder Johann Georg Müller herausgegeben. 3 Theile, Tübingen, Cotta 1811.

19. Barthélémy: Voyage du jeune Anacharsis en Grèce 7 vol. Paris 1790; deutsch von Biester, Berlin, Lagarde 1792—1793.

Juli.

15. Schon 2 Monate nach der Ausgabe der Einlösungsscheine war ihr Cours gefallen, und ihr Wert sank, wie Schreyvogel prophezeite, noch weiter bis zum Course 400 für 100 Gulden Conventionsmünze.

25. Vielleicht das Werk: „Catharina die Zweite. Darstellungen aus der Geschichte ihrer Regierung und Anekdoten von ihr und einigen Personen, die um sie waren," das 1797 ohne Angabe des Druckortes erschien.

28. Der dramatische Dichter Heinrich von Collin, geb. Wien 26. December 1772, starb daselbst 28. Juli 1811.

August.

12. Karl August **Böttiger**, geb. Reichenbach 8. Juni 1760, gest. Dresden 17. Nov. 1835, von 1791—1804 Director des Gymnasiums in Weimar, wo Schreyvogel während seines Aufenthaltes in Jena persönlich mit ihm verkehrte. In den späteren Jahren, während Böttigers Aufenthalt in Dresden, entwickelte sich zwischen ihm und Schreyvogel ein lebhafter Briefwechsel, der im Nachlasse Böttigers in der königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrt ist.

September.

23. Samuel **Baur**: Interessante Lebensgemälde der denkwürdigen Personen des 18. Jahrhunderts. 6 Theile, Leipzig, Voss 1803 bis 1807.

24. S. Jak. **Baumgarten**, Merkwürdige Lebensbeschreibungen berühmter Leute, größtentheils aus der Britannischen Biographie. 10 Theile, Halle, Gebauer 1754—1770.

27. **Hume**: Enquiry concerning the principles of morals. Edinburg 1751.

October.

8. **Humes** „Enquiry concerning human understanding" erschien London 1748, deutsch von Sulzer 1755, von W. G. Tennemann mit einer Abhandlung über den Scepticismus von Reinhold Jena 1793.

10. Friedrich **Nicolai**: Geschichte eines dicken Mannes, worinnen 3 Heirathen, 3 Körbe und viel Liebe. 2 Bde., Berlin, Nicolai 1794.

17. **Denkwürdigkeiten** Maximilians von Bethune, Herzogs von **Sully**, in Schillers Sammlung historischer Memoires. Jena, Mauk, Bd. 1—6.

24. Joh. Christian **Reil**: Diätetischer Hausarzt. Aurich 1791.

28. **Der Augenarzt**, Singspiel in 2 Acten nach dem Franz. („Les deux aveugles de Francoville" von Armand Croizette und Chateauvieux) frei bearbeitet von E. Veith, Musik von Gyrowetz. Erste Aufführung im Kärntnerthortheater 1. Oktober 1811.

Einzelne Theile der Memoiren **Brantômes**, die biographischen Fragmente über die erlauchten Frauen und über die hervorragenden Feldherren Frankreichs sind in Schillers Sammlung historischer Memoires, II. Abtheilung, 10. und 11. Bd., enthalten.

November.

1. Denkwürdigkeiten des Grafen von Pontchartrain in Schillers Sammlung historischer Memoires, Jena, Mauke, Bd. 15, 16.

8. Chr. G. Heinrich: Geschichte von Frankreich. 3 Theile, Leipzig, Fritsch 1802—1804.

9. Joinville's Denkwürdigkeiten über Ludwig IX. von Frankreich in Schillers Sammlung Historischer Memoires, I. Abth., 4. Bd.

10. Der ungarische Reichstag war im Juni 1811 zur Berathung über das Februar-Finanzpatent einberufen worden. Die Regierung nahm damals als feststehend an, dass die Erlassung des Finanzgesetzes selbst Ausfluss der Landeshoheit, also im Reichstage gar nicht zu discutieren sei und dieser nur über die Art der Durchführung zu verhandeln habe. Diesen Standpunkt anzuerkennen, weigerten sich die Stände unter Berufung auf die ungarische Verfassung hartnäckig, und trotz monatelanger Unterhandlungen wurde eine Einigung nicht erzielt. Auch die „allerhöchste Willensmeinung", die der Vicepräsident der Polizeihofstelle Haager am 5. November in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte und auf die Schreyvogel hier anspielt, verfehlte ihren Eindruck. Sie lautete: „Was ich zum Wohle meiner Monarchie zu beschließen finde, davon werde ich in keiner Weise abgehen und in Ungarn ebensowenig als sonst wo Trotz, Verengung von Rechten und Widersetzlichkeit dulden, noch zugeben, dass die ungarischen Stände meine auf die Wohlfahrt meiner Gesammtstaaten gerichteten väterlichen Absichten vereiteln und dadurch ihr Glück untergraben." Trotzdem lehnten die Stände in der schroffsten Weise ab, die verlangte Garantie für einen Theil der Einlösungsscheine zu übernehmen und Garantie für den Tilgungsfond zu leisten. Trotz weiterer Drohungen der Regierung gaben sie auch in der Folge ihren Widerstand nicht auf. So kam es denn am 20. Mai 1812 zur Auflösung des Reichstages und zur Octroyierung des Finanzpatentes (am 1. September 1812).

13. Geheime Memoiren des Herzogs Louis von St. Simon in Schillers Sammlung historischer Memoires. Bd. 24 u. ff.

19. Friedrich Schlegels „Deutsches Museum" erschien mit Beginn des Jahres 1812 bei Camesina in Wien, aber nur in zwei Jahrgängen von je 12 Monatsheften. Ende December 1813 erklärte Schlegel in einem Schlusswort „An die Leser", dass er sich infolge der kriegerischen Ereignisse veranlasst sehe, seine Zeitschrift wenigstens für das Jahr 1814 zu suspendieren. Thatsächlich entschloss er sich erst

1820 wieder zur Herausgabe einer Zeitschrift „Concordia“, die bis 1823 in Wien erschien.

Ferguson: Recherches sur les causes, les progrès et la chute de la République Romaine. 3 vol. Frankfurt, Varrentrapp.

December.

1. Hutcheson siehe Anmerkung zum 20. Februar 1812.

3. Die „Essays moral, political and literary“ von Hume erschienen Edinburg 1742.

6. Die „Winterabende“, deren Herausgabe Schreyvogel wiederholt plante (vgl. I., 150, 160, 169, 218, 261, 263—266, 270, II., 4, 138, 140, 143), gelangten nicht zur Ausführung. Unter demselben Titel war 1794 zu Frankfurt a. M. eine „Sammlung merkwürdig rührender und moralischer Geschichten“ erschienen. Ob Schreyvogel die englische Zeitschrift von Dr. Knox: Winter Evenings, 3 Bde. 1788, gekannt hat, vermag ich nicht anzugeben.

1812

Jänner.

9. Das erste Heft von Schlegels Museum (vgl. Anmerkung zum 19. November 1811) enthält folgende Aufsätze: „Die Sprache“ von Steigentesch, „Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen“ von A. W. Schlegel, „Zerstreute Blätter“ aus Heinr. Collins Nachlass, „Agronomische Briefe“ von Adam Müller, 1. Theil, und eine Recension über Jacobis „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“ vom Herausgeber. Die Tendenz des Journals drückt sich vornehmlich in dem letzteren Artikel, wie auch in der Vorrede aus, in der F. Schlegel bemerkt: „Das erste Übel [an dem die deutsche Literatur leidet] ist eine gewisse ästhetisch-philosophische Gleichgültigkeit, welche nur keine moralischen und religiösen Bande duldet und anerkennt, sonst aber jedwede anderen Bande und Fesseln leicht erträgt, so lange es ihr vergönnt bleibt, alles, was in des Menschen Gehirn hineingeht und was nicht hineingeht, auf ihre Weise durcheinander zu würfeln und ein wissenschaftlich-poetisches Spiel damit zu treiben.“

17. Humes „Dialogues concerning natural religion“ übersetzte Platner, Leipzig, Weygand 1781.

23. Friedr. Heinr. Jacobi: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, Leipzig 1811.

24. Die Abhandlung über das österreichische Papiergeld in den Europäischen Annalen (Jahrgang 1811, 4. Bd., S. 1—87) ist betitelt: „Versuch einer Beantwortung der Frage: Wie kann Oesterreich den Umlauf des baaren Geldes in seinen Staaten wieder herstellen?“

Februar.

7. Schlegels Recension im ersten Hefte des „Deutschen Museums“ S. 79—98.

11. Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten [von Matthias Claudius]. 7 Theile. Hamburg, Perthes 1775—1803; Zugabe oder 8. Theil. 1812.

13. Francis Hutcheson: Inquiry into the original of our ideas of beauty and virtue, London 1720; deutsch: Leipzig, Fleischer 1762.

17. Das 2. Heft des „Deutschen Museums" enthält einen Aufsatz Schlegels „Über nordische Dichtkunst" und den 2. Theil der „Agronomischen Briefe" von Adam Müller.

20. Francis Hutcheson, Sittenlehre der Vernunft, aus dem Engl. 2 Theile. Leipzig, Fritsch 1756.

26. Die Katakomben, Trauerspiel in 5 Acten von Karl Wolfart. 1. Aufführung im Burgtheater am 17. Februar 1812.

März.

13. An der Spitze der österreichischen Finanzverwaltung stand damals Graf Wallis, dem, nachdem er am 15. April 1813 seines Amtes enthoben wurde, provisorisch Graf Ugarte und bald danach Graf Philipp Stadion folgte.

16. Vincenz Eduard Guldener von Lobes, geb. Pilsen 1763, gest. Wien 30. März 1727, Arzt und medicinischer Schriftsteller, seit 1802 in Wien und 1814 zum Protomedicus ernannt.

23. Schellings „Denkmal der Schrift von göttlichen Dingen &c. des Hrn. Fr. H. Jacobi (vgl. Anmerkung zum 23. Jänner 1812) und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden Lüge redenden Atheismus". Cotta, 1812

24. Joh. Chr. v. Engel: Geschichte des Königreichs Ungarn. 1. Theil. Tübingen, Cotta, 1811. Die weiteren 4 Theile erschienen erst 1813—14 bei Camesina in Wien.

29. Wilh. Gottl. Tennemann: System der platonischen Philosophie. 4 Bde. Leipzig, Barth 1792—95.

31. Josef Paul Gottlob Freiherr von Lederer, geb. 26. Februar 1771, gest. 31. März 1812, seit 1807 Stadthauptmann von Wien.

April.

9. Das 4. Heft von Schlegels „Deutschem Museum" enthält folgende Aufsätze: „Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeit-

genossen" von A. W. Schlegel, „Über den Glauben" von Matthias Claudius, „Kunstnachrichten aus Rom" vom Maler Müller, die Gedichte „Der Adler Jupiters" von J. G. Meinert und „Jakob Degen" auf den Uhrmacher Degen, der damals mit einer von ihm erfundenen Maschine Flugversuche anstellte, „Kaiser Friedrichs I. Barbarossa Pallast in der Burg zu Gelnhausen" und eine Preisaufgabe des Erzherzogs Johann über die Geographie Inner-Österreichs im Mittelalter.

12. Dietrich Tiedemann: Griechenlands erste Philosophen, oder Leben und System des Orpheus, Pherecydes, Thales und Pythagoras. Leipzig, Weidmann 1780.

13. Adam Müllers „Vermischte Schriften über Staat, Kunst und Philosophie", 2 Bde., waren eben bei Camesina in Wien erschienen.

16. Martin v. Molitor, geb. Wien 20. Februar 1759, gest. das. 16. April 1812, Landschaftsmaler und Radierer, berühmt durch seine Gouachegemälde.

30. In der 16. Vorlesung; s. Schlegels „Geschichte der alten und neuen Literatur". Vorlesungen, gehalten zu Wien i. J. 1812, 2. Aufl. 2. Abdr. Wien 1847. Bd. 2. S. 201—248.

Mai.

3. Die Werke, die Schreyvogel über Kant und seine Nachfolger durchzuarbeiten beabsichtigt, sind:

Jakob Fries: „Reinhold, Fichte und Schelling", Leipzig 1803, und „Neue oder anthropologische Kritik der Vernunft", Heidelberg 1807, in dem der Verfasser Kants „Kritik der reinen Vernunft" zu verbessern unternahm.

Jak. Sigm. Beck (nicht Berch): „Auszug aus Kants kritischen Schriften," Riga 1793 und 1796 u. desselben „Commentar über Kants Metaphysik der Sitten", Halle, Bengers 1798.

Joh. Andr. Wendel: „Grundzüge und Kritik der Philosophien Kants, Fichtes und Schellings zur Erleichterung des Selbststudiums dieser Philosophien und zur Verbreitung nützlicher Ansichten desselben." Coburg, Ahl 1810.

Joh. Jak. Wagner: „System der Idealphilosophie," Leipzig, Breitkopf und Härtel 1804, und „Von der Natur der Dinge", drei Bücher, ebenda 1803.

4. Eine Übersetzung von Fergusons „Institutes of moral philosophy“ war unter dem Titel „Grundsätze der Moralphilosophie“ bei Dyk in Leipzig 1772 erschienen.

10. Feders „Lehrbuch der praktischen Philosophie“ erschien 1770.

24. Ludw. Ernst Borowsky: Leben und Charakter Immanuel Kants, von Kant selbst berichtet. Königsberg, Nicolovius 1805.

E. A. Ch. Wasiansky: Über Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren, ein Beytrag zur Kenntniß seines Charakters und häuslichen Lebens, aus dem täglichen Umgange mit ihm. Königsberg, Nicolovius 1804.

Andreas Reichenberger, geb. Wien 24. November 1770, gest. Linz 26. October 1855, theologischer Schriftsteller, 1796—1814 Professor der Pastoraltheologie an der Wiener Universität, später Domprobst in Linz.

Statt Dupat lies Duport. — Louis Antoine Duport, geb. 1783, gest. Paris 18. October 1853, Tänzer und Balletmeister am Kärntnerthortheater, später unter Barbajas Direction Leiter und 1830 bis 1836 selbständiger Pächter dieser Bühne.

Therese Neumann, seit 1812 mit L. A. Duport vermählt, Tänzerin, Mitglied des Kärntnerthorth. 1807—1815.

Juli.

12. Der Grenadier, Singspiel in 1 Act, Musik von Umlauf. 1. Aufführung im Kärntnerthorth. 8. Juli 1812.

Die Pantomime „Pantalon, der Zeichenmeister“ von Nicolo Angiolini. Das Wiener Journal „Der Sammler“ berichtet in Nr. 84 vom 14. Juli, daſs sie „keinen Beifall erhalten konnte“.

August.

14. Karl Friedrich Demiany (nicht Demiani), Maler, geb. Breslau 1768, gest. Dresden 1823, Schüler der Dresdner Akademie, war seit dem Tode Riedels 1816 erster Inspector der königl. Gemäldegallerie und gab einen Katalog derselben in französischer (1817) und deutscher (1822) Sprache heraus.

15. Der „Österreichische Beobachter“ erschien in Wien 1809 unter der Redaction Friedrich Schlegels. Am 1. Jänner 1811 übernahm Pilat die Redaction und führte sie bis 1848, wo das Blatt

seinen Titel in „Österreichische Zeitung", bald darauf in „Allgemeine Österreichische Zeitung" änderte. Die letzte Nummer erschien am 26. October.

18. Die dramaturgischen Briefe die im Sonntagsblatt erschienen waren, nahm Schreyvogel in seine „Gesammelte Schriften" II. Abtheil., 1. und 2. Theil auf.

21. Prince de Ligne: Nouveau Recueil de lettres en réponse à celles qu'on lui a écrites. 2 vol. Weimar 1812.

31. W. Lempriere: Reise von Gibraltar über Tanger ꝛc. nach Marocco, aus dem Engl. von Zimmermann. Berlin, Voß 1793.

September.

4. Johann von Paris, Komische Oper in 2 Acten nach dem Französischen von Castelli, Musik von Boieldieu. 1. Aufführ. im Kärntnerthortheater 25. August 1812.

5. Johannes von Müllers Briefwechsel erschien 1810 als Bd. 5—7 von dessen sämmtlichen Werken, herausgegeben von Johann Georg Müller.

6. Die Pflegesöhne, Trauerspiel in 5 Acten von Kratter. 1. Aufführung im Burgtheater 27. Juni 1812.

15. „Leben des Dichters Martin Opitz von Boberfeld nebst Bemerkungen über seinen poetischen Charakter" von Hegewisch. Deutsch. Museum II, S. 116—157.

27. Die Direction des kais. Operntheaters hatte am 15. März 1812 zwei Preise von je 100 Ducaten in Gold für das beste tragische und komische Operngedicht in deutscher Sprache ausgeschrieben. Zur Concurrenz war „jeder bessere deutsche dramatische Dichter" eingeladen. Die Entscheidung sollten „des Gegenstandes anerkannt kundige Männer thun", und man versprach die Namen derselben zu veröffentlichen. Als äußerster Termin für die Einsendung war Ende October 1812 festgesetzt. Das Wiener Hoftheater-Taschenbuch, herausgegeben von J. F. Castelli, enthielt im 10. Jahrgange (1813) einen darauf bezüglichen Aufsatz: „Gesammelte Gedanken über das Operngedicht überhaupt, mit besonderer Rücksicht auf das beste der ernsten Gattung." Das Resultat der Preisausschreibung wurde in keinem der Wiener Blätter, auch nicht in dem Hoftheater-Taschenbuch veröffentlicht. Am 21. August 1813 bemerkt eine Korrespondenz-Nachricht aus Wien des Stuttgarter Morgenblattes (Nr. 200):

„Wie es mit denjenigen Opern, die um den ausgesetzten Preis von 100 Dukaten in Golde konkurriren, beschaffen ist? bleibt unbekannt. Man sollte doch das Resultat zur Kenntnis bringen; denn unter Vielen werden doch Einige seyn, die eine Auszeichnung verdienen.“

Franz Josef Fürst Lobkowitz, geb. Prag 7. December 1772, gest. Wittingau 15. Dec. 1816, war Mitglied der Cavalier-Gesellschaft, die seit 1806 die Hoftheater gepachtet hatte, seit August 1812 alleiniger Leiter der Oper. Im Mai 1813 wurde ihm wegen der zur Theaterunternehmung contrahirten Schulden Anton Isidor Fürst Lobkowitz zum Sequester bestellt.

28. In einem Briefe an Hormayr vom 2. April 1806 (J. v. Müllers sämmtliche Werke, herausgegeben von Johann Georg Müller, 39. Theil, S. 178 ff.) nennt Müller Heinrich von Collin „unsern Corneille“.

October.

18. Adolfino, der seltene Fr..k...t [= Freiknecht], ein Roman für die elegante Welt von Karl Fischer. Leipzig 1810, 3 Bde. Vergl. Goedeke: Grundriss 2. Aufl. VI, 408.

23. Die Horatier und Curiatier, Trauerspiel in 5 Acten von H. v. Collin. 1. Aufführung im Burgtheater 20. Jänner 1817.

Julie von Billenau, Schauspiel in 5 Acten, in Heinrich von Collins sämmtl. Werken III, S. 191—316; das Stück wurde in Wien nicht aufgeführt. — Eine Besprechung von Collins sämmtlichen Werken erschien in Nr. 81 und 82 des Jahrganges 1814 der Wiener allgemeinen Literaturzeitung. Der Verfasser derselben ist nicht genannt.

November.

4. Fridolin, Dramatisches Gedicht in 5 Acten nach Schillers Ballade „Der Gang nach dem Eisenhammer“ von Holbein. 1. Aufführung im Burgtheater 14. Jänner 1806.

12. Les Ecrivains de l'histoire Auguste, traduits en français. 3 vol. Berlin, Rottmann 1783.

29. Gottfried August Bürgers Ehestandsgeschichte war soeben (1812) erschienen.

December.

12. Ludwig Heinrich Jacob: Allgemeine Religion, Halle, Ruff 1801.

13. Th. Sanchez: Compendium de matrimonio. Grätz, Tusch s. a.

20. Riemanns Opern-Handbuch (Leipzig 1887) nennt zwei Singspiele dieses Titels von Ignaz Walter (1792) und von E. T. A. Hoffmann, Bamberg 1808, das letztere mit Text von Soden. — Einen dramatischen Schriftsteller Joh. Baptist Bertholdi verzeichnet Goedeke: Grundriss, 2. Aufl. V, 345, führt aber nur ein Werk von ihm, das Charakterstück „Der Freund der Frau", an.

1813

Jänner.

14. Ludwig Spohr kam Ende 1812 mit seiner Frau, einer ausgezeichneten Harfenspielerin, nach Wien. Am 14. Jänner gab er sein zweites Concert im kleinen Redoutensaale. Sein großes Oratorium „Das jüngste Gericht“ kam am 21. Jänner zur Aufführung, ohne den gehofften Erfolg zu finden. Einer Einladung des Grafen Palffy folgend, übernahm Spohr im Mai 1813 die Stelle eines Orchesterdirectors und Kapellmeisters am Theater a. d. Wien, der er jedoch infolge von Differenzen im Frühjahre 1815 entsagte. Während seines Aufenthaltes in Wien componirte Spohr die Oper „Faust“, zu der Bernard (vgl. Anmerkung zum 17. Februar 1818) den Text schrieb und die Cantate „Das befreite Deutschland“, Text von Karoline Pichler. Beide Werke kamen während Spohrs Aufenthalt in Wien daselbst nicht zur Aufführung.

28. In der Abhandlung „Der Werth der positiven Offenbarung aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philosophischen Bemühungen“ von E—r. (Deutsches Museum II, 465—484), darin auch ein Citat aus F. Schlegels Recension über Jacobis Schrift von den göttlichen Dingen (vgl. Anmerkung zum 9. Jänner 1812), das sich gegen Kant richtet.

Februar.

12. Welche ist die Braut? Lustspiel in 5 Acten von Johanna v. Weissenthurn. 1. Aufführung im Burgtheater am 25. Jänner 1813.

13. Das Journal „Kronos“, eine Zeitschrift politischen, historischen und literarischen Inhalts, erschien in Prag bei Calve Jänner bis December 1813.

20. Sophie van der Daalen, oder Weiber von ehemals und Mädchen von heute. Lustspiel in 5 Acten nach dem Englischen der M. Inchbald, frei bearbeitet von F. A. Müller. 1. Aufführung im Burgtheater am 18. Februar 1813.

28. T. G. v. Hippel: Über die Ehe. Berlin, Voß 1793.

März.

7. Hedwig, Drama in 1 Act von Theodor Körner. 1. Aufführung im Burgtheater 11. Jänner 1813.

Die alten Liebschaften, Lustspiel in 1 Act von Kotzebue. 1. Aufführung im Burgtheater 11. December 1811.

14. Salem. Lyrische Tragödie in 4 Acten von J. F. Castelli, Musik von J. F. Mosel. 1. Aufführung im Kärntnerthortheater 5. März 1813.

16. Christian Weiß: Von dem lebendigen Gott und wie der Mensch zu ihm gelange. Leipzig, F. C. W. Vogel 1812.

22. Bei der Aufführung der Oper Titus am 22. März 1813 gab die Rolle des Sextus Mad. Harlas, die des Titus Mad. Schönberger, und zwar, wie die Theaterzeitung tadelnd hervorhebt, mit einem Schnurr- und Backenbart.

Marianne Schönberger-Marconi, geb. Mannheim 21. October 1785, gest. Darmstadt 9. October 1882, Mitglied des Kärntnerthortheaters 1805 bis 1810, später wiederholt als Gast auftretend. Sie sang wegen ihrer tiefen Altstimme mit Vorliebe Männerrollen.

28. Die preußischen Proclamationen, an ihrer Spitze der berühmte Aufruf Friedrich Wilhelms „An mein Volk“ sind in Nr. 87 und 88 des „Österreichischen Beobachters“ vom 28. und 29. März enthalten.

April.

13. Von Hemsterhuis las Schreyvogel wohl die Vermischten philosophischen Schriften, wovon eine deutsche Ausgabe bei Weidmann in Leipzig 1782—97 in 3 Bänden erschien.

Balth. Ludw. Tralles: Gedanken über das Daseyn und Unsterblichkeit der Seele. Breslau, Löwe 1776.

Wilh. Albr. Teller: Die älteste Theodicee oder Erklärung der

3 ersten Capitel im ersten Buche der vormosaischen Geschichte. Jena, Frommann 1803.

17. Obwohl das Patent vom 20. Februar 1811 (vgl. die Anmerkungen zum 17. März und 15. Juli 1811) versprochen hatte, keine weitere Emission von Papiergeld zu veranstalten, wurde mit Patent vom 16. April 1813 die Ausgabe von „Anticipationsscheinen“ im Betrage von 45 Millionen Gulden angekündigt.

28. Schellings „Zeitschrift von Deutschen für Deutsche“ Nürnberg 1813.

30. „Philosophische Fragmente aus (Ludwig August) Hülsens literarischem Nachlass“ mit einem Vorwort von Fouqué in Schellings Allgemeiner Zeitschrift von Deutschen für Deutsche S. 266.

Mai.

2. Die Schuld. Trauerspiel in 5 Acten von Adolf Müllner. 1. Aufführung im Burgtheater 27. April 1813.

5. Der Zauberring, ein Ritterroman von Friedrich Baron de la Motte Fouqué, ist 1813 bei Johann Leopold Schrag in Nürnberg erschienen.

7. Acis und Galathee, Ballet von Noverre. 1. Aufführung im Nationaltheater 29. August 1773.

Die Tänzerin Josefa Maria Vigano, geb. Medina, geb. 1756 gest. 1821, Gattin des berühmten Tänzers und Balletmeisters Salvatore Vigano, war Mitglied des Kärntnerthortheaters in den Jahren 1793 und 1794.

16. Albrecht Hallers Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst. 2 Bde. Bern, Haller 1787.

19. Helvetius: De l'esprit. Bern, Seizer 1791.

23. Die „Österreichische Monatsschrift“ enthält außer der „eisernen Maske“ (vgl. Anmerkung zum 13. Mai 1811) folgende von Schreyvogel gezeichnete Aufsätze: „Verschwörung eines Erzbischofs, der Inquisition und der Juden gegen das Königreich Portugall im Jahre 1641“ (mit vollem Namen gezeichnet, Jahrgang 1794, Bd. 1, 1–50 und 182–195), „Jacobiner und ihre Kappen in Frankreich, fünfthalb hundert Jahre vor der Revolution“ (gezeichnet: S., ebend. S. 66–72), „Klägliches Sendschreiben eines Illuminaten an seinen Ordensprovincial“ (gezeichnet: S., ebend. S. 54–63), „Wie man sich

19*

vertheidigt. Für die Leser des Magazins der Kunst und Litteratur" (gegen Hofstätter gerichtet, vgl. Anmerkung zum 13. Mai 1811, gezeichnet: S., ebend. S. 84—92), „Der Glaube an Vorsehung nach Grundsätzen der Vernunft" (mit vollem Namen gezeichnet, ebend. S. 285—293), „Ein Wort über den Nachtheil der jetzigen Anarchie in den Meinungen" (gezeichnet: S., Jahrgang 1794, Bd. 2, S. 201—205), „Nachricht von einem neu errichteten heimlichen Sitten-Tribunal" (gezeichnet: S., ebend. S. 218—224), „Die Republik der Philosophen" (gezeichnet: S., ebend. S. 239—247), „Eine Definition und eine Bitte" (gezeichnet: S., ebend. S. 248—250) und „Schlußrede" (mit vollem Namen gezeichnet, ebend. S. 296—311). Außerdem sind noch einige nicht gezeichnete Artikel der „Österreichischen Monatsschrift" Schreyvogel zuzuschreiben.

Juni.

26. Nathan der Weise. Dramatisches Gedicht von Lessing. 1. Aufführung im Burgtheater 25. Jänner 1819.

27. Freemann, oder Wie wird das ablaufen? Schauspiel in 4 Acten von J. E. Jester. 1. Aufführung im Burgtheater 30. Juni 1802.

Juli.

14. Bernard de Mandeville, geb. Dortrecht um 1670, gest. London 1733, berüchtigt durch seine „Fable of the bees, or private vices made public benefits".

Joh. Gottfr. Karl Kiesewetter: Über den ersten Grundsatz der Moralphilosophie. 2 Theile. Berlin, Matzdorf 1790.

23. Gemeint ist der schlesische Dichter Joh. Christ. Günther, dessen erste Gedichtsammlung 1724, und in 6. Auflage verbessert und vermehrt 1764 erschien.

October.

16. Sismondi: „De la Littérature du midi de l'Europe." 4 vol. Paris 1813.

December.

9. Die moralische Wochenschrift „The Tatler" (der Plauderer), 1709 von Steele begründet, zählte Addison zu ihren eifrigsten Mitarbeitern.

Über Schreyvogels Verkehr im Hause der Karoline Pichler berichtet diese in ihren „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben", Wien 1844, III, 105: „Herr von Schreyvogel, einer unserer ausgezeichnetsten Literaten, ein vieljähriger Bekannter von uns, und damals Vicedirektor des Hoftheaters, welcher Stelle er mit Kenntniß, Geist und Kraft vorstand, besuchte uns zuweilen, und hatte die Güte, mir fast alle seine neuen Produktionen, noch bevor sie gedruckt waren, mitzutheilen." Schreyvogel war es, der Grillparzer bei Karoline Pichler einführte.

11. „Leonore. Ein Gemählde aus der gewöhnlichen Welt" erschien 1813 in der Straußischen Ausgabe von Karoline Pichlers sämmtlichen Werken, Bd. 4 und 5.

12. Humes Politische Versuche erschienen in deutscher Übersetzung in Königsberg bei Nicolovius 1800.

22. Helvetius: De l'homme et de ses facultés intellectuelles et de son éducation. 2 vol. Bern 1791.